

gug#mag

Interviewmagazin

16 Künstler und Kreative
aus Wuppertal
im Interview

10 Fragen an
Wuppertaler
Galerien

Interview mit
WOGA-Organisator
Steffen Schneider

TALWERKE

Wuppertaler Künstler im Gespräch

Die Künstler: Bernd Bähler - Gabriele Bieck - Piet Biniek - Eberhard Bitter
Patricia Eichert - Christian von Grumbkow - Barbara Held - Astrid Kirschey
Peter Jaschinski - André Kern - Tim Leimbach - Doris Oberschachtsiek
Christian Ose - Brigitte Schöpf - Nadine Sommerauer - Andreas M. Wiese



gehypt und gestrandet

Das Interviewmagazin gug#mag wurde von uns im Oktober 2015 ins Leben gerufen. Es wird ein bis zwei Mal im Jahr erscheinen.

Wir beschäftigen uns mit interessanten Persönlichkeiten, Kreativen und Künstlern und porträtieren ihr Leben im Auf und Ab der heutigen Zeit. Ganz im Sinne von „gehypt und gestrandet“... Diese erste Ausgabe widmet sich nun im Besonderen den Künstlern in Wuppertal.

Wuppertal hat viele tolle Künstler und eine breite Kunstlandschaft. Dazu gehört zum Beispiel der Skulpturenpark Waldfrieden, der 2008 vom Bildhauer und Wahlwuppertaler Tony Cragg gegründet wurde, oder das Von der Heydt-Museum, das viele weltbekannte Werke des 19. und 20. Jahrhunderts beherbergt. Auch Projekte wie „Utopiastadt“ im Mirker Bahnhof, die als zentrale Anlaufstelle für die Kultur- und Kreativwirtschaft dient, fördern das kreative Umfeld und die Kunstszene hier. Und mit der WOGA, den Wuppertaler offenen Galerien und Ateliers, die seit 2003 veranstaltet werden, hat die Stadt ein wichtiges Event für die Künstler im Tal. Mit sechzehn dieser Künstler haben wir gesprochen.

Wir interessieren uns für Kunst. Aber wir interessieren uns auch für die Künstler, die hinter den gemachten Werken stehen. Für das Leben der Künstler. Für die Ateliers der Künstler. Für das Wirken der Künstler. Für die oftmals vorhandene Elfenbeinturm-Mentalität der Künstler. Aber auch für das Kämpfen der Künstler um Anerkennung und Erfolg. Doch wie entsteht Erfolg in der Kunst? Ist die Selbstvermarktung mittlerweile wichtiger als die Kunst selbst? „Wer malt, verkauft nicht“. Es braucht bestenfalls beide Komponenten, die zusammenwirken. Hilfe von außen wird begrüßt. Wie der Manager im Musikbusiness, ist dies der Galerist in der Kunst. Gute PR ist überlebenswichtig. Projektion und Polarisation heißen die Zauberwörter, die künftige „Fans“ und Käufer. produzieren sollen. Oder funktioniert der Kunstmarkt doch ganz anders?

In diesem Sinne wünschen wir Euch viel Vergnügen mit dem Lesen der gug#mag-Interviews der von uns ausgesuchten Gesprächspartner in Heft#01.



Susann Pfeiffer



Elvira H. M. Wrosch





Inhalt

006

Eberhard Bitter

Maler

016

Nadine Sommerauer

Kunst und Mode „Quermalerei“

020

Steffen Schneider

Organisator der WOGA

026

André Kern

Maler

034

Christian Ose

Fotograf und Maler

042

Peter Jaschinski

Maler

050

Barbara Held

Malerin

058

Gabriele Bieck

Malschule „Malkasten“

064

Piet Biniek

Fotografin und Künstlerin

072

Tim Leimbach

Maler und Musiker



080

Astrid Kirschey

Fotografin

086

Patricia Eichert

Grafikerin und Fotografin

092

Bernd Bähler

Maler

102

Andreas M. Wiese

Maler

112

Christian von Grumbkow

Maler

124

Brigitte Schöpf

Innenarchitektin und Malerin

132

Doris Oberschachtsiek

Malerin

140

Wuppertaler Galerien und
Kunstvereine

10 Fragen & Antworten



„Meine Kunst ist harte Kost.“

Im Gespräch mit Eberhard Bitter

Die Bilder von Eberhard Bitter sind kraftvoll und ziehen den Betrachter in seinen Bann. Sein Motiv ist fast ausschließlich der Mensch in seiner natürlichen Nacktheit, meist in extremer Bewegung. Der grobe, pastose Farbauftrag wirkt ursprünglich, fast aggressiv, und doch wirken die Figuren empfindsam und angreifbar: Bitters Bilder sind ambivalent und lassen sich nicht leicht fassen. Der Künstler lädt uns in sein riesiges, lichtdurchflutetes Wohnatelier ein. Die Wände sind von seinen Werken geprägt. Und in der Mitte des Raumes wartet ein gedeckter Kaffeetisch.

Herr Bitter, Ihre Werke sind sehr lebendig. Wie gehen Sie bei Ihrer Arbeit vor?

Eberhard Bitter: Ich arbeite normalerweise live, habe aber auch kein Problem damit, zwischendurch vom Foto auszugehen. Es ist wichtig, ab und an das Atelier zu verlassen und mir live meine Eindrücke zu verschaffen. Ich mache dabei oft Zeichnungen und zum Teil auch Fotos. Zum Beispiel habe ich mir schon einmal drei Tänzer hierhin geholt und mit ihnen eine Fotosession gemacht.

Mit welchem Material arbeiten Sie am liebsten?

Alle farbigen Werke, die Sie hier sehen, wurden mit Öl gemalt. Ich habe auch einige neu entwickelte Zeichnungen mit Tusche, in Kombination mit Acrylfarbe, aber ich arbeite am liebsten mit Ölfarbe.

Und wie lange arbeiten Sie an einem Bild?

Im Schnitt arbeite ich so zehn Tage an einem Bild. Zum Teil komponiere ich aber im Vorfeld recht lange an einem Motiv. Hier ist zum Beispiel ein Bild, das nennt sich Körperknoten. (Er zeigt auf ein Bild.) Man sieht drei Körper, die miteinander verschlungen sind. Und da brauchte ich zum Teil viel Zeit, um die Körper so miteinander zu kombinieren, auch wenn ich da von Fotovorlagen ausgegangen bin. Manchmal sieht dann eine Figur bei solchen Fotos falsch aus, sie steht dann nicht richtig. Dann muss ich das immer ein wenig zeichnerisch verändern, bis die Komposition grob steht. Und dann geht die Sache los und ich fange mit der Leinwand und der Farbe an.

Ist die Farbe denn dann schnell trocken?

Ich packe erst immer ganz vorsichtig mit der flachen Hand auf die Leinwand, so nach zwei Wochen, und schaue, ob

die Farbe trocken ist. Es ist schon doof, wenn man ein schönes neues Ölbild gemalt hat, das noch feucht ist, und gerade eine Ausstellung läuft. Man will es dann direkt zur Ausstellung bringen, aber wenn es gerade gemalt ist, dann geht das natürlich nicht. Das ist der Nachteil gegenüber der Acrylmalerei, die sofort trocken ist. Die könnte man dann sofort einpacken und mitnehmen.

Sind Sie ein akribischer Maler, der seine regelmäßigen Arbeitszeiten hat?

Ja, so ungefähr. Ich stehe schon so gegen halb acht auf und dann wird erst einmal gemütlich gefrühstückt. Nicht stundenlang, aber schon in Ruhe. Und dann gucke ich erst einmal auf den Computer. Was sagen die E-Mails? Aber gegen halb zehn will ich dann auch loslegen. Gut, dann muss man auch manchmal noch Sachen besorgen. Heute habe ich nochmal Ölfarben gekauft, das gehört halt noch dazu. Aber ich bin im Grunde genommen, von der Arbeitsmentalität her, wie ein Handwerker.

Sie haben also richtige Arbeitstage?

Ich fange jetzt nicht an zu stempeln und gucke genau auf die Uhr, aber das ist schon mein Beruf, meine Berufung. Und dann arbeite ich tagsüber gut durch. Ich habe ja hier auch das Glück, dass es schön hell ist. Klar, die Fenster könnten noch größer sein, aber ich kann auch mit Kunstlicht improvisieren, deshalb sehen Sie hier auch die vielen Lampen. Da muss es jetzt nicht das absolute Nordlicht sein. Aber es macht mir ja Spaß, diese zwischenmenschlichen Begegnungen darzustellen, da vergesse ich oft die Zeit und das Licht. Ich finde es immer interessant, wenn zum Beispiel beim Tanz Normen von Körpersprache gebrochen

werden. Die bewegen sich ja alle auf eine ungewöhnliche Art aufeinander zu und dann distanzieren sie sich wieder und korrespondieren so auf eine verknotete Art miteinander. Zum Thema Körperknoten will ich bald wieder an einer neuen Serie arbeiten.

War das schon immer Ihr Thema – der Mensch?

Ja, das hat sich ganz schnell herauskristallisiert. Es ist einfach so, dass das zwischenmenschliche Thema, also das Thema Mensch mit all seinen Freuden und Konflikten, die damit verbunden sind, den Annäherungen und Distanzen, mich persönlich am meisten bewegt. Stellen sie sich einen Tatort ohne Menschen vor. Das gibt es gar nicht.

Jetzt neu hinzugekommen ist diese Geschichte mit den Hahnenkämpfen. Da steckt aber im Grunde genommen wieder der Mensch dahinter. Ich habe mal eine Zeit lang Diptychen gemalt, also Bildzweiteiler, als Gegenüberstellung. Ich dachte mir, jetzt will ich auch das Thema Kampf offensichtlicher mit einarbeiten. Viele Künstler greifen dann zum Beispiel auf Boxkampf zurück, auf Catchen oder womöglich auf eine Kriegsszene, wo einer mit dem MG rumballert. Aber dazu hatte ich keine Lust, das wäre mir zu platt gewesen. Und so kam ich auf diese Tiersymbolik.

Das finde ich interessant. Solche Hahnenkämpfe in Kombination bringe ich immer mal wieder, wenn ich Ausstellungen mache. Ich präsentiere dann einen Hahnenkampf und daneben auch eine Menschenszene.

Etwas leicht Beunruhigendes haben Ihre Bilder alle. Sie sind nicht gerade lieblich.

Ja, das stimmt. Hier habe ich mal eine Serie zum Thema Tango gemacht. Zum einen ist Tango natürlich Erotik. Da kommen Pärchen zusammen, sie bewegen sich zusammen. Es gibt im Tango so ein Dreieck. Die Beine sind auseinander und bewegen sich und oben verschmelzen die Körper miteinander. Tango kann aber auch Kampf sein. Und diese Mehrdeutigkeit drückt auch meine Malweise aus. Sie ist ja nicht richtig geschönt. Das hat sich im Laufe der Zeit so ergeben. Ich finde es auch einfach spannend, wenn man die Spuren der Malerei sieht, den Malduktus. Der Auftrag der Farbe entwickelt ein Eigenleben. Ich bin natürlich auf der einen Seite auch Darsteller. Meine Malerei ist ja nicht vollkommen gegenstandslos, sondern ich stelle Körper, Menschen dar, und diese Ambivalenz zwischen formaler Erkennbarkeit und Auflösung finde ich interessant. So wie ich male, das ist für manche schon harte Kost. Für mich ist zum Beispiel die Farbe Rot eher eine Energiefarbe, wenn andere so ein Rot sehen, dann denken sie sofort an Blut, Verletzung, Vergewaltigung ... Ich selbst interpretiere gar nicht so wüst. Ich finde es gerade spannend, wenn so ein Bild auch exemplarisch immer eine Gratwanderung zwischen Ästhetik,

schöner Begegnung, und existenzialistischer Bewegung ist. Vor Kurzem habe ich ein schönes Kompliment bekommen. Da hat mir jemand gesagt, er hätte schon vor Jahren ein Bild von mir gekauft und er findet dieses Bild nie langweilig. Er kann da immer hingucken.

Ja, da tut sich immer was, da ist Leben drin.

Genau. Ich hatte gestern erst eine Ausstellungseröffnung in Gladbeck. Da hängt auch ein Bild, das schon ein bisschen heftiger ist. Die Szene ist etwas existenzialistisch. Ich hatte da einfach Lust, mich einmal auszutoben. Man kann da schon gewisse Aleppo-Assoziationen ziehen, obwohl ich gar nicht explizit Syrien darstellen wollte. Und dann stehen da natürlich auch manche Leute davor und sagen: „Das sind ja Zombies!“ Ich stelle eben Köpfe auf meine Art dar. Doch wie Zombies, so empfinde ich das persönlich gar nicht.

So weit würde ich auch nicht gehen, aber Ihre Arbeit hat schon eine aggressive Ausstrahlung.

Das hat aber nichts mit meiner Person zu tun. Ich empfinde mich eigentlich, vom Lebenstypus ausgehend, unterm Strich als optimistisch. Ich sehe natürlich die fragwürdigen

Eberhard Bitter im Gespräch vor seinem Gemälde



Dinge, die auf der Welt so passieren, je nachdem auch mal im engeren Kreis. Aber ich will die positiven Dinge in den Vordergrund stellen, wenn auch nicht naiv verblendet. Wenn ich male, dann ist das je nach Situation auch meine Art, mich auszutoben.

Haben Ihre Bilder denn eine politische Aussage oder drücken sie ausschließlich Ihre Emotionen aus?

Ich glaube, so etwas dazwischen. Also, ich will jetzt nicht unbedingt mit meinen Bildern aufklären, davon bin ich längst abgekommen. In erster Linie male ich für mich, aber jede Bewegung ist auch immer exemplarisch. Zum einen mag ich eben Tanz und Menschen in Bewegung. Dann sind sie sofort auch gesünder. Das hat etwas Ästhetisches. Aber dann spricht mich immer wieder diese Ambivalenz an, die Ambivalenz zwischen etwas Schönem, der Ästhetik, und der Vergänglichkeit. Vergänglichkeit in einer positiven Psyche, aber auch Vergänglichkeit in einer Depression. Was mich auch beschäftigt, das ist der Mensch in seiner Anonymität. Die Anonymität in unserem Alltag, in dem viele so mit sich selbst beschäftigt sind, dass sie gar keinen Blick mehr für andere haben und nicht mehr auf andere zugehen. Das interessiert mich. Und ich muss sagen, ich entdecke mich da auch manchmal selber. Ich muss teilweise auch positiv egoistisch trennen, wo kann ich mich noch auf Menschen einlassen und wo sage ich lieber „Halt, jetzt will ich mich auch mal um mich selbst kümmern.“ Dieses Thema finde ich nach wie vor immer wieder spannend. Aber ich habe auch zwischendurch mal einen Ausflug gemacht und Baumkörper gemalt. Da habe ich die figürliche Malerei ruhen lassen. Denn mich reizen alte verknöcherte Bäume und die habe ich auch mal gemalt. Dabei war mir besonders die Stelle wichtig, wo der Hauptstamm in die ersten verzweigten Stämme übergeht.

Das ist ja auch Leben.

Zum einen ist das auch Leben und dann hat so ein Baum auch etwas Ruhevolles, etwas Würdevolles, etwas Kraftvolles. Man sagt ja auch: ein Kerl wie ein Baum. So ein hundertjähriger Baum hat etwas Tolles. Ich habe aber in meiner Arbeit den Rest darum getrennt und eine Art Baumkörper geschaffen, so wie eine Skulptur. Es wäre jetzt nicht mein Ding, wie Kaspar David Friedrich, deutsche Eiche zentral ins Bild zu setzen, sondern ich suche nach interessanten Ausschnitten. Ich könnte mir das fürs nächste Jahr als Intervall auch mal wieder vorstellen. Ich habe ja meinen Ausstellungskalender und muss schauen, wo ich da mal wieder solch einen Ausflug unterbringen kann. Ich weiß aber schon, mein Hauptzentralthema ist die figürliche Malerei, aber die könnte dann mal kurz ruhen, um etwas anderes zu schaffen.

Aber etwas Abstand von der figürlichen Malerei wünschen Sie sich manchmal schon?

Es kann auch mal gut tun, locker auszubrechen. Aber einige Freunde rollen schon mit den Augen, wenn ich sage, dass ich mal wieder was anderes machen will. Sie sagen, das würde ich schon seit anderthalb Jahren behaupten. Ich könnte mir aber mittlerweile auch vorstellen, in bestimmten Intervallen sogar mal abstrakt zu malen. Das hab ich so noch nie gemacht. Vor einem halben Jahr hätte ich mir das gar nicht vorstellen können. Wie, abstrakt malen? Was mich da reizen würde, wäre die Arbeit mit Farbkontrasten. Also extreme Farbkontraste wie Dunkelblau/Gelb oder Rot/Grün. Auch jetzt arbeite ich ja viel mit Kontrasten, vor allem mit Hell-Dunkel-Kontrasten.

Ich rede gerne über meine Bilder (*lacht*). Doch erklären will ich sie nicht. Kontraste finde ich unheimlich interessant. Allgemein im Leben. Ich finde es auch ungemein interessant, wenn Menschen kontrastreich sind. Hell und dunkel. Dies übertrage ich in meine Form des künstlerischen Ausdrucks. Es ist immer interessant, wenn das Bild umfällt von dunkel nach hell. Helle Figuren auf dunklem Grund fallen viel stärker auf.

Das macht die Figuren plastischer.

Ja, das macht die Sache plastischer. Und ich sehe mich manchmal wie eine Art Bildhauer in der zweiten Dimension. Ich habe Lust, dunkle Bildhintergründe zu setzen, die natürlich bewegt sind. Nicht nur einfach monochrom schwarz oder dunkel, sondern es soll da natürlich auch malerisch Leben drin sein. Ich gehe für meine Inspiration auch gerne mal ins Theater, besonders ins Tanztheater. Und da ist es ja auch interessant, wenn die Körper durch einen Spot oder durch zwei Spots angeleuchtet werden. Dann hat man auch eine Plastizität und der Hintergrund ist ziemlich dunkel.

Ein Leben ohne Kunst könnten Sie sich gar nicht vorstellen?

Nein.

Man merkt, wie Sie in Ihrer Arbeit aufgehen. Gab es einmal einen Zeitpunkt, an dem sie dachten, das kriege ich vielleicht gar nicht hin?

Also, sagen wir mal so ... (*Wir setzen uns.*) Ich fange mal ein wenig naiv an. Als Kind habe ich immer gerne gemalt und gebastelt und ich wollte zur See fahren. Dann habe ich auch ein paar Segelscheine gemacht, aber das mit dem Segeln ist dann gestorben. Das Gute war, meine Eltern haben sich mir nie in den Weg gestellt. Sie sagten mir nie, ich solle Wirtschaft oder Mathematik studieren, sondern haben mir meinen Weg gelassen. Ich habe dann aber nicht klassisch Kunst an einer Akademie studiert, sondern

ursprünglich Grafik-Design. Weil ich eben auch dachte, ja, ich will was im kreativen Bereich machen, aber ich will auch im Kopf haben, dass ich damit Geld verdienen kann. Und Kunst war mir mit 18 oder 20 Jahren zu lufttrocken. Aber ich merkte relativ schnell, wie hin- und hergerissen ich doch immer noch war, zwischen Studium und meiner freien Kunst. Zum Glück hatte ich einen Professor, der die künstlerische Schiene abdeckte. Er war anscheinend ein guter Pädagoge, jedenfalls ließ er mich frei entwickeln. Das war sehr schön. Und letztendlich habe ich mich nach Zweidrittel des Studiums doch für die Freie Kunst entschieden. Ich hatte einfach gemerkt, dass die Praxisrealität in der Werbung eigentlich nicht so mein Ding war. Schon dieser ewige Zeitdruck unter der die Präsentationen erstellt werden müssen ... Als ich meine Entscheidung dann im Klassenverband mitgeteilt hatte, waren alle ganz schön irritiert, aber

niemand hat mir einen Vorwurf gemacht. Ich konnte meinen Abschluss, mein Examen, also im künstlerischen Bereich machen. Und dann habe ich auch schon angefangen, meinen eigenen künstlerischen Weg zu gehen. Das war natürlich auch schwierig, denn man braucht auch immer Jobs zur Existenzgrundlage.

Nebenjobs mussten Sie am Anfang also auch machen?

Ja, die mache ich auch heute noch. Also, toi, toi, toi, seit 2012, seitdem ich auf die Art Karlsruhe gehe, ist es finanziell immer mehr bergauf gegangen. Aber ich habe natürlich als Künstler immer auch Nebenjobs gemacht. Unter Künstlerkollegen und Kunsthistorikern gibt es eine These: Wenn die Künstler zur existenziellen Lebenssicherung bewusst etwas Artfremdes machen, etwas, das mit Kunst gar nichts zu tun hat, dann haben die meisten Künstler mehr Power, noch Energie in ihre Kunst reinzustecken.

Ich habe zum Beispiel lange Jahre, so zehn oder zwölf Jahre, etwas ganz Verrücktes gemacht: Ich habe frühmorgens Zeitungen ausgetragen. Ich kam dabei in mehrere Reviere und kam damit gut klar. Oder in Düsseldorf, da habe ich auch mal in einer kleinen Druckerei gearbeitet. Das ging auch. Seit mehreren Jahren habe ich jetzt aber etwas Schönes. Damit kann ich mich auch gut identifizieren. Ich habe zwei Lehraufträge für Zeichnen und Gestalten an einer Hochschule für Architektur. Ich unterrichte da im Grunde genommen zeichnerische Grammatik. Da müssen die Studenten zum Beispiel ein Glas zeichnen. Wie funktioniert so ein Kreis in der perspektivischen Verkürzung? Wie funktioniert ein Kubus in der perspektivischen Verkürzung mit zwei Fluchtpunkten und so weiter. Ist schon recht angewandt. Ich habe zwischendurch auch figürliches Zeichnen dabei. Ja, das macht mir auch wirklich authentisch Spaß.

Ich nehme an, dabei lernt man dann ja auch selber etwas?

Richtig. Und ich muss ehrlich sagen, ich arbeite gerne mit den Studenten. Wenn man als Künstler eben einen Nebenjob als Standbein hat, das muss einem überhaupt nicht peinlich sein. Die allerwenigsten Künstler können allein von ihrer Kunst leben. Und dann gibt es auch immer wieder das Problem der Abhängigkeit. Da heißt es dann zum Beispiel: Also, um meine Miete zu bezahlen, muss ich mal wieder schön weich malen. So viele Künstler verformen sich da, oder werden von verschiedenen Galeristen verformt. Wenn sie sagen: Mal doch mal so



Der pastose Farbauftrag Bitters wirkt vehement und kraftvoll und erst auf die Distanz hin eröffnet sich einem das Motiv, ein Hahnenkampf



Geordnetes Chaos im Wohn-Atelier des Künstlers

und so, das können wir besser verkaufen. Die Gefahr besteht natürlich immer. Und meine Kunst ist ja nun nicht unbedingt leichte Kost. Mein Galerist sagt da immer so schön, dass sich die Leute an meiner Kunst teilen. Die einen sagen: „Hilfe, furchtbar ... das könnte ich mir ja überhaupt nicht an die Wand hängen.“ Und die anderen sagen: „Endlich mal tolle, mutige und ausdrucksstarke Kunst.“ So unterschiedlich sind die Meinungen. Ich erzähl mal kurz

ein Döneken: Als ich in Düsseldorf wohnte, also vor zehn Jahren, da ging es finanziell nicht so gut, unter anderem wegen der hohen Kosten in Düsseldorf. Und da hatte ich mal so einen komische Galeristen, der sagte dann zu mir: „Malen Sie doch mal kleinformatiger, malen Sie doch mal weicher und dann holen Sie sich mal ein Pornoheft und malen mal ein bisschen im Weichzeichnerstil, das lässt sich verkaufen!“ Auf so etwas habe ich keinen Bock gehabt.

Ich hatte zwischendurch mal überlegt, Porträtmalerei zu machen, schön kitschig und so, parallel zu meiner freien Kunst. Aber eine professionelle Porträtmalerin sagte dann zu mir, dass man damit auch zwei Kundenkreise hätte und die Managementarbeit auch immer für beide Sparten gemacht werden muss, für meine eigene Kunst und für die Porträtmalerei auch. Ich habe mal einen Monat trainiert. Ich würde mir das schon zutrauen, aber dann habe ich es doch sein gelassen und jetzt mit diesem Job an der Hochschule Bochum ... (*nickt*) damit bin ich richtig zufrieden.

Ich bin da ja nur Lehrbeauftragter. Das ist aber für mich in Ordnung. Ich beschreibe mal die Hierarchie in unserem Fachbereich: Da gibt es die Professoren, die richtigen Architekturprofessoren, die ihre unterschiedlichen Fächer unterrichten und je nach Umfang wissenschaftliche Mitarbeiter haben. Wissenschaftliche Mitarbeiter sind meistens halbe Stellen für zwanzig Stunden. Da wäre man aber auch richtig angestellt. Und dann gibt es die Lehrbeauftragten, die haben keine Festanstellungen, sie stehen immer wieder alle halbe Jahre zur Disposition. Ich kann mich da also nicht ausruhen. Es kann auch sein, dass mal ein Lehrauftrag gestrichen wird. Man hat mir vor zwei Jahren einen Job als wissenschaftlicher Mitarbeiter angeboten. Ich hätte also innerhalb dieser Hierarchie auf der Leiter hochklettern können. Das wäre ja einerseits zur existenziellen Grundlage gut gewesen und ich habe zwei

Tage überlegt und dann tatsächlich abgelehnt. Und zwar mit der Begründung, dass ich dann in diesem Fachbereich mindestens drei Tage richtig eingebunden wäre. Denn es ist ja so, dass man zwar für 19,5 Stunden bezahlt wird, aber wenn man seine Arbeit wirklich gut machen möchte und man sich in bestimmte Dinge richtig einarbeiten will, dann arbeitet man nicht 19,5 Stunden, sondern eher 30 oder sogar 35 Stunden. Und da habe ich gedacht: Wann komme ich dann noch ins Atelier? Wann male ich denn dann noch? Dann würde ich wieder unzufrieden werden. Ich hab also dieses höhere Wirtschaftsrisiko wieder in Kauf genommen. Das ist aber für mich die richtige Entscheidung!

Sie finanzieren sich doch hauptsächlich durch Ihre Kunst? Ihr Hauptberuf ist ja immer noch die Malerei.

Ja, genau. Ich bin auch in der Künstlersozialkasse. Da muss man ja angeben, dass man sein Hauptgeld durch die eigene freiberufliche Tätigkeit erzielt. Und da wäre ich dann prozentual mehr Angestellter der Firma Hochschule Bochum geworden. Das wollte ich natürlich nicht. So gehe ich nun meinen Dingen nach. Und mit meiner sogenannten künstlerischen Karriere bin ich im Grunde zufrieden. Man kann immer ein Glas Wasser nehmen und sagen, das Glas ist halb voll oder das Glas ist halb leer. Ich bin jetzt nicht die Nummer Eins der Weltrangliste in der bildenden Kunst, aber ich habe zwei gute Galeristen. Und ich wollte immer den Weg der Galerien gehen. Ich habe jetzt zwei

Ungewöhnliche Komposition von Mensch und Schiff, Gemälde von 2012 (140 x 210 cm)



Geschäftspartner, mit denen bin ich sehr zufrieden. Einmal der Galerist Axel Schöber (*Art-isotope*) in Dortmund und der Galerist Olaf Pilz (*RAUMSECHS*) in Düsseldorf. Meine Bilder verkaufe ich über meine Galeristen.

Sie haben auch ein Förderkonzept, über das Sie monatliche Raten erhalten?

Ja, momentan habe ich da wieder zwei Interessenten. Das funktioniert so: Wenn mich jemand als Künstler oder als Person glaubwürdig findet, dann überweist er mir 100, 150 oder 250 Euro monatlich auf mein Konto und dann entsteht nach einem Jahr, oder auch nach zwei Jahren, eine bestimmte Summe und von dem Guthaben kann er sich dann eines meiner Bilder aussuchen. So eine Arbeit wie hier (er zeigt auf das tanzende Paar) kostet dann so um die 5300 Euro. Das ist ja jetzt eines der ganz großen Gemälde, die kleineren sind dann natürlich gestaffelt preiswerter. Und sofort 5300 Euro zu zahlen, das tut den meisten Leuten dann doch weh. Meistens nehmen sich die Leute das Bild, in das sie sich verguckt haben, direkt mit. Dann ist das so eine Art Ratenzahlung. Davon kann ich aber natürlich nicht leben.

Und wie sieht es mit Kunstmessen aus?

Der Dortmunder Galerist geht mit mir auch auf Kunstmessen. Regelmäßig sind wir auf der Kunstmesse Art Karlsruhe und die ist, schon seit Jahren, nach der Art Cologne, die zweit bedeutendste Kunstmesse in Deutschland. Das ist schon ganz gut. Je nachdem, überlegen wir dann auch, andere Messen zu besuchen. Wir waren jetzt zum Beispiel auf einer etwas kleineren regionalen Messe, in der Zeche Zollverein in Essen, sie nennt sich CAR. Die ist aber nicht so gut. Oder die Art Bodensee oder Art Brüssel. Die Art Cologne ist noch eine Hausnummer höher und da zögern wir noch, da der Stand ziemlich teuer ist. Da haben meine Augen schon als Student geleuchtet, als ich auf der Art Cologne war. Da wollte ich schon damals immer mal dabei sein. Dort ist natürlich ein ganz anderer Interessentendurchlauf als in den Galerien oder Ausstellungen. So eine Messe potenziert auch immer den Bekanntheitsgrad.

Die Art Cologne ist also ein Zukunftsprojekt für Sie?

Ja, wenn sich mein Galerist dafür entscheiden könnte. Da muss man sich ja als Galerie auch erst einmal bewerben.

Was sind grundsätzlich Ihre Ziele für die nähere Zukunft?

Ich hätte gerne noch zwei weitere Galerien. Nebenbei stelle ich natürlich noch bei kleineren Galerien aus, z.B. in Duisburg oder in Kühlungsborn an der Ostsee. Am liebsten hätte ich eine feste Galerie in Holland oder Belgien, dort leben Menschen, die der Kunst gegenüber sehr aufgeschlossen sind, und eine in Süddeutschland.



Im Tango verschlungenes Paar. Öl-Gemälde

Da knüpfe ich gerade Kontakte. Man muss natürlich auch immer wieder berücksichtigen, wie viel Output ich habe. Ein Bild ist eben fertig, wenn es fertig ist. Ich kann nicht innerhalb von zwei Monaten zehn gute Bilder für eine Ausstellung aus dem Ärmel schütteln. Da besteht also die Gefahr, dass ich nicht alle Galerien bedienen könnte und dann die Qualität den Bach runter geht. Diesen Fehler machen viele Künstler.

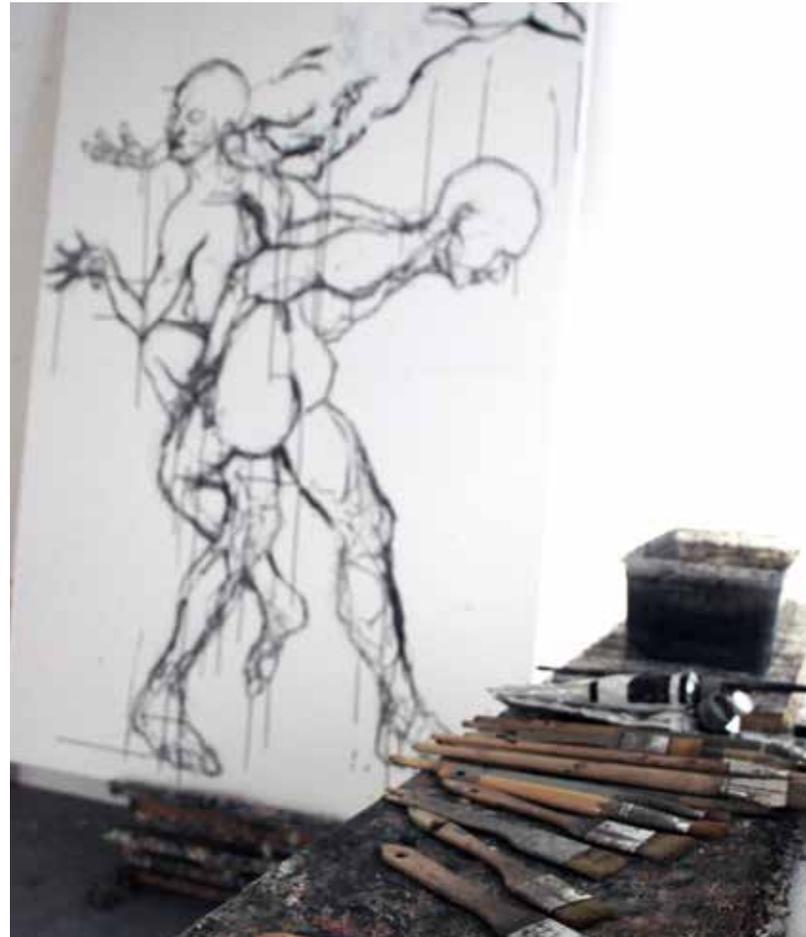
Ein neuer Katalog ist auch noch in Arbeit. Also in meiner Zukunftsvision möchte ich einfach noch so weiter machen wie bisher, sowohl in meiner Karriere, als auch überhaupt in meiner Malerei.

Möchten Sie denn in Wuppertal bleiben?

Ich gucke persönlich nur zwei bis drei Jahre in die Zukunft und da möchte ich erst einmal in Wuppertal bleiben.



Auch in den Schwarz-Weiß-Gemälden steht der Mensch in dynamischer Bewegung im Vordergrund



Studie zum Thema
„Körperknoten“

Was in zehn oder zwanzig Jahren ist, kann ich gar nicht abschätzen. Ich habe so für mich gemerkt: Wuppertal ist meine Stadt. Ursprünglich komme ich ja aus einem kleinen Kaff im Ruhrgebiet und ich dachte lange Zeit, hier versauere ich. Und dann bin ich mit meiner damaligen Freundin nach Düsseldorf gezogen. Das war das andere Extrem. Das war eine gute Zeit, war mir aber von den Kosten zu hoch. Ich habe keine Lust, für die Miete zu leben. Ich habe hier 140 Quadratmeter inklusive Privatbereich, aber in Düsseldorf könnte ich mir für das Geld nur ein viel kleineres Atelier leisten. Hier kann ich atmen! Wuppertal ist meine Stadt. Düsseldorf oder Köln haben sicherlich mehr zu bieten, aber Wuppertal ist auch kein hinterwäldlerisches Kaff. Ich fühle mich hier richtig wohl. Die Nordbahntrasse ist toll und auch die alte Bausubstanz hier. Die Luisenstraße ist ganz schön. In Düsseldorf war ich damals gerne in der Blende oder im Café Knülle, das war auch immer schön. Aber es ist hier in Ordnung.

An der WOGA haben Sie ja auch schon einige Male teilgenommen.

Sechs oder sieben Mal. Man hat mich zwar manchmal gefragt, ob ich das nötig habe, mich auch mit den Hobbymalern zusammen zu präsentieren, aber ich bin da ganz offen. Es ergeben sich da auch ganz nette Gespräche. Die Klientel bei der WOGA ist eine andere als beispielsweise bei den Düsseldorfer Kunstpunkten. Hier verkauft man nicht viel, doch es ist auch schon mal vorgekommen. Aber das bewerte ich nicht. Ich mach ja mindestens vier bis sechs Ausstellungen im Jahr und die WOGA bewerte ich da nicht zu hoch. Dafür mache ich keine eigenen Bilder. Es macht einfach Spaß. Und ich denke, dass ich bei der WOGA immer wieder mitmachen möchte.

Der Spaß ist Ihnen wichtiger als die Karriere?

Ich habe schon viele verhärmte Künstler kennen gelernt, die sich eine große Karriere erträumt haben, die dann nicht eingetroffen ist. Die laufen dann nur noch gefrustet herum. So will ich nicht sein. Natürlich würde ich nicht nein sagen, wenn ein großer Kunstkritiker käme und mich pushen würde, aber die Hauptsache ist für mich, dass ich Spaß an meiner Kunst habe. Ich mag an mir, dass ich mich nicht so verrückt mache. Ich habe keinen übertrieben abgehobenen Traum. Ich habe einfach Lust, weiter zu machen.

Ich bin ja nicht der einzige, der figurativ malt. Zum Beispiel Neo Rauch, der hat es in dem Bereich geschafft. Vielleicht komme ich auch einmal dazu, so eine Karriere zu machen. Aber ich will auch nicht am Kunstmarkt verbrennen. Manche Maler werden so gehypt, dass die

Preise künstlich nach oben getrieben werden und werden dann nach zwei oder drei Jahren wieder fallen gelassen.

Wie werden denn die Preise gemacht?

Das ist recht kompliziert. Man kann ja nicht sagen, dass ein Quadratmeter Eberhard Bitter so und soviel kostet. Man berechnet ein Bild aber wirklich nach Höhe plus Breite mal Multiplikator. Und dieser Multiplikator errechnet sich nach folgenden Kriterien: Kommt der Maler zum Beispiel von einer staatlich anerkannten Kunstakademie? Bei welchem prominenten Professor hat er gelernt? Hat er schon Kunstpreise gewonnen? Hat er Stipendien bekommen? Und so weiter ... So wird im Laufe der Zeit ein Multiplikator errechnet. Dieses Verfahren ist jedoch stark umstritten. Es gibt ein Niedrigpreissegment von etwa 1000 – 8000 Euro, ein mittleres Preissegment von 8000 – 60.000 Euro und das Hochpreissegment ab 60.000 Euro. Alles sehr umstritten. Wenn man nun in ein höheres Preissegment wechseln will, hat man unter Umständen das Problem, keine Bilder mehr zu verkaufen und die Preise wieder zu senken ist dann meist recht peinlich. Um im mittleren Preissegment verkaufen zu können, muss man auch schon einen Namen haben und Eberhard Bitter ist noch lange nicht jedem geläufig. Darum hebe ich meine Preise immer nur sehr leicht an. Preisfindung in der bildenden Kunst ist schwierig und hat mit normaler Logik nichts zu tun. Darum möchte ich lieber auf dem Teppich bleiben.

Haben Sie denn noch ein Leben neben der Kunst?

Kunst ist mein Leben, meine Berufung. Aber es ist auch mal wichtig zu sagen: „Jetzt interessiert mich Kunst einen Scheißdreck.“ Damit man nicht immer so im eigenen Saft schmort. Dann genießt man das Privatleben und trifft sich mit Freunden. Es ist auch mal gut, gar nicht über Kunst zu reden, sondern über ganz andere Sachen. Ich bewege mich gerne. Ich wandere ganz gerne, auch mit Leuten. Raus in die Natur. Und dann freut man sich umso mehr, wieder ins Atelier zu kommen. #

Zur Person

Eberhard Bitter - Jahrgang 1960 - geboren in Wanne-Eickel - Ausbildung als Buchbinder - Studium der Malerei an der Fachhochschule Dortmund - seit 1987 als freischaffender Künstler tätig - seit 2007 Lehrauftrag für Freihandzeichnung an der Universität Bochum - lebt und arbeitet in Wuppertal

www.eberhard-bitter.de



Nadine Sommerauer vor
ihrem kleinen Laden

„Hauptsache selbstbestimmt.“

Nadine Sommerauer und die Quermalerei

Im Januar 2015 hat Nadine Sommerauer ihren Laden „Quermalerei“ gegründet. Dort verkauft sie selbst erstellte, kunstgewerbliche Gegenstände, Bekleidungsstücke und Kissen, sowie auch Schokolade und Wein. Außerdem bietet sie individuelle Näh- und Zeichenkurse an. Ihre Passion ist aber das Malen und Freie Zeichnen und sie experimentiert gerne mit neuen Materialien. Wir besuchen die Mutter einer fünfjährigen Tochter in ihrem winzigen Laden und trinken gemütlich Tee mit ihr.

War es schon immer dein Wunsch, einen eigenen Laden zu führen?

Nadine Sommerauer: Das hat sich einfach so ergeben. Früher hätte ich mir das gar nicht vorstellen können. Die ganze Verantwortung und so ... Nach dem Studium war mir ein fester Job als Einstieg ganz lieb, schon wegen der Sicherheit, auch der finanziellen Sicherheit. Ich komme ja ursprünglich aus dem Münsterland und habe dann da bei einem mittelständischen Unternehmen angefangen. Dort blieb ich fünf Jahre. Und dann sind wir umgezogen, weil mein Mann hier in Wuppertal eine neue Stelle bekommen hat. Zu diesem Zeitpunkt wurde ich gerade schwanger und es war klar, dass ich nicht mehr bei der alten Firma weitermachen wollte, sondern mir etwas Neues suchen musste. Das hat dann auch geklappt und ich war drei Jahre in Düsseldorf als Modedesignerin beschäftigt. Als sich dort allerdings das Arbeitsaufkommen immer weiter steigerte, habe ich mir gesagt, dass ich das mit dem Kind nicht schaffen kann. Ich konnte einfach nicht so flexibel sein. Ich habe mich dann also entschieden, zu kündigen. Im Dezember 2014 habe ich dort aufgehört und übergangslos im Januar diesen Laden geöffnet. Die geringe Miete machte es dann zum Glück möglich, dass ich direkt schwarze Zahlen schreiben konnte.

Womit machst du denn hier die meisten Umsätze?

Am besten gehen meine Nähkurse. Ich habe mit Zeichenkursen angefangen und dann fingen die Leute an, nach Nähkursen zu fragen. Damit habe ich dann also später angefangen. Die sind jetzt gut besucht. Und

an zweiter Stelle kommt das Online-Geschäft. Ich habe auch zusätzlich vier Quadratmeter Ausstellungsfläche in Elberfeld, damit mache ich guten Umsatz. Und dann gehe ich auch noch auf Märkte und verkaufe dort meinen Schmuck. Nebenbei biete ich ja auch zugekaufte Produkte an, mit denen ich einen guten Zuverdienst habe. Auf den Märkten ist das aber auch immer so eine Sache, denn auf den Märkten, auf denen man viel verdient, muss man auch hohe Standkosten zahlen.

Hast du dir das so im Vorfeld vorgestellt?

Also, dass das mit den Bildern schwierig werden würde, das wusste ich. Mir war klar, dass es nicht einfach ist, meine Bilder zu verkaufen und ich erst einmal gucken muss, wie man sich einen Namen macht.

Malen ist also das, was du am liebsten machen würdest?

Natürlich. Ich hätte mich damals am liebsten hingesezt und hätte nur gemalt, und zwar ganz frei. Denn man guckt ja schon ein bisschen herum und lässt sich vom Markt beeinflussen. Mein Mann sagt ja auch immer mal wieder: „Guck doch mal hier, kannst du nicht auch so malen? Das verkauft sich wenigstens.“ Aber das will ich nicht. Ich will ich selbst bleiben. Es ist zwar manchmal schwierig, sich durchzusetzen, aber ich male trotzdem so weiter, wie ich es gut finde. Ich will mich nicht verstellen, nur um etwas verkaufen zu können. Das darf nicht im Vordergrund stehen. Anfangs hätte ich hier am liebsten nur ein Atelier eingerichtet, denn eigentlich wollte ich ja immer die Malerei betreiben. Nach der Ausbildung zur Textilmustergestalterin habe ich ein paar Jahre gearbeitet, bevor ich mich damals entschieden haben, zu studieren. Und die Aufnahme dort bestand dann aus einer Zeichenübung. Das war ideal für mich. Überhaupt wurde im Studium viel gezeichnet.

Es ist ja auch schön, mit der Mode eine berufliche Alternative zu haben, die ja nicht ganz artfremd ist.

Ja genau. Es macht auch Spaß, die Kurse zu geben und dabei seine Erfahrungen zu machen.

Hast du manchmal gedacht, ich gebe auf und will gar nicht mehr malen?

Nein, das habe ich nie gedacht.

Was ist deine Motivation?

Meine Motivation? (Sie denkt nach.) Ich bin eigentlich der Typ, der immer etwas tun muss. Wenn ich gerade eine Aufgabe erledigt habe, dann denke ich schon an das nächste Projekt. Hauptsache kein Stillstand. Stillstand ist der Tod. Und man will sich ja auch immer wieder verbessern. Irgendetwas treibt einen an. Natürlich will man



Das Ladenlokal „Quermalerei“
in der Sedanstraße



auch erfolgreich sein und Anerkennung bekommen, aber die größte Motivation ist für mich, dass mir meine Arbeit Spaß macht und dass ich selbst entscheiden kann, welche Schritte ich als nächstes machen will. Die Selbstbestimmtheit ist mir sehr wichtig. Wenn ich das so vergleiche mit dem, was ich früher gemacht habe, wird mir das sehr deutlich. Früher musste ich machen, was mir ein Vorgesetzter sagte, das war einfach so, und das ist nun anders. Jetzt bin ich selbstbestimmt und es liegt an mir und meinen Entscheidungen, ob ich erfolgreich bin oder nicht. Wenn ich scheitere, dann liegt das eben auch an mir, es ist dann auch meine Entscheidung.

Du bist also zufrieden und hast für dich den richtigen Weg gewählt?

Ja. Ich würde es auf jeden Fall wieder so machen und mache ja auch weiter. Und ich will mich noch vergrößern.

Hast du noch die Zeit dafür? Du kümmerst dich ja auch um deine kleine Tochter?

Meine Tochter geht nächstes Jahr in die Schule und ich hätte dann schon ein Stündchen mehr Zeit. Wesentlich mehr Zeit also nicht. Die Vergrößerung wäre definitiv ein größeres Risiko, weil ich auch Leute bräuchte, die mit ins Boot steigen, für die ich dann ja auch verantwortlich wäre. Ich brauche Mitarbeiter, um die Öffnungszeiten zu halten, denn ich muss dann länger offen haben als bisher. Das ist schon ein großer Schritt für mich. Da gehen wir dann auch ins Risiko, erst einmal das finanzielle Risiko und dann die Verantwortung, die man damit hat. Aber ich denke schon, dass das klappen wird, denn man sieht schon eine stetige Entwicklung im letzten Jahr und ich schreibe ja auch schwarze Zahlen.

Von deinem Mann wirst du ja auch unterstützt.

Ja. Der ist gedanklich voll drin und plant auch mit.

Hast du hier irgendwelche Rückzugsorte?

Wir wohnen ja hier um die Ecke. Die Räumlichkeiten habe ich genommen, weil es so nah ist. Zum Rückzug bleibt mir momentan wenig Zeit. Das muss ich ehrlich sagen. Denn ich denke, dass ich stundenmäßig mehr arbeite, als vorher, es ist einfach nur anders aufgeteilt. Ich habe morgens mehr Zeit und bringe dann die Kleine in den Kindergarten, aber abends, wenn sie schläft, mache ich dann auch noch weiter. Früher bin ich mit der Bahn nach Hause gefahren und dann war für mich auch geistig Feierabend. Das ist überhaupt nicht mehr so. Man plant ständig, auch mit meinem Mann überlege ich ununterbrochen, was ich machen soll.

Da braucht man aber doch zwischendurch auch mal ein wenig Ruhe. Malst du dann?

Ja genau. Ich versuche dann, Zeit zum Malen zu finden. Das bringt mir dann die Freude. Das stimmt. Aber ansonsten kann ich mich wenig zurückziehen. Ich gehe regelmäßig mit unserem Hund spazieren. Den nehme ich oft mit hierher und dann fordert er es auch ein, dass ich spätestens um zwei Uhr mit ihm rausgehe. Aber Rückzugsorte habe ich nicht. Doch ich habe Phasen, in denen ich mich zurückziehe und nur zeichne, das entspannt mich auch. Das ist so, weil ich dann auch völlig abschalten kann.

Was ist dann dein Thema?

Ich hatte hier mal die Schwebebahn in Öl und mehrere Wuppertal-Bilder. Aber ich versuche, davon wegzukommen. Ich möchte dieses Wuppertal-Thema nur noch unterschwellig verwenden. Ich hatte das mal ausprobiert, weil man schon hin und wieder denkt, vielleicht kann man das hier doch mal verkaufen, aber das möchte ich jetzt nicht mehr. Momentan arbeite ich an einigen Collagen. Da probiere ich gerade viele verschiedene Techniken aus. Das Papier habe ich selbst collagiert und mit Lack, Acryl und Öl bearbeitet. Ich probiere eben noch viel aus. Ich mische zum Beispiel unterschiedliche Farben an und vermische unterschiedliche Techniken, um neue Optiken zu erzeugen. Das ist so mein Ziel: Neues auszuprobieren.

Zur Person

Nadine Sommerauer - Jahrgang 1977 - geboren in Dorsten
 - Ausbildung zur Textilmustergestalterin - Diplom-Studium der Textil- und Bekleidungstechnik in Mönchengladbach
 - seit 2015 selbstständig - Gründerin des Ladenlokals „Quermalerei“ - Mutter einer Tochter - lebt in Wuppertal

www.quermalerei.de

Glaubst du, dass du irgendwann die ideale Technik für dich gefunden hast?

Ja. Aber da bin ich noch nicht angelangt. Das ist noch ein langer Weg. Ich bin so noch nicht zufrieden mit mir, aber das treibt einen auch an.

Wäre eine eigene Ausstellung dein nächstes Ziel?

Ja, eine, in der es einmal nur um meine Bilder geht. Letztens habe ich in der Künstlerkolonie ausgestellt, da waren wir zu neun. Jeder hatte dann sein Eckchen und hat da seine Bilder ausgestellt. Das war schon schön. Mein Ziel ist aber natürlich, mal eine eigene Ausstellung zu machen, in einer schönen Atmosphäre.

Bietet Wuppertal die Möglichkeiten dazu?

Es gibt schon einiges hier. Im Rathaus gibt es zum Beispiel eine Ausstellungsfläche, in der Künstler auch einmal einem Publikum ihre Arbeiten zeigen können, das nicht unbedingt etwas mit Kunst zu tun hat. Und es gibt den Mirker Bahnhof, da passiert zur Zeit ja auch viel und man kann sich dort für Ausstellungen einmieten. Oder der Ölbergmarkt, dort hatte ich letztens auch nur Bilder dabei und nichts Kommerzielles.



Ausgestellte Bilder der Ladenbesitzerin

Du hast dieses Jahr das erste Mal an der WOGA teilgenommen. Würdest du da nächstes Jahr wieder in deinem Laden ausstellen? Immerhin lenkt dort vieles von deinen Bildern ab.

Ich würde es wieder im Laden machen. Entweder hier, wenn ich noch da bin, oder eben in meinem neuen Laden. Verkauft wird bei der WOGA ja nicht so viel und meine Bilder stelle ich ja ab und an auch woanders aus.

Wie fängst du morgens deinen Tag an?

Mit Kaffee. Den brauche ich. Ich bekomme morgens immer Kaffee von meinem Mann ans Bett gebracht. Manchmal bleibe ich dann noch im Bett sitzen und er muss die erste Runde mit dem Hund drehen. Morgens ist es wirklich entspannter. Früher musste ich noch zur Bahn rennen, jetzt kann ich die Kleine in Ruhe zum Kindergarten bringen und um zehn Uhr schließe ich dann erst den Laden auf. Das ist schon sehr entspannt. #

Mittlerweile hat Nadine Sommerauer es geschafft und sich vergrößert. Ihr neues Ladenlokal befindet sich nun in der Engelnburg am Platz der Republik, Deweerthstraße 2.



Der WOGA-Initiator
Steffen Schneider

„Wuppertal hat viel zu bieten.“

Steffen Schneider über sich, Kunst und die WOGA

Seit 2003 organisiert der frühere Galerist Steffen Schneider die WOGA (Wuppertaler offene Galerien und Ateliers), die mit 39 Teilnehmern begann und mittlerweile um die 200 Künstler zählt. Der Event, der an zwei Wochenenden im Herbst stattfindet, ist mittlerweile ein fester Termin im Wuppertaler Kulturkalender. Neben bekannten Künstlern präsentieren sich auch viele Hobby-Maler einem breiten Publikum. Wir treffen den WOGA-Organisator im Luisenviertel, im Cafe Engel, auf ein Bier.

Wie wird man eigentlich Galerist?

Steffen Schneider: Ich bin eigentlich gelernter Kaufmann, war vierzehn Jahre in dem Beruf tätig und hatte es eigentlich schon weit gebracht. Und 2001 ist die Firma dann nach München umgezogen und wollte, dass ich mitgehe. Ich habe da lange drüber nachgedacht. Zu der Zeit hatte ich gerade Geburtstag und durch meine viele Arbeit hatte ich ganz vergessen, meine Freunde einzuladen und eine Party

zu machen. Kurz vorher fiel mir das noch ein und ich rief noch schnell meine Freunde an und alle sagten mir, dass das doch gar kein Problem sei und sie sowieso vorbei gekommen wären. Und so hatte ich dann doch noch die Bude voll und eine schöne Feier. Da kam mir zum Bewusstsein, dass wenn ich nun in München wäre, ich genau das nicht mehr hätte. So einen Freundeskreis könnte ich dort nicht aufbauen, schon wegen der vielen Arbeit. „Steffen“, sagte ich mir,

„Du wirst dich da dumm und dusselig verdienen, aber du hast dann nichts davon!“ Ich habe mich also dagegen entschieden und habe den Job geschmissen.

In die Kunst bin ich dann gekommen, weil ein Freund von mir selber Künstler ist: Thomas Eiffert. Wir haben gemeinsam die Galerie Blickfang gegründet, weil ich mir sagte, wenn du schon nicht nach München gehst, um Karriere zu machen, dann mach doch was ganz Neues im Bereich der Kunst. Ich komme aus einem Elternhaus, das sich schon immer für Kunst interessierte und ich hatte auch immer Interesse an der Kunst. Ich hatte zwar nie vor, eine Galerie zu gründen, aber das kam dann halt so. Ich sage immer, wenn man etwas aufgibt, ohne zu wissen, was dann passiert, dann kommt schon noch was Neues. Und so war es dann auch. Die Galerie war hier schräg gegenüber in der Luisenstraße (*Er zeigt aus dem Fenster*). Zwanzig Quadratmeter. Ein ganz kleines „Galeriechen“, habe ich immer gesagt.

Ist die Galerie dann gut gelaufen? Ich stelle mir das schwierig vor.

Total schwierig. Sie ist überhaupt nicht gut gelaufen. Nach ein, zwei Jahren habe ich auch herausgefunden, woran das liegt. Es gab damals schon sehr viele Künstler in Wuppertal, aber ich habe gemerkt, dass die Kunden das gar nicht wussten. Sie kannten zwar Künstler, die eine große Öffentlichkeit hatten, aber dass es noch viele andere Künstler gibt, wussten sie nicht. Ich habe mit vielen Leuten gesprochen und es hat sich herauskristallisiert, dass die Kunden, da wir ja die Nähe zu Düsseldorf und Köln haben, in diese Kunststädte fahren, um Kunst zu kaufen und die Künstler auch dorthin fahren, um ihre Kunst zu verkaufen. Oft war es sogar so, dass sie die Kunst in Köln gekauft haben und sie dann hier rahmen ließen, weil es billiger war. „Aber Kunst bekommt man ja hier nicht“, das war die Meinung. Ich habe aus diesem Gedanken heraus die WOGA entwickelt.

Das war ja jetzt nichts Neues, so etwas gab es ja bereits in Düsseldorf und in Köln. In vielen Städten gibt es das. Ich hatte mich gefragt, warum es so etwas nicht in Wuppertal gibt, obwohl wir hier so viele Künstler haben. Ich habe eine Datenbank von über 700 Künstlern.

In Wuppertal?

Ja, alleine in Wuppertal.

Und wie ist das Verhältnis von Hobbykünstlern zu Profis? Bei der WOGA sind ja alle vertreten.

Das war mir sehr wichtig. Direkt am Anfang war es mir wichtig, dass wir es nicht machen, wie in anderen Städten. Düsseldorf hat zum Beispiel gesagt, wir nehmen

nur Akademieabsolventen. In anderen Städten ist es die Regel, dass nur Verbandsmitglieder mitmachen dürfen. Wenn man nicht im BBK ist, kann man also nicht teilnehmen. In Oldenburg treten die Künstler vor ihrem Ausstellungswochenende wie die Lemminge in die BBK ein, um hinterher wieder auszutreten, nur um mitmachen zu können. Und beides, sowohl das Düsseldorfer Elitärdenken, als auch das Verbandsdenken ist etwas, das mir überhaupt nicht liegt. Hinzu kommt, dass ich viele Künstler kenne, die kein Studium absolviert haben und trotzdem von der Kunst leben. Und es gibt auch Künstler, die neben ihrer Kunst einen Lohnjob haben, da bleibt die Kunst im Grunde auch ein Hobby. Ob ich nun eine malende Hausfrau bin oder ein Künstler, der bekannt ist und trotzdem nebenher einen festen Job hat, das ist kein Unterschied. Und ich denke, dass sich da von selbst die Spreu vom Weizen trennt.

Off ist ja auch die Kunst, die sich verkauft und von der man leben kann, nicht die Kunst, die die Künstler eigentlich machen wollen.

Ja, das gibt es auch. Das kann auch ein Problem werden.

Empfinden es nicht einige Künstler als unter ihrem Niveau, mit Hobbykünstlern gemeinsam auszustellen?

Das Denken von diesen Künstlern finde ich ganz schlimm. Und wenn Galeristen so etwas andeuten, dann wollen sie natürlich nicht, dass der Künstler an Ihnen vorbei verkauft. Man sollte schon die Größe haben, Leuten, die noch nicht so weit sind, wie man selbst, die Hand zu reichen. Das ist ein Denken, das wir in unserer heutigen Welt kaum noch finden. Wir grenzen uns alle ab und wollen uns selbst nicht schaden. Aber ich tue mir ja nicht weh, wenn ich jemand anderem helfe. Bei der WOGA mache ich immer eine Abfrage, die ich vorher ankündige. Ich möchte gerne ein Resümee haben. Wie war es denn so? Und, ganz ehrlich, manchmal finde ich einige Bilder auch ziemlich daneben, wenn ich sie auf die Site stelle. Aber auch in Düsseldorf gibt es gut situierte Künstler, da muss ich kotzen, wenn ich ihre Bilder sehe. Die Qualität der Bilder ist oft völlig unabhängig von der Art der Ausbildung. Und interessanterweise sind genau die Teilnehmer, deren Bilder ich fragwürdig fand und mir dachte, die werden sicher nur einmal teilnehmen, diejenigen, die mir hinterher Hassmails schreiben, warum ich mich nicht darum gekümmert hätte, dass sie genug Besucher bekommen würden. Sie machen das dann an mir fest. Ich denke mir dann auch: Schau doch einfach mal, was du da auch machst! Aber das sage ich natürlich nicht. Das zeigt mir einfach, dass eine natürliche Auslese von selbst geschieht.

Es gibt da auch Hobbykünstler, die jedes Jahr mitmachen, ihren festen Kundenkreis haben und wirklich immer etwas



WOGA-Flyer 2016

verkaufen. Warum also nicht? Vielleicht gehen dort keine Kunstkenner hin, aber sie machen ihren kleinen Umsatz. Und es gibt viele im Zwischenbereich zwischen Kunsthandwerk und Kunst, die ein ganz anderes Publikum anziehen, das dann wiederum in den Kunstbereich reingezogen wird. Ich kenne Leute, die das erste Mal zur WOGA gegangen sind, ohne etwas von Kunst zu verstehen und gehen jetzt nur noch zu den richtigen Kunstevents. Das heißt, man zieht sich auch ein Publikum heran.

Gibt es irgendwelche Statistiken über die Besucherzahlen der WOGA?

Ich werde jedes Jahr von der Stadt Wuppertal aufgefordert, die Besucherzahlen zu nennen und muss jedes Mal sagen, dass ich das nicht kann. Ich sage aber immer, ob es nach Angaben der abrufbaren Daten eine Steigerung gab oder nicht. Das kann besonders gut an der Marienstraße, an der Wiescherstraße und an der Luisenstraße festgemacht werden. Da gibt es immer ein paar Leute, die haben wirklich gezählt. Und wenn die dann mal 300, 350 oder 400 Besucher haben, an der Wiescherstraße hatten sie dieses Jahr sogar 500 Besucher, dann kann ich sagen, wir hatten da eine Steigerung. Die Leiterin des Kulturbüros in Wuppertal hat daraufhin mal gesagt, wir sind jetzt bei 5000 Besuchern. Ich habe gefragt: Woher soll man das denn wissen? Aber anscheinend hat man irgendwann einmal eine Summe errechnet und nun rechnet sie die prozentuale Steigerung einfach drauf. Aber das kann man ja so gar nicht machen.

Man weiß ja gar nicht, wie viele Künstler so ein Besucher an einem Tag abklappert.

Ja, da müsste man schon jeden Besucher befragen, wie viele Besuche er schafft. Jeden Besucher! Wenn ich weiß, dass es in der Wiescherstraße eine Steigerung gab, dann weiß ich immer noch nicht, ob in den Außenbezirken nicht genau so wenige wie immer kommen. Hinzu kommt, ich sag' es ganz ehrlich, es interessiert mich überhaupt nicht.

Ich mache diese Veranstaltung nicht, um mir hinterher auf die Schulter zu klopfen und zu sagen, ich habe soundso viele Leute erreicht. Ich finde es viel interessanter zu wissen, dass die und die Künstler mitgemacht haben, denn ich mache das für die Künstler und nicht für das Publikum. Es gibt Teilnehmer, die waren glücklich über den Verlauf der WOGA, obwohl sie nur zwanzig Besucher hatten, wovon zehn ihre Freunde sind. Letztens hatte ich einen, der hatte nur zwei Besucher. Aber diese beiden haben dann auch etwas gekauft. Andere haben nichts verkauft und sind trotzdem zufrieden, denn darauf kommt es ja gar nicht an.

Die Künstler liegen dir sehr am Herzen.

Ja, denn viele Künstler gehen gar nicht an die Öffentlichkeit und haben auf der WOGA überhaupt mal die Möglichkeit, Feedback zu bekommen. Ich habe Künstler getroffen, die wollten ausstellen, hatten aber Angst vor Feedback. Sie hatten Angst, das nicht ertragen zu können. Da habe ich als Galerist auch erst einmal gelächelt. Aber man weiß natürlich im Vorfeld nicht, wie weit diese Künstler sind, in welcher Phase sie gerade stecken.

Ich bin auch immer ein bisschen stolz darauf, dass viele Künstler an der WOGA wachsen, auch menschlich. Manch ein unsicherer Teilnehmer, der vorher noch nicht so genau wusste, wie er mit Besuchern und Feedback umgehen soll, war hinterher ganz zufrieden und viel selbstsicherer. Das finde ich schön. Sie müssen teilweise lernen, aus ihrem eigenen Elfenbeinturm herauszukommen. Ganz viele Künstler, die nur malen und nebenbei keinen anderen Job haben, die verhaften schon manchmal in ihrer eigenen Welt. Für die ist die WOGA eine gute Sache.

Ich freue mich immer wieder, wenn der Aufruf im Juli beginnt. Ich kenne ja mittlerweile wirklich viele Künstler, die mitmachen. Und zwischen Juli und Oktober beginnen dann die Aktionen, dann fangen einige an zu malen. Sie erzählen dann, dass sie auf die WOGA hinarbeiten. Das heißt also, sie sind dann immer wieder aufs Neue überrascht, dass die WOGA wieder stattfindet. Ach, ist es schon wieder soweit? Sie arbeiten regelrecht daraufhin und das ist doch schon Grund genug, die Veranstaltung zu machen. Ich halte sie auch für wichtig, denn Künstler haben keine Lobby. Sie haben keine Organisation und auch niemanden, der Ihnen mal „in den Arsch tritt“. Und darauf bezogen halte ich die WOGA für viel interessanter als Galerien. In die Galerie lasse ich nur Leute, von deren Kunst ich überzeugt bin und nur weil ich nicht davon überzeugt bin, ist seine Kunst nicht schlecht. Und ohne einen Galeristen hast du als Künstler keine Lobbyisten.

Als Galerist will man ja auch verkaufen.

Eben. Und der Galerist will auch noch auswählen und zwar die Bilder, von denen er glaubt, sie lassen sich verkaufen und nicht die, die du für die besten hältst. Während meiner Galeristenzeit habe ich immer den Januar genommen und habe dann Ausstellungen gemacht, die von vornherein nicht für den Verkauf gedacht gewesen sind. Teilweise auch Sachen, die gar nicht verkäuflich waren, zum Beispiel Installationen. Weil der Januar ein toter Monat ist, viele

Galeristen machen da einfach zu. So etwas konnte ich einmal im Jahr machen. Später dann auch im November, weil dann nach der WOGA der Markt gesättigt war. Das ist dann auch der Grund, warum ich aufgehört habe.

Zwischendurch hast du ja auch die Galerie Epikur geleitet?

Ja, aber nur von 2012 bis 2013, dann habe ich sie geschlossen. Es lief nicht gut. Das war von Anfang an ein Fehler, aber es war trotzdem eine schöne Zeit.

Mit der WOGA hast du dir also dein eigenes Geschäft kaputt gemacht?

Natürlich. Wobei ich gar nicht weiß, ob es alleine die WOGA gewesen ist. Ich glaube schon, dass es auch an der Verbreitung des Internets lag. Als ich begonnen habe, 2002, da war das noch nicht so wie heute. Da hatten vielleicht zehn Prozent der Künstler eine Homepage. Heute hat jeder eine Homepage. Und du hast die Möglichkeit, dich selbst zu vermarkten, zum Beispiel bei Facebook. Auf Facebook wirst du gesehen. Das war früher nicht so.

Das mit den Galerien hat sich eigentlich erledigt, außer im hochpreisigen Bereich. Und der hochpreisige Bereich hat mich nie interessiert. Da geht es nur noch darum, wie man die Preise steigern kann und nicht mehr um wirklich gute Kunst. Aber natürlich habe ich in meiner Galeristenzeit am liebsten regionale Künstler genommen, weil ich davon überzeugt war. Ich musste dann aber feststellen, dass die Künstler, die bei mir ausstellten, später auch auf der WOGA ausstellten und dort dann für die Hälfte verkauften. Das geht so natürlich nicht. Ich konnte so oft mit ihnen reden, wie ich wollte, sie haben das trotzdem gemacht. Auch die, mit denen ich befreundet war. Ich bekam das immer mit.

Ich bekomme auch immer mit, wenn Leute bei der WOGA teilnehmen, die nicht angemeldet sind. Es geht da um vierzig Euro, die sie sparen wollen, allen Ernstes. Die stellen dann einfach bei Künstlergruppen oder Partnern mit aus. Die WZ pickt sich zufällig immer wieder so einen heraus und schreibt über diesen Künstler. Ich stutze dann immer und denke, dass sich da doch gar kein zweiter Künstler angemeldet hat. Ich denke, das sind jedes Mal so fünf oder sechs Leute. Ich will gar nicht wissen, wie viele es wirklich sind. Das ist natürlich vollkommen kontraproduktiv, zumal wir mit einem Satz von dreißig Euro begonnen hatten, der sich irgendwann auf sechzig Euro erhöht hat, weil es nicht mehr finanzierbar war. Man will ja auch Werbung machen. Wir müssen die Plakate drucken. Wir wollten Werbung schalten. Das heißt, die Kosten sind gestiegen. Und als wir dann bei sechzig Euro waren, haben wirklich die ersten Künstler gesagt, dass sie nicht mehr mitmachen wollen. Es wäre ihnen zu teuer. Das fand ich an sich schon ein Unding, denn es gibt so viele

Verbände, die wesentlich mehr verlangen. Klar, in Düsseldorf bekommt man noch eine Museumskarte dazu, wenn man als Künstler kostenlos an den Kunstpunkten teilnimmt. Das finde ich auch gut. Aber das kann man sich hier nicht leisten. Hinzu kommt, dass sich immer mehr Künstler in Gruppen zusammen getan haben und nur einmal bezahlen wollten. Das Budget ist immer mehr geschrumpft, je mehr ich den Preis erhöht habe. Darum habe ich die Kosten auf vierzig Euro gesenkt, aber jetzt muss sich jeder Künstler einzeln anmelden. Jetzt haben wir also einen niedrigeren Preis, mehr Teilnehmer und das gleiche Budget.

Das ist wirklich wenig Geld für all die Werbung, vor allem für die ganzen Flyer, die gedruckt werden müssen.

Die Flyer müssen ja nicht nur gedruckt, sondern auch verschickt werden. Ich verschicke sie mit der Post. Ich habe dieses Jahr zweihundert Pakete verschickt. Alleine das kostet siebenhundert Euro Porto. Von der Zeit, die ich da investiere, mal ganz abgesehen.

Besuchen sich die Künstler auch untereinander?

Ich finde es toll, dass wir zwei Wochenenden haben. So kann jeder Künstler an seinem freien Wochenende auch mal schauen, was die anderen so machen. Die Barmer können dann mal nach Elberfeld fahren und umgekehrt. Aber ich finde ehrlich, dass viel zu wenige Künstler unterwegs sind, dabei wäre so ein Austausch richtig wichtig.

Die Teilnahme ist ja auch für den Künstler mit viel Arbeit verbunden.

Für den einzelnen Künstler ist es mitunter schon viel Arbeit. Das kommt schon darauf an, wie viele Ausstellungsobjekte er bereits hat. Aber es gibt tatsächlich welche, die sagen, sie würden nächstes Jahr nicht teilnehmen, weil es ihnen zu anstrengend ist, das Atelier aufzuräumen. Ich könnte Anekdoten von Künstlern erzählen, da würden wir die nächsten drei Nächte hier sitzen und uns auf die Schenkel klopfen. Aber ich sage das nicht, weil ich sie für dumm halte, sondern weil sie eine andere Sicht auf die Dinge haben. Wenn sie meine Sicht auf die Dinge hätten, dann würden sie nicht diese Kunst machen. Sie dürfen das eben. Sie sind in ihrem eigenen Kosmos und wie kann ich da verlangen, dass sie etwas von Organisation verstehen? Dafür bin ich dann ja da.

Da muss man schon wirklich engagiert sein, um das durchzuziehen.

Ja schon, aber ich habe ja meinen Job nicht umsonst aufgegeben. Wenn es mir darum ginge, viel Geld zu verdienen, dann hätte ich meinen Job behalten. Aber darum geht es nicht. Es ist mir wichtig, für etwas zu arbeiten, bei dem du weißt, es ist etwas Gutes und da kann ich hinter stehen. Die Flüchtlingskrise hat zum Beispiel eine

unendliche Anzahl an ehrenamtlichen Helfern motiviert und sie arbeiten da ganz umsonst, weil sie wissen, dass sie da etwas Gutes tun. Ähnlich ist es auch bei mir. Ganz ehrlich, mein Leben ist erfüllter, seitdem ich kein Geld mehr verdiene. Das war nicht schön früher, da habe ich fünfzehn Stunden am Tag gearbeitet, sieben Tage in der Woche, und hinterher hattest du keine Zeit, dein Geld auszugeben. Das macht dich fertig. Und wofür? Jetzt bin ich alt genug zu sagen, ich brauche nicht mehr Geld. Ich habe ja alles, ich brauche nicht alle drei Jahre ein neues Auto. Ich habe gar kein Auto. Aber ich habe jetzt die Freiheit, Dinge zu tun, die wichtig für mich sind und nicht zwangsläufig Geld bringen. Der Künstler malt ja auch nicht, weil er es des Geldes wegen muss, sondern weil es einfach aus ihm raus muss. Und da sehe ich mich auch in der Tradition dieser Künstler, obwohl ich selbst kein Künstler bin.

Zur Person

Steffen Schneider - Jahrgang 1968 - gelernter Kaufmann und Controller - Galerist der Galerie Blickfang bis 2012 - Organisator der WOGA seit 2003 - lebt in Sprockhövel

www.wogawuppertal.de

Du hattest also niemals Ambitionen, selbst Kunst zu schaffen?

Nein. Ich habe wohl früher mal ein bisschen was gemacht, aber das habe ich dann schön bleiben lassen. *(Er lacht)* Das war auch ziemlich peinlich. Da habe ich eine Ausstellung gemacht mit Männerakten, hier in der Galerie. Die Ausstellung lief dann am gleichen Wochenende, wie der Christopher Street Day. Ich dachte, damit könnte ich ein paar Homosexuelle anlocken, aber die haben sich nicht dafür interessiert. Und im Hinterzimmer hingen dann auch drei, vier Zeichnungen von mir. Ich wollte das niemandem erzählen, aber dann kam es raus und die WZ hat daraus einen riesigen Aufmacher gemacht. Das war mir sowas von peinlich. Ich hatte vorne richtig gute Kunst hängen und die interessierten sich nur für meine Zeichnungen.

Vielleicht waren die Arbeiten gar nicht so schlecht?

Nein, die haben nicht ein einziges Wort über die Qualität der Arbeiten geschrieben. Ihnen war nur wichtig, zu schreiben, dass der Galerist malt.

Der Mensch hinter der Kunst ist ja auch sehr interessant, nicht die Kunst alleine.

Aber das ist völlig falsch. Ich halte es nicht für wichtig, wer dahinter steht. Ich möchte vor allem auch nicht meine Person

in den Vordergrund stellen. Auch nicht im Zusammenhang mit der WOGA. Denn warum mache ich die WOGA überhaupt? Weil sie sonst niemand machen wollte. Ich habe 2003 damit begonnen und ein paar Jahre vorher hatten wir hier so etwas ähnliches, eine Galeriennacht. Da wurden aber nur ausgewählte Künstler präsentiert. Ähnlich war es dann auch mit der Museumsnacht. Man hatte sich nie die Mühe gemacht, einmal alle Künstler zusammenzufassen. Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass sie kein Personal dafür hatten oder einfach nur kein Interesse, ich weiß es nicht. Ich habe auch ganz lange mit der Stadt Wuppertal darüber gestritten, ob ich Fördergelder bekomme oder nicht. Und bevor die Leitung des Kulturbüros wechselte, hieß es immer: „Originäre Aufgabe des Kulturbüros ist es nicht, Architekten zu unterstützen.“ Der Satz ist wunderschön. Und ich vermute, dass dies eine Anspielung auf einen Wuppertaler Künstler war, der auch Architekt ist. Gemeint war aber, dass man nur die Hochkultur unterstützen wollte. Daraufhin wollte ich ja schon auf städtisches Geld verzichten, aber nach der ersten WOGA schmiss man mir das Geld geradezu hinterher. „Sonst frisst es der Stadtkämmerer“ hat man dazu originär zu mir gesagt. Das Geld hätte ich lieber vorher gehabt, aber ich habe es dann doch genommen, für die nächste WOGA. Nach und nach hat die Stadt Wuppertal dann das elitäre Denken aufgegeben. Das Thema ist nun gegessen und die Stadt fördert die WOGA unabhängig von einem künstlerischen Qualitätsstandard, wie es ihn in Düsseldorf oder Köln gibt. Die WOGA ist ja auch praktisch kostenloses Stadtmarketing. Dabei lernt man Wuppertal mal ganz anders kennen. So etwas finde ich klasse.

Wir haben da auch eine tolle Website. Nicht vom kreativen Aspekt, da sind Düsseldorf und Köln besser, aber von der Aussagekraft. Bei uns kann man mehr über die einzelnen Künstler erfahren und wir zeigen mehr als nur ein ausgewähltes Bild. Wenn ich in Düsseldorf oder Köln unterwegs bin, dann reicht mir ein Bild nicht aus, um mich zu entscheiden, ob ich den Künstler sehen möchte oder nicht.

Dafür ist der Stadtplan auf deren Flyer aber hilfreich.

Das stimmt. Aber die haben natürlich auch mehr Geld als wir. Hätten wir ein größeres Budget, dann könnten wir auch mal Plakate in anderen Städten verteilen oder dort Anzeigen schalten. So bleibt der Event meist nur lokal bekannt. Seit zwei Jahre verteilen wir nun die Flyer wenigstens im Umland. Mit mehr Geld kann man natürlich auch mehr erreichen.

Auch ein Shuttlebus wäre toll.

Aber alles ist auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln machbar. Ich bin auch immer ohne Auto unterwegs. Ein Stadtbummel

ist doch toll. Meistens hatten wir schönes Wetter bei der WOGA. Aber ich habe da tatsächlich auch schon mal drüber nachgedacht und wollte die Wuppertaler Stadtwerke als Sponsor mit ins Boot holen und fragen, ob sie einen Bus stellen können. Ronsdorf, Cronenberg, Vohwinkel, alle Außenbezirke eben, sind schon schlechter erreichbar. Aber ich möchte nicht, dass dann wieder bestimmte Punkte angefahren werden und sich einzelne Künstler vernachlässigt fühlen und mir wieder das Mailfach voll machen. Es ist wirklich unglaublich, wie schnell ich damit einen Shitstorm auslösen kann, wenn ich mal etwas nicht so mache, wie man es von mir erwartet. Das ist wirklich ganz schlimm. Ich bekomme etwa 2000 Mails zum Thema WOGA. Da kann ich nicht immer alle sofort beantworten.

Hast du auch Lieblingskünstler?

Wenn man mich fragt, welchen Künstler ich empfehlen könnte, dann blocke ich immer ab. Da möchte ich keine Empfehlung geben. Das gehört sich nicht, finde ich. Ich möchte da neutral sein.

Wann beginnt denn die Anmeldephase für die nächste WOGA?

In der ersten Juliwoche beginne ich meistens, den ersten Aufruf zu starten und Ende August ist Anmeldeschluss. Früher habe ich mich immer sehr geärgert, dass die Termine nicht eingehalten werden. 20 Prozent melden sich in der regulären Zeit an, 30 Prozent kommen in der letzten Woche und 50 Prozent kommen nach dem Termin. Aber man wird ja schlauer mit der Zeit und nun lasse ich die Anmeldungen erst einmal auflaufen, bis ich mich darum kümmere. Ich setze mich dann Freitagnachmittag hin und bekomme dann mehr geschafft, als wenn ich mich um jede einzelne Mail sofort kümmere.

Hast du schon einmal ans Aufhören gedacht?

Nein, daran habe ich nie gedacht. Es gab da mal eine Zeit, als ich gemerkt habe, mir laufen die Kunden weg, da kam ich schon ins Grübeln. Aber aufhören wäre da der falsche Ansatz gewesen. Denn es war ja vor allem das Internet, das das Galeriegeschäft kaputt gemacht hat. Im Grunde ist die WOGA mittlerweile auch ein Selbstläufer, sie wäre allerdings nicht so erfolgreich, wenn ich nicht immer hinterher wäre. Ich kenne die Kulturszene hier, ich habe Kontakte und Adressen und lese viel Zeitung. Das ganze Jahr über sammle ich Informationen und wenn ich einen neuen Künstler in der Nähe entdecke, spreche ich ihn auch gleich an und fahre vorbei. Im Schnitt sprechen mich ein bis zwei neue Künstler im Monat auf die WOGA an, aber die meisten neuen Teilnehmer bekomme ich dadurch, dass ich mich informiere und kümmere. Dieses Mal waren es etwa vierzig Neuanmeldungen. Viele springen dann auch wieder ab.



Im Gespräch im Café Engels

Wenn alle Künstler, die jemals mitgemacht haben, immer dabei blieben, dann hätten wir genau so viele wie Düsseldorf und die haben über 500 Teilnehmer.

Wie lange wird es die WOGA noch geben?

Jedes Jahr im Juni freue ich mich schon wieder auf die WOGA. Von August bis Oktober ist es dann quasi ein Vollzeitjob. Wenn der Flyer fertig ist, dann arbeite ich schon mal ein paar Nächte durch, um alle Infos und Bilder auf die Homepage zu kriegen. Und wenn dann alles vorbei ist, dann bin ich auch fertig und möchte nichts mehr davon wissen. Aber ich bin auch jedes Mal glücklich, dass ich es gemacht habe, trotz allen Ärgers. Die Hälfte der Künstler kenne ich ja auch persönlich. Zur Zeit macht mir das Ganze also noch Spaß. Vielleicht habe ich aber in einem Jahr keine Lust mehr dazu, theoretisch kann das sein. Die Freiheit, dann aufhören zu können, möchte ich mir einfach lassen. Ich bin nicht umsonst nicht mehr angestellt: Ich will Freiheit haben. Aber ich bin auch verantwortungsbewusst und die WOGA liegt mir am Herzen, sie ist mein Kind. Wenn ich mich einmal verabschieden sollte, dann würde ich sie natürlich in andere Hände legen.

Gerade heute habe ich meinen Verwendungsnachweis ausgefüllt, das erste Mal, dass mich die Stadt nicht dazu auffordern musste. Jetzt ist die WOGA schon wieder sechs Wochen her und ich habe schon wieder Lust drüber zu reden. #

„Kunst ist meine Nahrung.“

André Kern hat mit seinen Fleisch-Bildern Aufsehen erregt

Der Künstler André Kern hat sein Laden-Atelier auf dem Ölberg und lässt sich dort gerne über die Schulter schauen. Er malt in der Tradition der alten Meister und wendet die Öllasurtechnik geschickt auf moderne Themen an. Zur Zeit strukturiert er seine Gemälde komplett um. Er erschafft daraus neue Collagen, welche Symbiosen aus klassischen Werken und eigenen Bildern darstellen.



Wie bist du nach Wuppertal gekommen?

André Kern: Ich bin Wahlwuppertaler und bin für das Grafik-Design-Studium hierher gekommen, obwohl ich wusste, dass ich nie in dem Bereich arbeiten würde. Ich wollte etwas Künstlerisches studieren. Bereits nach dem Abitur habe ich eine Mappe angefertigt. Ein Lehrer hat mich dazu ermutigt, sonst hätte ich es wohl nicht gemacht. Etwas in Richtung Kunst zu studieren war zwar immer mein Traum, aber ich hätte nie daran gedacht, es tatsächlich zu machen. Ich dachte immer, meine Fähigkeiten würden dazu nicht ausreichen. Bis mein Kunstlehrer mich dazu ermutigt hat. In der Zeit hatte ich ein Schlüsselerlebnis in der Schulbibliothek. Zum ersten Mal sah ich Aktstudien von Edgar Degas. Die Bilder haben mich sehr angesprochen. Das alles war für mich sehr motivierend und ich habe mir dann nach dem Abitur mit guten Lehrbüchern (es gibt auch viele schlechte) viele Grundlagen durch ständiges Üben angeeignet und mich weiter entwickelt. So entstand eine Mappe und mit einundzwanzig bin ich losgezogen, um sie an der Düsseldorfer Kunstakademie zu zeigen. Die Akademieprofessorin meinte gleich: „Sehr gute Technik. Wo haben Sie denn das Raster?“ Die Darstellung fand sie wohl sehr gut. Aber sie meinte natürlich auch, dass noch eine eigene Linie fehle. Was aber ganz normal ist, denn woher sollte sie auch kommen? Heute bin ich froh, dass ich nicht an der Kunstakademie studiert habe, weil das ja hieße, sich dem Stil eines Professors zu verschreiben und so zu malen wie er.

Irgendwann habe ich von meiner Tante, die in Wuppertal wohnt, vom Studiengang Grafik-Design erfahren. Ich dachte damals, es gäbe nur freie Kunst oder Industrie-Design, was mir zu technisch gewesen wäre. Aber dann bin ich da

hingegangen und habe erfahren, dass Grafik-Design bzw. Kommunikationsdesign, ein sehr künstlerischer Studiengang ist. Dort wurde die traditionelle Nähe des Designs zur Kunst unterstützt. Da waren beispielsweise Bazon Brock, Uwe Loesch und später auch Wolf Erlbruch, die sehr innovative Positionen im Plakatbereich, der Designtheorie und der Illustration vertraten. So habe ich angefangen, in Wuppertal zu studieren. Mir war es dann auch recht, dass es nicht ganz so frei war, sondern immer einen Bezug zur angewandten Darstellung hatte. Mit der Entwicklung einer freien Position wäre ich damals wohl überfordert gewesen. Im Studium habe ich dann viele Techniken gelernt, Zeichentechniken und auch Bildfindungstechniken, mit denen ich heute arbeite. Wolf Erlbruch hat mir die Öllasurtechnik vermittelt, mit der ich meine ersten Gemäldeserien angefertigt habe. Nach dem Diplom habe ich gleich angefangen, in Serien zu malen, auch zum Teil inspiriert durch das Studium. Dort habe ich eine Serie zu den Dreißiger Jahren gemacht, angefangen mit einem Plakat in dieser Dreißiger-Ästhetik. Anschließend habe ich ‚Schönheiten‘ aus dieser und der heutigen Zeit gemalt. Das mit den Serien habe ich so weitergeführt und ich habe meine Malerei im Laufe der Zeit von der glatten Öllasurmalerei weg zur deckenden Malerei hin entwickelt.

Momentan versuchst du aber auch andere Techniken? Auf deiner Internetseite sieht man neben der Ölmalerei auch Zeichnungen und Karikaturen.

Bislang schon. Aber jetzt haben sich schon ein paar Sachen herauskristallisiert. Ich bin gerade dabei, ein wenig aufzuräumen, den Raum hier zu fragen: Was brauche ich überhaupt? Was ist noch aktuell? Dann wird auch meine Internetseite insoweit gekürzt, als dass ich nur noch das



André Kern in seinem
Laden-Atelier





Das Laden-Atelier „KernKunst“ in der Marienstraße

zeigen will, was ich wirklich zur Zeit mache. Illustration gehört momentan eigentlich nicht mehr dazu, es sei denn, es kommt mal ein Auftrag dazu rein. Wie zum Beispiel von einem Freund, der einen Verlag in Wien hat. Für ihn habe ich mal ein Bild für einen Buchumschlag gezeichnet. Aber das ist im Grunde nicht so mein Ding. Und ich habe mir gesagt, dass ich nicht alles machen kann und es auch nur wenige Aufträge im Bereich Illustration gibt. Da kann ich es auch gleich aus der Darstellung herausnehmen. Viele Leute sind auch von meiner Internetseite irritiert, da sie denken, ich wäre ein Galerist und würde viele dieser Dienstleistungen verkaufen und nicht selber machen. Aber Karikaturen mache ich noch und das ist eng verwandt mit dem Porträt. Jean Auguste Dominique Ingres hat einmal gesagt: „In einem guten Porträt steckt auch immer eine Karikatur.“ Damit verdiene ich zur Zeit einen Großteil des Geldes, das hier rein kommt, wenn ich dann für Veranstaltungen gebucht werde und live Karikaturen zeichne. Das finde ich spannend, denn ich komme da

nah an die verschiedensten Charaktere heran, um sie zu zeichnen. So bekommt man die Atmosphäre der Veranstaltung mit und kann dabei auch noch üben.

Für dieses öffentliche Malen muss man schon offen sein und darf kein Charakter sein, der sich lieber zurückzieht, oder?

Das ist bei mir immer so ein wenig ambivalent. Auf der einen Seite brauche ich Ruhe zum Arbeiten, andererseits liebe ich den Kontakt zu den Menschen hier im Viertel und lasse mich gerne inspirieren oder ablenken. Dies ist wichtig, um wieder mit frischem Blick weitermalen zu können. Jedoch ist das alles auch immer eine Gratwanderung. Auch mit dem Ladenlokal habe ich lange überlegt. Machst du das? Ich dachte, wenn ich die Fenster zuziehe, bin ich ungestört, und die Leute kommen dann zu den Öffnungszeiten, die ich von Anfang an eingeführt habe. Aber erst dann, als ich ein gewisses Angebot an Postkarten und Kunstdrucken meiner Bilder anbieten konnte, damit jeder etwas mitnehmen kann. Vor drei Jahren habe ich das Atelier neu strukturiert



und auch die Vorhänge entfernt. Dies hat den Vorteil, dass man von außen mehr Bilder sehen kann und der Raum auch eher wahrgenommen wird, vor allem abends.

Du stehst also ganz öffentlich hier und malst so, dass jeder zugucken kann?

Wenn ich mal zum Malen komme, ja. Von draußen durch das Schaufenster ... Wenn ich draußen male, habe ich auch schon mal Zuschauer, aber da es dann eher Landschaften sind, kommt es seltener vor. Beim Zeichnen kann man mir schon mehr über die Schulter schauen. Da ich früher sehr viel draußen gezeichnet habe, in Cafés zum Beispiel, macht einem das irgendwann nichts mehr aus. Das ist dann alles selbstverständlich. Natürlich muss ich wissen, was ich mache, wenn ich eine Karikatur auf einer Veranstaltung zeichne. Da gehört es dann dazu, dass die Leute gucken. Sie stehen dann hinter mir: „Guck mal da, die Nase ...“ Und der Gezeichnete sieht das dann eben nicht. Das bereitet den Gästen und mir Freude.

Dazu gehört aber auch ein gewisses Showtalent.

Ja genau. Ich bin jetzt aber niemand, der die Leute animiert. Es gibt da auch Zeichner, die hauptsächlich auf Messen und ähnlichen „offiziellen“ Veranstaltungen aktiv sind. Die können das noch besser und schneller als ich, aber diese Gesichter sind meiner Meinung nach oft zu schematisch. Ich habe festgestellt, dass, wenn ich so ganz bei mir bin und die Leute zeichne, das gut ankommt. Ich bringe dann, ausgehend vom Porträt, eine menschliche Sicht in die Karikatur ein und das mögen die Leute. Die meisten Werke werden dann, eigentlich unbewusst, auf eine bestimmte Art sympathisch.

Du machst also keine böartigen Karikaturen?

Nein, das sicher nicht. Meine Karikaturen sind eher freundlich.

Und damit verdienst du also zum Teil dein Geld?

Ja. Aber aufs Atelier bezogen ist es natürlich mein Ziel, mehr Bilder zu verkaufen und Auftragsarbeiten zu machen. Das ist auch am rentabelsten. Ich hatte anfangs gedacht, man könne mal einen Illustrationsjob annehmen und dann wieder ein Porträt malen, aber irgendwann ist eine Spezialisierung von Vorteil. Sonst ist das Ganze zu anstrengend und letzten Endes wird ja auch das angefordert, was ich am liebsten mache und am besten kann: Gemälde oder eben Karikaturen. Das passiert mal mehr, mal weniger. Für Karikaturen auf Privatveranstaltungen gibt es zunehmend Bedarf, weil dies heute ein eher ungewöhnlicher Programmpunkt ist, und viele Gäste positiv überrascht sind. *(Die Tür geht. Ein Kunde fragt nach einer Visitenkarte.)*

Das ist natürlich schön, wenn die Kunden einfach rein kommen und du keine Akquise machen musst. Hast du denn einen Galeristen, der das für dich macht?

Nein, Akquise mache ich eigentlich nicht. Aufträge und Ausstellungen entstehen über das Atelier, meine Internetseite und persönliche Kontakte. Einen Galeristen habe ich auch nicht. Aber es ist schon mein langfristiges Ziel in Galerien auszustellen, wenn meine neue Gemäldeserie fertig ist.

Du machst auch bei der WOGA mit?

Ja, da nehme ich immer teil. Mit der WOGA bin ich gewachsen, denn ich habe zeitgleich mit dem Start der WOGA 2003 mein Atelier eröffnet. Die Veranstaltung schätze ich sehr, weil man die anderen Künstler und Ateliers, die ja oft in Hinterhöfen versteckt sind, kennenlernen kann. Die WOGA verdeutlicht, wie viele Künstler es in Wuppertal gibt, und sie wird stark wahrgenommen. Deshalb ist sie auch eine gute Möglichkeit, neue Kontakte zu knüpfen und sich zu präsentieren.

Hast du sonst noch Ausstellungen?

In Wuppertal habe ich an den Orten ausgestellt, die ich „auf dem Schirm“ hatte. Jetzt habe ich beschlossen,

an Orten ohne Kunstbezug nur noch gegen Bezahlung auszustellen. Es sei denn, der Ort ist für mich in irgendeiner Art passend oder attraktiv. Verkäufe und damit Einnahmen sind nicht garantiert, man hat aber mehrere Tage Arbeit mit der Vorbereitung und Hängung der Ausstellung. Diese Leistung sollte auch bezahlt werden. Denn die Räume des Veranstalters werden immerhin mit Originalen ausgestattet und er bekommt zudem öffentliche Aufmerksamkeit. Ansonsten stelle ich beim Kunstmarkt hier am Ölberg aus, den ich mit organisiere. Der ist vier Mal im Jahr, ist mittlerweile eine feste Institution und er zeichnet sich durch eine besondere Atmosphäre aus. Das eine oder andere „geht auch über den Tisch“. Der Markt ist Treffpunkt und ein Ort zum Entschleunigen. Hier lernen mich Menschen kennen, die sonst nicht ohne Weiteres ins Atelier kommen würden.

Ist Wuppertal dann der richtige Standort für dich? Könnte man in Düsseldorf nicht besser verkaufen?

Nein, das glaube ich nicht. In Düsseldorf gibt es zwar viele kaufkräftige Kunstinteressierte, aber dort ist die Konkurrenz auch größer. Da müsste ich mir erst einmal einen Namen machen, denn Käufer die regelmäßig Kunst kaufen und dafür relativ viel Geld ausgeben, kaufen oft bei Künstlern mit einem guten Namen in der Kunstszene und bei renommierten Galerien. Hier in Wuppertal gibt es auch reiche Sammler, aber die gehen meistens nach Düsseldorf, um dort Kunst zu kaufen, und kommen nicht zu mir. Sie würden auch in Düsseldorf nicht zu mir kommen, da gibt es einfach zu viele Künstler, die in der Kunstszene höher gehandelt werden. Aber ich verkaufe auch hier im Atelier und auf Ausstellungen höherpreisige Ölbilder. Diese Käufer sind jedoch nicht unbedingt Kunstspekulanten oder Sammler. Sondern ihnen gefallen einfach meine Bilder und sie haben das Geld dafür und sind bereit, es für Gemälde zu investieren. Mir ist es wichtig, wenn die Käufer meine Bilder auch wirklich schätzen.

Du möchtest also in Wuppertal bleiben?

Ja, ich mag die Stadt. Seit 2003 habe ich hier dieses Atelier, und ich wohne auch gleich dahinter. Dieser Teil der Straße gefällt mir besonders gut, weil er lebendiger ist. Im anderen Teil gibt es zwar schöne Häuser, aber dort fehlt es an Ladenlokalen. Da wohnen mehr die Wohlhabenderen. Ich finde, so reine Wohngebiete sind irgendwie tot. Aber hier spielt das Leben. Ich mag es, wenn die Menschen hier in mein Atelier schauen, und ich die meisten von ihnen kenne. Manchmal sitze ich auch vor dem Atelier, hier auf dem Mauervorsprung, und esse. Dann kommen Leute vorbei und es grüßen mich Menschen, die ich nicht kenne, zumeist ältere türkische Nachbarn. Sie wünschen mir guten





„Stadt und Fleisch“,
collagiertes
Gemälde

Appetit. Das finde ich toll. Das Leben hier ist multikulturell und vielfältig und die Integration ist bereits seit Jahren gelungen.

Hast du auch andere Lieblingssorte in Wuppertal?

Ich mag die dreckigen, düsteren Orte in Wuppertal. Auch die architektonischen Kontraste finde ich sehr attraktiv. Besonders reizen mich die Gründerzeitviertel und die überraschenden Blicke ins Tal, zum Beispiel von hier oben, vom sogenannten Ölberg aus. In Düsseldorf sind die Menschen allgemein gesagt oft oberflächlicher und streben mehr nach Statussymbolen. Hier auf dem Ölberg lebt man Alltag. Äußerlichkeiten zählen hier nicht so viel. Aber es gibt hier auch andere Leute. In der Nachbarschaft haben wir einen, der betont immer gerne seinen lukrativen Job und seinen letzten Urlaub. Das wollen aber die meisten nicht hören und er geht hier damit einigen auf die Nerven. Insgesamt finde ich es wichtig, dass die Mischung von Menschen aus unterschiedlichen Bildungs- und Einkommensschichten und Kulturen stimmt, da kann man viel voneinander lernen und es wird nicht langweilig.



„Fleisch und Akte“, collagiertes Gemälde



Du hast aber auch noch einen ‚richtigen‘ Job?

Ja, ich bin Mitarbeiter im Warenverteilzentrum eines namhaften Textilkonzerns. Dort werden Kleidungsstücke angeliefert und verkaufsfertig gemacht und ich arbeite dort im Warenausgang. Das ist eine Dreiviertel-Stelle. Ich finde das ganz in Ordnung. Außerdem bin ich dort als Betriebsrat und Vertrauensmann der Gewerkschaft aktiv und setze mich für die Rechte der Mitarbeiter ein. Da kann ich den Menschen helfen. Das gefällt mir, weil es Sinn macht. Diese bodenständige Tätigkeit ist für mich der fruchtbare Gegensatz zur Malerei. Zudem bekomme ich hier Anregungen und Impulse, die sich auch in meinen Bildern niederschlagen. Von morgens bis abends könnte ich nicht malen. Hier habe ich das Gefühl, etwas Notwendiges zu tun, den Menschen zu helfen. Diese direkte Wirkung fehlt mir in der Kunst. Sie kann nur mittelbar wirken, indem sie zum Nachdenken anregt.

Was heißt nur mittelbar wirken? Du willst ja auch etwas ausdrücken. Das hat doch eine Wirkung.

Ja, das stimmt schon, aber es ist eben nicht so direkt. Demnächst möchte ich aber vielleicht mehr politische und gesellschaftliche Themen in den Bildern aufgreifen.

Was malst du denn aktuell?

Ich bin gerade dabei, meine Bilder zu sichten und sie neu zusammenzustellen. Auch im Sinne meiner neuen Serie, wo Bildpaare eine Rolle spielen. Ich beschäftige mich wieder mit der Öllasurtechnik und stelle alte Meister meinen eigenen Motiven gegenüber. Dazu schaue ich auch, ob ich alte Gemälde und Zeichnungen wiederverwenden kann. Manch ein Bild wird dann in einem anderen Kontext neu angeordnet. Entweder es passt im Format, oder ich zerschneide die Bilder und ziehe sie neu auf und stelle sie

ganz neu zusammen. Ein kleines Atelier zwingt einen mehr als ein großer Raum zum Aufräumen und Aussortieren.

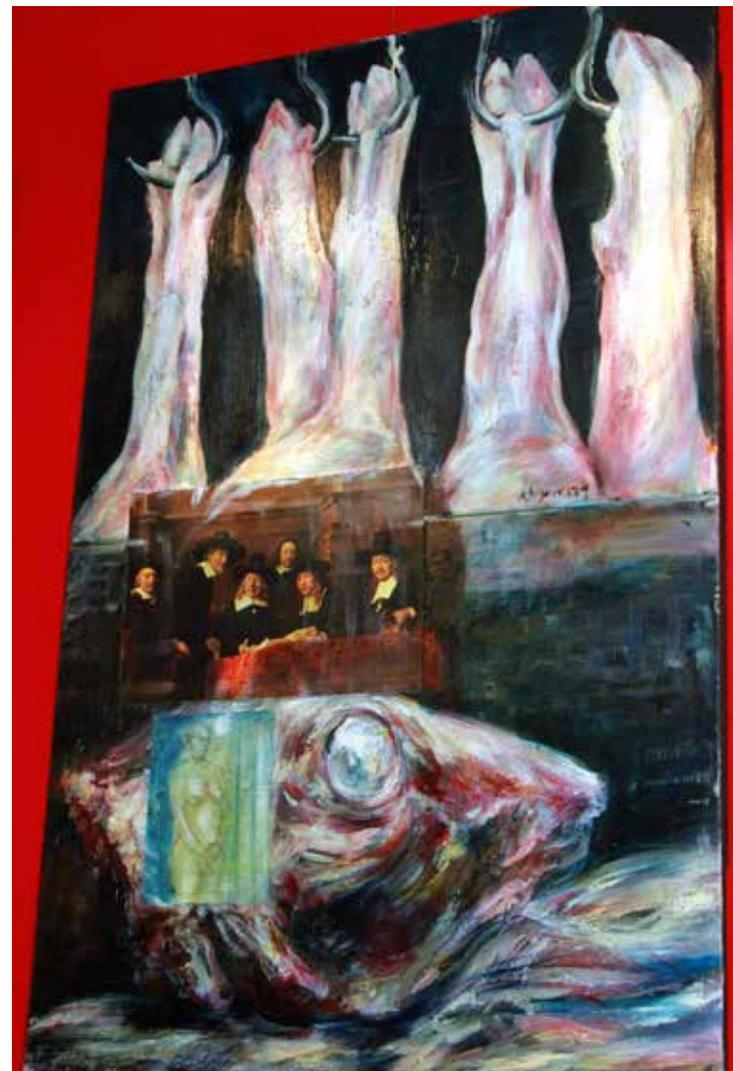
Was genau ist Öllasurtechnik?

Im Unterschied zur Alla Prima Malerei arbeitet man in vielen Schichten. Man legt immer wieder neue transparente Schichten übereinander. So entsteht eine besondere Leuchtkraft. Das dauert aber auch länger als die normale Ölmalerei. Da braucht man Geduld. Aber das schult, weil man jeden Schritt überlegen muss. Korrekturen sind nur schwer möglich.

Bist du eigentlich Vegetarier?

Nein. Ich liebe Fleisch. Du spielst auf meine Fleischserie an. Eine Motivation dazu war es auch, gegen den radikalen Veganismus zu protestieren. Ich selbst esse und koche sehr gern, und der Bereich ist mir so wichtig, dass ich angefangen habe, Essen zu malen. Der Auslöser des Fleischthemas war der Auftrag für ein Stilleben. Daraufhin habe ich mein damaliges Lieblingsessen gemalt: Perlhuhn bardiert mit Bauchspeck. Auch ein Spanferkel am Spieß fasziniert mich, das hat etwas Archaisches ...

Das Gemälde „Die treibenden Kräfte“ vor roter Wand



Die Fleischdarstellungen sind aber schon bedrohlich.

Damit will ich nicht in erster Linie provozieren, sondern nur die Realität darstellen. Mir ist schon bewusst, dass das Thema an sich aufrüttelt, aber mir geht es um die ganzheitliche Darstellung. Das ist mir wichtig. Man sollte sich der Realität stellen. Heute nehmen die Käufer die ordentlich verpackten Fleischstücke aus der Kühltruhe und der Bezug zum Tier ist verloren gegangen. Manch einer möchte sein Schnitzel essen, ohne sich damit auseinanderzusetzen. Ich war in einem Fleischbetrieb und die langen Reihen von Schweinehälften haben mich beeindruckt. Die dort gemachten Fotos dienten mir unter anderem als Vorlage für die Fleischserie.

Und deine Fleischserie kombinierst du jetzt mit alten Meistern?

Ja genau. Jetzt erstelle ich aus Bildern meines Bestands neue Arrangements, sozusagen collagierte Gemälde. Dabei habe ich das Konzept der letzten Serie aufgegriffen in der ich unter anderem auch Fleischbilder mit alten Meistern kombiniert habe. Hier haben die Bilder zum Beispiel gut zusammengepasst. Dieses Bild heißt „Die treibenden Kräfte“. Ich habe zwei Gemälde meiner Fleischserie zusammenmontiert und mit einer Aktzeichnung und dem Kunstdruck eines Bildes von Rembrandt kombiniert. Dieses Gemälde Rembrandts zeigt eine Zusammenkunft der Tuchmacher, ich habe es im Original in Amsterdam gesehen.

Welche Botschaft steckt für dich dahinter?

Meine Bilder sollen zum Nachdenken anregen. Aber jeder Betrachter hat seine eigene Art der Interpretation, da will ich nicht vorgreifen. Aber natürlich habe ich auch meine eigene Idee davon: Dieses Bild zeigt die Tuchmacher während einer Begutachtung. Sie treten selbstbewusst und nach außen untadelig auf. Doch oft haben auch diese Funktionsträger „ihre Leichen im Keller“. Zum Beispiel könnte einer der Dargestellten eine Geliebte haben, was die Assoziation zum Akt nahelegt. Das Fleisch als Untergrund steht für mich dafür, dass das Geschehen auf Kosten anderer Lebewesen geht. Wenn man so will im Sinne des Essens von Tieren und der Ausbeutung Schwächerer. Aber, wie gesagt, dazu kann sich jeder seine eigenen Gedanken machen.

Was wünschst du dir für deine Zukunft?

Mehr Kundschaft wäre natürlich gut. Aber ich bin zufrieden, weil ich das erreicht habe, was ich immer wollte: In meinem



Zur Person

André Kern - Jahrgang 1971 - geboren in Bendorf/Rhein. - Diplom-Kommunikationsdesign/Schwerpunkt Illustration - lebt und arbeitet in Wuppertal - Atelier KernKunst, Marienstraße 29

www.kern-kunst.de

Atelier Bilder zu malen. Hauptsache ich kann hier so weiter machen. Sehr wichtig dabei ist jedoch, dass ich unabhängig von externen Geldgebern oder Galeristen meine Motive selbst bestimmen kann. Denn Kunst ist mehr als bloßes Bildermalen. Sie ist für mich ein Mittel, eine eigene Position zu entwickeln, Themen, die mich berühren, zu artikulieren. Kunst ist meine Nahrung. Auch eine Art Therapie. Ein Wunsch wäre noch, irgendwann regelmäßig Bilder zu verkaufen, sodass ich davon leben könnte. An Leute, die genau das schätzen, was ich male. #

„Je länger der Weg vom Kopf zum Ergebnis ist, desto mehr bleibt das Gefühl auf der Strecke.“

Zu Gast in der alten Fleischerei bei Christian Ose

Christian Ose ist Maler, Fotograf und Industriedesigner. Sein Werk ist vielseitig und schwer einzuordnen. Seine Arbeit wird sowohl von der klassischen Ölmalerei als auch von innovativen Computertechniken geprägt. Im Vordergrund steht dabei immer der Mensch, insbesondere das menschliche Gesicht fasziniert den Künstler. Er sucht in seinen Bildern immer nach dem einen, spannenden Augenblick. Seit 2012 hat er sein Atelier nun im Ladenlokal einer alten Fleischerei in Ronsdorf, die er zusammen mit seiner Frau auch als Galerie nutzt.

Herr Ose, warum machen Sie Kunst?

Christian Ose: Also, aus Neigung bin ich sehr früh zur Kunst gekommen. Schon als Kind habe ich gemalt und gezeichnet. Das wurde erst einmal durch die schulische Laufbahn unterbrochen. Da gab es eigentlich nur den Kunstunterricht, der zielführend war. Irgendwann ab sechzehn habe ich dann die Fachoberschule für Gestaltung in Wuppertal besucht. Das war die erste Schule, die ich mir selber ausgesucht habe. Und das hat auch richtig Spaß gemacht, denn es entsprach genau dem, was ich machen wollte. Zeichnen, malen, Modelle bauen, ... so in der Richtung. Von da aus war der Weg geebnet. Was macht man also damit? Grafik-Design zu studieren hieße ja: nur zeichnen. Und Kommunikations-Design gab es so zu der Zeit noch nicht. So habe ich mich für Industrie-Design entschieden. Im Grundstudium habe ich dann die ganzen Grundtechniken verfeinert, so wie die Naturstudien. Das hätte ich acht Semester/Wochenstunden machen müssen, aber es wurden 28. Bei Aktzeichnen war es so ähnlich. Fotografie habe ich intensiv betrieben. Hinterher bin ich in die Malereiklasse von Professor Badura gegangen und habe da vier Semester gemalt. Irgendwann stand meine Entwicklung auf der Kippe. Mein Freund ging damals auf die Kunstakademie und ich wollte mitgehen. Aber da war ich nun doch schon kurz vor dem Abschluss und ich dachte

mir: erst mal der Abschluss, dann weitersehen. Und dann ist durch den Abschluss etwas ganz anderes entstanden. Denn ich habe für den Abschluss weniger gemalt, sondern eine Holografie-Kamera entwickelt. Und so habe ich mich der Holografie gewidmet und das auch fünf, sechs Jahre lang gemacht. Ich versuchte, künstlerische Hologramme zu machen. Davon gibt es auch noch etliche, in Koffern verpackt. Es gab auch Ausstellungen, national und international. Das Thema war, Anfang der 80er, insgesamt spannend. 1992 habe ich dann damit aufgehört. Und dann war auf einmal eine künstlerische Schaffenspause, in der ich meinen beruflichen Dingen nachgegangen bin, die da sind: Modellbau und Exponatbau. Anfangs war das für die ganze Holografithematik und später kamen Messeobjekte hinzu und Museumsausgestaltungen. Im Urlaub habe ich jedoch immer mal wieder gemalt und aquarelliert. Und irgendwann 2006 habe ich dann wieder intensiv angefangen. Da habe ich sofort mit Öl angefangen und mich sehr gewundert, dass das gleich so gut geht, obwohl ich vorher nie Ölfarbe benutzt hatte. Dann habe ich mir ein Atelier genommen und eben intensiver gemalt.

Sie beschäftigen sich also intensiver mit der Malerei als mit der Fotografie?

Ja, das ist jetzt seit 2006 so. Das Malen war faszinierend für mich, so dass ich die ersten drei Jahre nur gemalt habe.

Und dann habe ich auch wieder fotografiert, aber dann kam der Beruf auch wieder dazwischen und ich hatte da wieder mehr zu tun. Und da ich so viele Modelle baue, im Moment sind es wieder sehr viele, komme ich überhaupt nicht mehr zum Malen. Dazu habe ich gerade keine Zeit mehr. Aber fotografieren, das geht noch und das mache ich dann auch.

Zur Zeit haben Sie also einen richtigen Vollzeitjob mit vierzig Stunden?

Mehr als vierzig Stunden, da ich ja selbstständig bin. Ich mache das hier in der Gegend in eigenen Räumlichkeiten. Mittlerweile auch mit einigen Hilfskräften und Studenten. Das ist wirklich viel im Moment. Aber ich sehe das auch als künstlerische Tätigkeit, ich will das gar nicht so trennen. Es ist bloß angewandter. Es gibt eine Aufgabenstellung, zu der ich dann irgendwas machen muss. Eine von den ungewöhnlicheren und schönen Arbeiten war zum Beispiel die Nachbildung einer historischen Schreibmaschine von 1878. Die erste Schreibmaschine der Welt war eine Kugelmaschine. Sie hatte eine Kugelform. Die haben sie im Museum in einer Vitrine stehen. Die darf natürlich keiner anfassen, weil sie viel zu kostbar ist. Und jetzt brauchten sie ein Hands-on-Modell an der man herumfingern kann, und das ist kombiniert mit einem Interface, das am Monitor mitverfolgt, was man am Modell macht. Und das war eine ganz tolle Sache.

Das hört sich spannend an.

Da muss man viel recherchieren und sich überlegen, wie man das umsetzen kann und wie das eigentlich funktioniert. Oder für Künstler arbeite ich auch immer mal

wieder. Zum Beispiel für die 7 Särge-Ausstellung von Gerhard Rossmann in der Schwarzbach-Galerie. Diese sieben Särge sind alle bei mir in der Werkstatt entstanden. Der Herr Rossmann hat die Konzepte geliefert und ideentechnisch haben wir uns zusammengesetzt. Das war natürlich alles seine Idee, aber die Umsetzung kam dann von mir. Künstlerische Modelle baue ich also auch.

Wo ziehen Sie denn dann die Grenze? Was ist nun Ihre eigene Kunst?

Bei Rossmann nehme ich mich ganz einfach zurück, weil ich selbst ja nie auf die Idee gekommen wäre, Särge auszugestalten. Das Thema hat er mitgebracht, aber die Arbeit hat natürlich großen Spaß gemacht. Da war zum Beispiel eine Landschaft im Sarg oder ein vergoldetes Skelett oder ein russischer Flugschreiber, eingebettet in einer Granitplatte. So etwas in der Art. Er hat sich da zum Thema Tod, Sterberituale und Religion Gedanken gemacht. Aber ich mache ganz viele Sachen. Ich habe zum Beispiel mal eine Bombe nachgebaut oder ich arbeite viel für Messen, stelle beispielsweise Vergrößerungen von Werkzeugen her. Diese Exponate sehen verblüffend echt aus, weil sie voll detailliert sind.

Ich wundere mich, dass Sie in Ihrer künstlerischen Arbeit nie bildhauerisch tätig waren.

Das trifft den Punkt. So etwas sehe ich schon für meine Zukunft. Ich bin an einem Punkt angekommen, an dem ich sage, dass Malerei seine Grenzen hat, zumindest für mich. Ich kann malen und das wird mir auch weiterhin Spaß machen, aber ich habe den Eindruck, dass die Malerei im Moment etwas in der Krise ist. Es ist eine



Christian Ose vor einer seiner Fotoarbeiten

Übersättigung da. Es malen unheimlich viele Leute. Die Qualität ist relativ hoch. Bei der Fotografie ist es ähnlich. Es gibt auch ganz viele Fotografen. Aber in der Plastik, im Dreidimensionalen ist noch was möglich. Da kann sogar Neuland betreten werden durch die ganzen Technologien, die es früher gar nicht gab. Also: Kunststoffe und Computerverarbeitung.

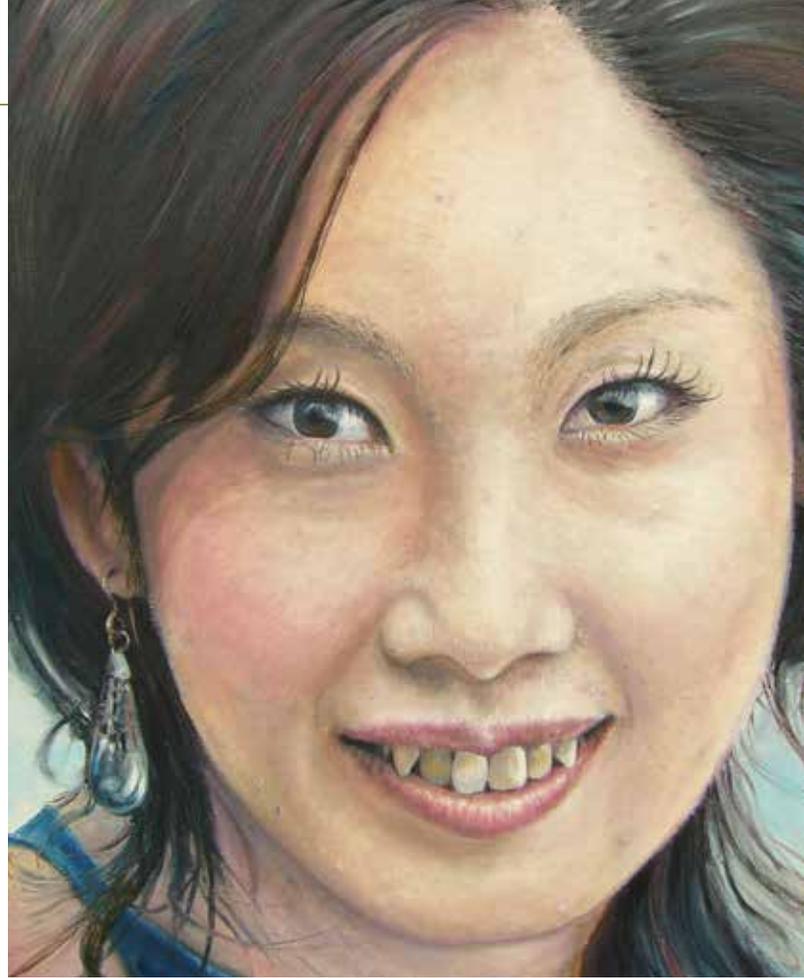
Sie haben ja das nötige Vorwissen im Modellbau. Das habe ich lustigerweise noch nie umgesetzt. Ich mache immer nur für andere Leute tolle Sachen. Doch ich habe mir das schon mal vorgenommen, aber es ist noch nicht konkret. Bei allen Arbeiten, die man macht, muss man immer eine gute Idee haben, sonst endet das alles in einer ausgefeilten Technik, aber es fehlt die Bildaussage oder eben die Werkaussage. Und ich glaube, das ist am allerwichtigsten, dass man weiß, warum man etwas macht. Nur aus Spaß an der Freude alleine kann man zwar auch schöne Sachen machen, aber noch nicht unbedingt etwas, was Bedeutung hat. Keine Ahnung, das ist eine schwierige Frage. Ich habe lange darüber nachgedacht.

Welches Leitthema haben Sie bei Ihren Bildern?

Die Themen sind auch schwierig. „Gesicht“ ist ein großes Thema und auch „Landschaft“. Das sind so meine Themen. Aber bei Gesichtern ist das so eine Sache. malt man fremde Leute, wer hängt sich das dann hin? Bekannte Personen sind schon gefragt. Ich könnte ja Schauspieler malen, aber da liegt mir nichts dran. Es kann ja auch nicht nur das Ziel sein, dass man Kunst macht, nur damit sie verkauft wird. Ich habe jetzt hier drüben mal ein paar Bilder ... *(Wir gehen in den Nebenraum.)* das hier sind so einige Bilder aus den vergangenen Jahren. Von den großflächigen Bildern gibt es drei. Das hier sind Geschichten, da habe ich Irritationen durch Accessoires, die ich den Bildern beigefügt habe. Die Originale sind Fotos als Vorlage, die ich aber durch Hinzufügen von Dingen inhaltlich verändere. Also, die Assoziation die man bei so einem Bild dann hat, ist dann durch die Gegenstände vorgegeben. Hier zum Beispiel: Der Hintergrund passt nicht zur Person, er geht aber trotzdem eine Einheit ein und im Betrachter entsteht jetzt etwas. Wie sieht die Frau für Sie aus? Lacht sie oder weint sie? Sie wirkt, als würde sie weinen, aber das ist nur durch den Kontext gegeben, da der Hintergrund bedrohlich wirkt. In Wahrheit ist dies ein Ausschnitt eines Bildes, bei dem sich zwei Frauen beim Karneval in Rio komplett tot lachen. Sie lachen so, dass es gerade auf der Kippe vom Lachen zum Weinen ist. Das sind so Spielereien.

Das sind nun alles asiatische Frauengesichter.

Ja, die meisten.



Porträt Titel „Yayoiko“, großformatiges Gesicht einer Asiatin, Öl auf Nessel

Interessieren Sie sich für Asien? Sie sprechen ja auch ein wenig Japanisch. Wie kommt das?

Nun ja, ein bisschen. Das kam aus reinem Interesse zustande. Das kam über die Musik. Nicht über die klassische japanische Musik, sondern eher die Popmusik. Dann wollte ich irgendwann mal die Texte verstehen, aber das kann ich leider immer noch nicht *(lacht)*. So ist das gewesen. Dann habe ich mich eben auch mit den Gesichtern beschäftigt und da reizten mich halt die asiatischen Gesichter. Das war so von 2006 bis 2009. Die meisten Vorlagen sind aus dem Netz.

Dieses große Bild sieht ja spannend aus, auch ein wenig bedrohlich.

Das ist zum Beispiel eine Chinesin, die vermutlich auf einer Party ein Selfie von sich macht. Ich kenne den Fotografen nicht. Aber hier hat mich die Technik gereizt. Ich komme ja eigentlich von der Aquarellmalerei. Aquarell hat etwas mit dünnen, wässrigen Schichten zu tun, bei denen die Farben noch halbwegs transparent durchscheinen und luftig leicht wirken. Im Gegensatz zur Ölmalerei, wo die Farbe meist pastos aufgetragen wird. Und das habe ich bei diesem Bild ausprobiert. Es ist aus etlichen dünnen Lackschichten zusammengesetzt. Deswegen ist da jetzt auch Klarlack drüber, damit der Glanz erhalten bleibt. Das war der Reiz dabei. Die meisten anderen Bilder sind

da anders und nicht so durchscheinend. Das ist dann eher Primamalerei, also in einem Zug gemalt. Das heißt jetzt natürlich nicht, in nur drei Stunden gemalt, aber eben nicht mit Untermalung und so.

Was reizt Sie an den Gesichtern?

Bei diesen Gesichtern geht es mir nicht um das oberflächliche Beauty-Thema, sondern im Gegenteil: Ich will eigentlich zeigen, wie sie wirklich sind. Vielleicht ist das dann auch ein wenig übertrieben, denn ich habe ja das eine oder andere extra eingearbeitet, was man sonst wegetuschieren würde.

Waren Sie selbst schon in Asien?

Ja, das hat sich durch den Sprachkurs ergeben, den ich selber gemacht habe. Es gab dann so Tandem-Partnerschaften, im Internet geht so etwas. Da hat sich dann eine Brieffreundschaft entwickelt und irgendwann dachte ich mir: Da musst du doch einmal hinfahren. Und dann haben sie mich spontan eingeladen. Sie meinten, dass ich vorbei kommen sollte, wenn ich mal runter käme. Und so war ich dann eine Woche dort in Japan bei einer Familie.

Haben Sie auch Fotoarbeiten?

Das neueste Bild ist dieses hier. Das erfreut sich auch regen Interesses. Das hatte ich letztes Jahr auf der WOGA hängen und das wurde vom Fleck weg verkauft. Das haben wir dann noch mal ausbelichtet und auf Dibond aufgezogen.

War das eine Auftragsarbeit?

Nein, das gehört zu meiner freien Arbeit. Das ist in einer Halle in Schwelm entstanden, die jetzt schon nicht mehr steht. Das war ein altes Eisenwerk. Da habe ich das Grundmotiv mehrmals gespiegelt. Und daraus wird dann

plötzlich so ein Objekt, das aus der Ferne betrachtet, fast wie ein Satellit aussehen könnte, und kommt man näher ran, könnte es ein modernes Bühnenbild sein. Und um das Ganze zu steigern, habe ich dann hier Figuren reinkopiert, damit man weiß, wo oben und unten ist. Das sind so Spielereien, die ich gerne mache. Beim Spiegeln entsteht in der Mitte dadurch immer etwas Ornamentales, wie in einem Kaleidoskop. Aber das machen ja auch einige, da bin ich nicht der Einzige. Aber damit beschäftige ich mich schon mal ganz gerne. Ansonsten fotografiere ich auch gerne Landschaften. Hier sind ein paar Beispiele. *(Er blättert in einem Fotobuch.)*

Dieses Bild über den Wolken ist ja toll. Ist das aus dem Flugzeug fotografiert?

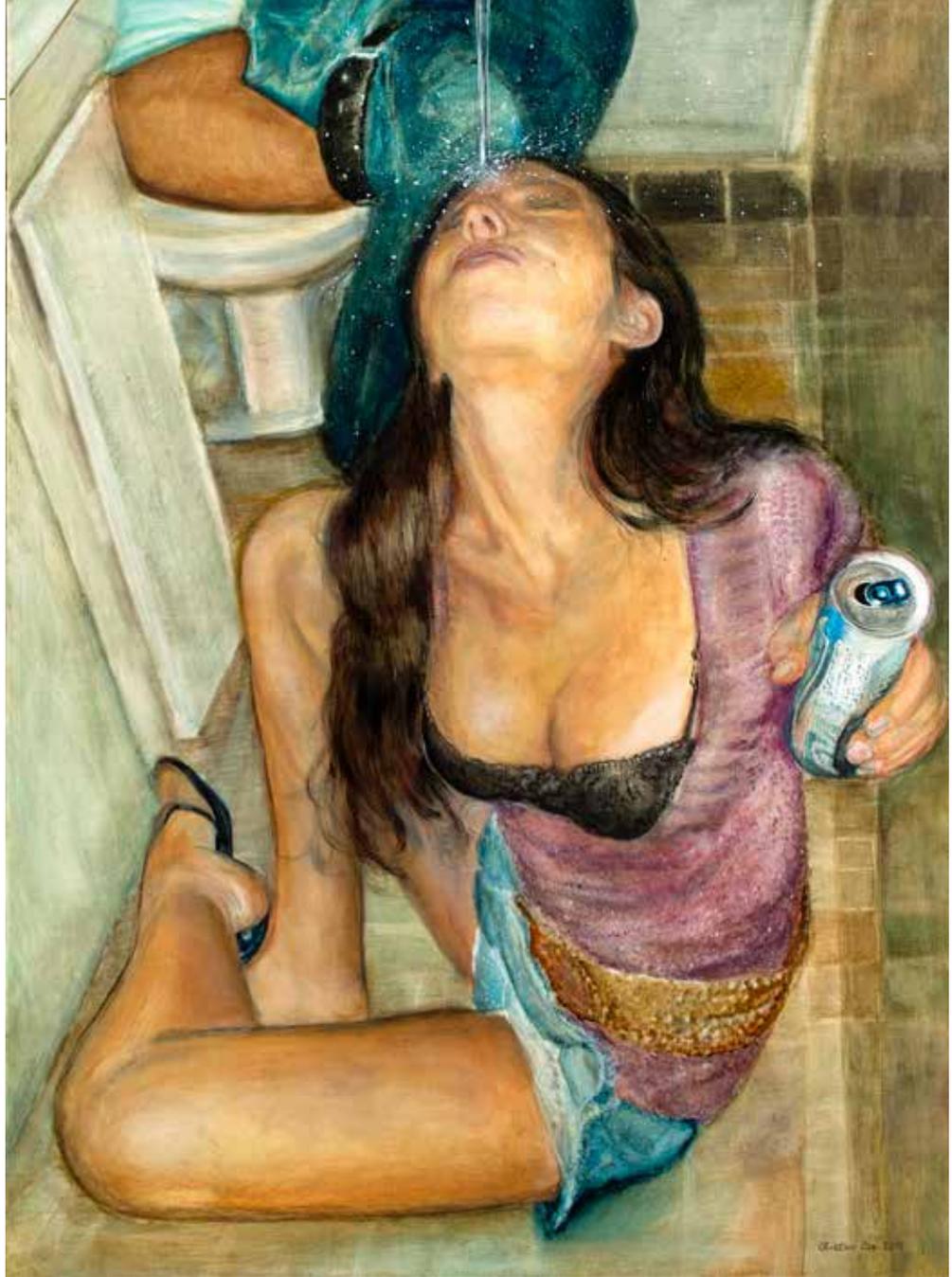
Nein, das ist beim Hermannsdenkmal. Ich bin da auf der Autobahn vorbei gekommen und habe gemerkt: Oh, jetzt kommt aber etwas Interessantes. Die Nebeldecke schloss sich gerade und dann bin ich zum Denkmal rauf gefahren und war plötzlich genau über den Wolken. Und dann ging die Sonne auch noch unter. Das sind dann so Glücksmomente.

Wie lange haben Sie jetzt hier ihr Atelier?

Seit 2012. Zuerst habe ich die alte Fleischerei nur als Atelier genutzt, nachdem ich die Räume für die WOGA 2012 hergerichtet hatte. Ich habe ein paar Ausstellungen mit meinen Arbeiten hier gemacht, habe sogar im Schaukasten gemalt. Später entstand die Idee, auch anderen Künstlern die Möglichkeit einer Ausstellung zu geben. Auch aus geschäftlichen Gründen kam dann meine Frau dazu und wir gründeten die Galerie.



Porträt „Blick in die Ferne“,
Öl auf Nessel



„Energy Drink“,
Öl-Lacklasuren 115 x 150 cm

Das neben Ihrem Beruf zu organisieren, macht sicher viel Arbeit?

Ja, das ist schon Arbeit. Wir haben ja jetzt die Öffnungszeiten auf Mittwoch, Donnerstag und Freitag 18 Uhr gelegt, das schaffe ich so halbwegs. Dazu kommt der Samstag von 12:30 bis 15 Uhr. Das ist ein großer Bereich, wo wir eigentlich noch gar nicht so genau wissen, wie das so geht hier. Laufkundschaft gibt es so gut wie gar nicht. Und welche Öffnungszeit ist dem Publikum, das kommen will, eigentlich genehm? Die meisten arbeiten, denke ich mir, da hat es sowieso keinen Sinn, sich schon um 16 Uhr hinzusetzen und zu warten. Und am Wochenende haben wir es auch schon ausprobiert, da war es zeitweise besser, vor allem am Samstag, aber wir haben es immer noch nicht heraus, wann die ideale Zeit ist. Deswegen haben wir jetzt diese

Zeit, von 18:00 bis 19:30 Uhr. Da kann man mal nach dem Rechten gucken und wenn einer rein kommt, dann ist das schön. Und am Wochenende haben wir teilweise auch auf. Gestern war hier auch offen. Die Eröffnungen, die sind immer gut besucht!

Lohnt sich die Galerie denn finanziell?

Leider nicht so richtig. Es gab ein gutes und ein schlechtes Jahr. Wir haben auch schon „draufgelegt“. Die Galerie wird aber weiter laufen. Bis Ende des Jahres haben wir Voranmeldungen und Ausstellungen und wir haben auch immer etliche Ausstellungsanfragen. Als nächstes kommt Carmen Siebke. Sie macht Plastiken, also etwas zum Anfassen. Das finden wir ganz interessant, auch dass sie darauf besteht, dass ihre Sachen „begriffen“ werden, da sie sie ja auch mit den Händen herstellt. Das ist eine andere

Welt und auch eine andere Sprache, die man durch bloßes Angucken gar nicht erfassen kann. Da sind wir dann auf die Idee gekommen, einen Schritt weiter zu gehen und die Blindenvereine einzuladen. Vielleicht kriegt man mal Leute, die nicht sehen können, in eine Ausstellung. Mal gucken, ob sie reagieren. Die Einladungen sind draußen. Das finde ich schön. Siebke macht kleine Bronzefiguren und sagt: „Was soll schon mit denen passieren, wenn man sie berührt?“ Sie werden ja festgeschraubt am Sockel und man kann sie nicht runterwerfen und abgreifen tun sie sich nicht. Warum soll man sie also nicht anfassen? Danach kommen drei Kunststudenten mit spannenden frischen Arbeiten. Zwischendurch werden einige Lesungen stattfinden. Dann wird immer der ganze Raum bestuhlt und nett hergerichtet. Das wird vom Publikum gut angenommen.

Wuppertal als Standort war für Sie nie eine Frage?

Ich wohne hier. Ich komme gebürtig aus Stuttgart und bin in Hagen aufgewachsen.

Von wann sind denn die Bilder hier vorne im Ausstellungsraum?

Die müssten von 2013 sein. Das sind mit die neuesten. Hier ist aber auch eine Serie von 2008. Zu sehen ist hier die, bereits leider verstorbene, Isabelle Caro. Ich habe sie durch die Kampagne des Starfotografen Oliviero Toscani

gesehen. Er hatte ja für Benetton eine Schockwerbung (*Kampagne gegen Magersucht*) gemacht. Dadurch bin ich auf das Thema aufmerksam geworden. Ich hatte vorher gar keine Ahnung, dass es sowas gibt. Dann habe ich über Facebook mit ihr Kontakt aufgenommen. Dort gab es dann einen Informationsaustausch. Das war schwierig, da ich kein Französisch kann. Sie war aber auch als Mensch sehr schwierig. Aber sie hat mir die Erlaubnis gegeben, sie zu malen und hat mir das Foto zur Verfügung gestellt. Und dann habe ich ihr auch ein Plakat gemacht, für einen ihrer Auftritte. Das war dann sozusagen die Bezahlung. Ich habe mein Bild dann natürlich neu montiert. Auf dem Originalbild lag sie nur auf irgendwelchen Bühnenbrettern.

Wie ist das grundsätzlich, wenn Sie zum Beispiel Bilder aus dem Internet verwenden. Holen Sie sich da eine Erlaubnis ein?

Das ist schon schwierig. Bei den Bildern, wo es ganz wichtig ist, frage ich natürlich immer nach. Zum Beispiel bei der Japanerin, die einen so intensiv anguckt, da habe ich tatsächlich im Nachhinein herausbekommen, wer das war und wer das Bild gemacht hat. Und dann habe ich dafür eine Erlaubnis bekommen. Aber ich bin mir gar nicht sicher, ob man das wirklich muss, da es sich ja um eine künstlerische Umsetzung handelt. Ich weiß, dass das Urheberrecht mit



„Am Abgrund“, Öl auf Nessel
nach einer Fotografie des
verstorbenen Magermodells
Isabelle Caro

Persönlichkeitsrechten schon so um 1900 galt und damals wurde ja noch nicht so viel fotografiert. Da galt damals schon das gezeichnete Porträt als Eingriff ins Persönlichkeitsrecht, wenn man es veröffentlichte. Das ist immer sehr schwierig. Durch die ganze Internet-Geschichte wird aber das Ganze ad absurdum geführt. Die Leute stellen alles öffentlich und da kann man eigentlich nicht gleichzeitig auf seine Persönlichkeitsrechte pochen. Aber ich frage lieber vorher. Doch die ganze Sparte Street-Fotografie dürfte es so nach dem Gesetzgeber gar nicht geben, doch es gibt sie noch und sie ist ja auch hochinteressant.

Mit Computergrafiken beschäftigen Sie sich auch?

Das hier ist mal so eine Serie von Bildern aus Vektorgrafiken. Das ist im Computer entstanden, also mit dem Zeichentablett gezeichnet. Und da mache ich dann Neukompositionen und drucke sie, zum Beispiel auf Leinwand, aus. Davon habe ich schon eine ganze Reihe gemacht. Diese Art gefällt vielen. Mit der Technik habe ich auch schon einige Auftragsarbeiten gemacht.

Das geht schon in die Richtung Comic-Style.

Ja, ein bisschen, aber der Inhalt ist gar nicht komisch. Dieses Bild hier besteht aus drei Fotomotiven, die zusammengesetzt wurden. Und dann ist es absichtlich nicht fertig gemacht worden, damit es so etwas Verlaufendes, etwas Zerstörtes hat.

Ich bearbeite meine Bilder intensiv am Computer und zeichne direkt auf den Bildschirm, wie auf Papier, aber mit Vektorgrafiken, was den Vorteil hat, dass sich die Ergebnisse beliebig vergrößern lassen. Im Nachhinein setze ich dann schon noch ein paar Lichter mit einem Bildbearbeitungsprogramm rein, aber ich lasse die Arbeiten insgesamt sehr flüchtig. Solche Sachen mache ich dann eben auch



als Auftragsarbeiten. Zum Beispiel habe ich schon mal ein Kinderporträt in der Größe eines Quadratmeters gemacht. Das hängt jetzt in einem Wohnzimmer.

Woran arbeiten Sie zur Zeit?

Das letzte Bild, das gerade in Arbeit ist, ist ein Riesenporträt. Das ist auch wieder die lasierende Öl-Technik, die ich auch bei den beiden anderen großen Bildern angewandt habe. Es ist auch wieder die gleiche Größe. Aber irgendwie hat es noch keinen Witz. So ähnlich ist es mir auch mit dem Bild „Energiedrink“ gegangen. Da habe ich mich auch lange gefragt, was soll das jetzt? Warum sitzt die Frau da so? Erst als ich auf die Idee mit dem Wasserstrahl gekommen bin, hat das Bild eine Aussage bekommen.

Haben Sie nie daran gedacht, nur Kunst zu machen?

Ich glaube, davon kann man nicht leben. Das reicht einfach nicht. Auch Ausstellungen zu machen ist viel Arbeit. Man fährt hierhin und dahin. Man weiß ja, was man an Geld im Monat braucht. Dann müsste man jeweils die Hälfte der Ausstellungen verkauft bekommen.

Verkaufen Sie Ihre eigene Kunst denn noch über andere Galeristen?

Nein. Ich mache alles alleine. Ich denke, es ist auch schwierig, einen guten Galeristen zu finden. Ich hatte damals mal bei Steffen Schneider ausgestellt, als er noch seine Galerie Blickfang hatte, auch in anderen Galerien habe ich ausgestellt, aber einen eigenen Galeristen habe ich nicht. Es ist manchmal einfach auch die Frage, ob man zur rechten Zeit am rechten Ort ist. Vielleicht kenne ich nicht die richtigen Leute, die einen nach vorne bringen können. Vielleicht müssten meine Bilder einfach nur einmal woanders gezeigt werden, so dass manch einer denkt, jetzt habe ich das richtig verstanden und jetzt finde ich das auch gut.



Ausstellungsraum im Atelier „Die alte Fleischerei“



Aufsehenerregender und
werbewirksamer Fahruntersatz
des Künstlers

Bei der WOGA nehmen Sie auch immer teil?

Nicht mehr. Ich habe teilgenommen ab 2006 und in Folge immer wieder. Ich habe mir da auch immer sehr viel Mühe gegeben. Einmal in Sonnborn und hier auch schon ein paar mal. Aber wir lassen das jetzt in Zukunft. Es kommt wohl Besuch, aber die gucken nur. Es gibt da viele Hobbyisten, die einfach nur sehen wollen, wie ist das da so gemacht. Dann tauscht man sich bei der Fotografie über Blende und Belichtungszeit aus, aber über das Motiv eigentlich weniger. Das ist für uns als Galerie schwierig. WOGA heißt zwar „Wuppertaler offene Galerien und Ateliers“, aber da nimmt kaum noch eine Galerie teil. Es bringt einfach nicht so viel.

Und in Zukunft wollen Sie sich also auch mit Bildhauerei beschäftigen?

Bildhauerei. Ich werde ja mein Bild nicht hauen (*lacht*), aber wer weiß. Momentan finde ich 3D-Drucker auch sehr spannend. Inzwischen habe ich zwei davon, weil ich merke, dass man damit eine ganze Menge machen kann, was man rein handwerklich nur unter Schwierigkeiten schafft. Und das ist ein Mitarbeiter, der keine Fragen stellt. Der macht das einfach. Das Drucken dauert stundenlang, aber das ist mir dann ja egal. Ich sehe Möglichkeiten, auf den Prozess kreativ einzuwirken. Auch die Reproduktion ist dann einfacher. Mal gucken, wie sich das weiterentwickelt. Aber da reizt mich einfach das Medium. Das habe ich aber bei all den Kunstarten gemerkt, auch bei der Holografie: Je mehr Technologie dazwischen ist, je länger der Weg also vom Kopf zum Ergebnis ist, desto mehr bleibt das Gefühl auf der Strecke. Wenn ich durch den Fotoapparat schaue und Kunst mache, dann geht das noch. Das ist noch ziemlich direkt. Aber wenn es dann viel mehr Zwischenschritte gibt, die nicht künstlerisch sind, dann wird es immer

komplizierter, ein anständiges Ergebnis zu bekommen, etwas, bei dem man auch ergriffen ist. Das ist meine Erfahrung. Als ich noch mit Wachsmalstiften malte, da hat man da etwas Explosives gespürt. Das finden die Leute gut. Sie sehen, da ist Gefühl drin. Aber eine gepinselte, fotorealistische Arbeit ... da stehen die Leute davor und denken sich: Ja, das ist viel Arbeit. Aber das Gefühl kommt dann oft nicht mehr rüber. Da geht etwas verloren. Auch bei meinen ersten Hologrammen, die noch viele Fehler und Flecken hatten ... Das hatte oft mehr als das super glatte, perfekte Bild. Störungen im Bild sind mitunter nicht schlecht.

Haben Sie noch Zeit für sich selbst? Zum Beispiel für ein Hobby?

Nein, mein Hobby ist höchstens, wenn ich mich mit Fotos beschäftige und sie nachbearbeite. Das macht mir Spaß. Aber ein direktes Hobby, gibt es gar nicht mehr. Aber das finde ich auch gar nicht schlimm, weil ich lebe das ja. Alles was ich tue, fing ja mal als Hobby an und ist dann ein Beruf geworden. Einfach nur aus Freude an der Sache, mal ein kleines Modell zu bauen – das brauche ich gar nicht mehr.

Brauchen Sie nie eine Auszeit?

Das ist ein Problem. Ich arbeite zu viel. Wenn ich gerade nicht ganz so viel im Beruf zu tun habe wie jetzt, dann hat das wenigstens mit der Kunst immer noch funktioniert oder ich konnte dann auch schon mal in die Natur raus. Sonst hat man ja auch keine neuen Ideen dafür. Aber im Moment kommt das etwas zu kurz. Das ist auch der Grund, warum ich zur Zeit nicht male. Ich bin nicht frei dafür. Ich kann nicht alles gleichzeitig machen. Wir haben ja auch die Galerie, suchen Künstler aus und führen Gespräche. Dann wird die Ausstellung hier gestaltet und das reicht mir im Moment. Aber eines Tages male ich wieder. Das weiß ich. Es juckt mich schon wieder. #

Zur Person

Christian Ose - Jahrgang 1958 - geboren in Stuttgart
- Studium Industrial Design, Kunst und Malerei -
Studium Physik und Holografie - lebt und arbeitet in Wuppertal
- Atelier „Die alte Fleischerei“ in Wuppertal-Ronsdorf

www.christianose.com



„Man muss sich mal aufs Wesentliche besinnen.“

Peter Jaschinski und die Liebe zur Alchemie

Seit zwanzig Jahren malt und werkelt Peter Jaschinski in seinem Hinterhof-Atelier in Heckinghausen. Inspiriert durch die Bekanntschaft zum Wuppertaler Maler Gerd Hanebeck, hat er schon früh zur abstrakten Malerei gefunden. Das Thema Mensch und Natur zieht sich dabei stets durch sein Werk, ebenso wie die Faszination an der Alchemie. Acryl ist sein bevorzugtes Medium. Aktuell beschäftigt er sich gerade mit einer Serie zum Thema „Alice im Wunderland“.



Peter Jaschinski im Gespräch in seinem Atelier



Herr Jaschinski, Sie haben vor einem Jahr Ihren Job gekündigt, wie kam es dazu?

Peter Jaschinski: Aus vielen Gründen. Manchmal passen Dinge einfach nicht zusammen und die eigene Vorstellung nicht zum Unternehmen.

Wo waren Sie denn beschäftigt?

Ich war hier in Wuppertal bei einem großen Handelskonzern beschäftigt. Dort war ich Führungskraft im Bereich

Druckererzeugnisse und hatte ein Team von 20 Leuten, unter anderem Designer, Einkäufer, Projektmanager. Davor war ich bei Amerikanern. Das war ganz lustig. Ich mag solche Konzerne, weil man da weltweit mit Designern zusammenarbeitet. Das hat Spaß gemacht und ich habe gute Kontakte geknüpft.

Kann man denn von der Kunst leben? Geht das überhaupt?

Nee, das wäre mir auch neu. Selbst die „Angesagten“ haben ja irgendeine Professur in Düsseldorf oder sonst wo ... Viele retten sich in diese Ecke. Ich habe vor Kurzem das Buch von Beltracci gelesen, das war interessant. Das ist der Kunstfälscher, den sie verknackt haben. Der hat zwar immer gefälscht, aber er kannte es nicht anders. Er konnte zwar super malen, dachte aber von Kindesbeinen an nie, dass er was Falsches macht ... Er ist mit einem Vater aufgewachsen, der Kunst restauriert hat. Ergo war das Kopieren für ihn was „Normales“. Der sprach das mal deutlich aus: „Selbst die Leute, die meinen, sie könnten von der Kunst leben, sind letztendlich doch irgendwo abhängig.“ Das sind sie alle. Nein, ich kenne da also niemanden, der das kann. Ich glaube, das ist alles äußerst schwierig. Es läuft phasenweise immer mal super und dann wieder nicht ... Deswegen find ich Ihren Titel so gut: „Gehypt und gestrandet“.

Wir wollen das Auf und Ab im Leben orange.

Ja, manchmal rennen einem die Leute die Bude ein ... Bei mir war das immer so, wenn Filme wie „Illuminati“ oder Harry Potters „Der Stein der Weisen“ rauskam. Dann waren die Leute alle infiziert mit mystischen Sachen. Auch die Alchemie ist dann plötzlich total spannend ... und dann flacht das wieder ab. Wobei mir das ja eigentlich ziemlich wurscht ist, weil ich das nicht aufgrund eines Trends mache. Ich habe mir da so meine eigene Philosophie gebastelt und die ist im Laufe der Jahre auch gewachsen.

Seit wann arbeiten Sie denn hier?

Ich bin jetzt zwanzig Jahre hier in den Räumen. Schnuckelig klein. Hier drunter ist noch ein Raum, da arbeite ich. Hier oben ist der Platz zum Munkeln und Verkaufen, zum Nachdenken (*lacht*), ... was auch immer.

Wenn ich so zurückdenke: In jungen Jahren, da hätte man unheimlich viele Möglichkeiten gehabt. Aber ich wollte mich auch nicht in irgendwelche Abhängigkeiten bringen. Mit 25 habe ich gedacht, ich werde der beste Künstler der Welt, ohne dass ich irgendjemanden dafür brauche. Aber das ist nicht wahr. Man braucht da ganz viele Leute, aber man muss die Kontakte auch alle pflegen.

Zum Beispiel Unterstützer?

Ja, die auch. Vor meiner Selbstständigkeit hatte ich viele erfolgreiche Ausstellungen und da haben mir viele gesagt:

„Nun geht es los!“ Aber dann habe ich meine Agentur eröffnet und innerhalb dieser Zeit kaum im Atelier gearbeitet.

Wann war das mit der Agentur?

Das war 2010. Direkt hier im Hochhaus „Glanzstoff“, jetzt heißt das „Teijin“, in Elberfeld. Da war ich vorher angestellt und habe die Abteilung mit aufgebaut und dann wollten die das alles outsourcen. Die Alternative dazu war die Selbstständigkeit. So wurde die Agentur gegründet, die mit einem Webdesigner und einem Modedesigner erfolgreich angelaufen ist. Leider war hier nach fünf Jahren Schluss, nachdem man hinter seinem Geld herlaufen musste (*lacht*). Auch gut ...

Haben Sie denn vorher studiert oder eine Ausbildung gemacht?

Ich wurde 1964 geboren und da lief das alles noch ein bisschen anders. Ich habe nichts studiert. Zu dem Zeitpunkt hatte ich keine Lust mehr auf Schule und habe eine handwerkliche Ausbildung begonnen und abgeschlossen. Ich habe allerdings dann weitere Schulabschlüsse auf der Abendschule nachgeholt.

Die Versetzung erfolgte intern vom Unternehmen. Es war ein Angebot, weil man dachte, es wäre passender für meine künstlerische Ausrichtung. So kam ich in eine hausinterne Druckerei im Stile der 50er. Mein damaliger Vorgesetzter und Mentor hat mich dort stark gefördert, so dass ich meine Talente entwickeln konnte und den Bereich zu einem modernen Dienstleistungsbereich aufbauen konnte, nachdem sich die Personalstruktur verändert hatte. In meinen Mittagspausen konnte ich viel von den kreativen Freunden, die im Umkreis der Luisenstraße gelebt und gearbeitet haben, lernen. So habe ich meine Mittagspausen im Café du Congo verbracht und die gängigen DTP-Programme erlernt. Nach einem Jahr lief die Abteilung und hat in den kommenden Jahren sehr gute interne Umsätze abgeworfen. Es war eine große Herausforderung und eine Chance, die ich genutzt habe. Gegen das Kunststudium habe ich mich damals entschieden, nachdem ich mal als Gasthörer bei Markus Lüpertz in seiner Klasse war. Da habe ich festgestellt, dass ich das nicht will. Weil ich auch dort die Leute doof fand und die Regeln, die da so herrschten. Man durfte sich da auf keinen Tisch setzen und Kleiderordnung gab es, glaube ich, auch noch. Und so wie er, wollte ich auch nicht malen. Aber mein Mäppchen hatte ich trotzdem dort abgegeben. Ich kannte damals hier so ein paar Wuppertaler Künstler. Ich kenne deutlich ältere als jüngere Künstler. Weil mich meine damaligen Altersgenossen nicht so interessiert haben, daher kenne ich eher so die alte Riege. Einer meiner Mentoren, Gerd Hanebeck (*Maler, Grafiker und Objektkünstler, *1939*), hat mir damals gesagt: „Du hattest bereits deine erste Ausstellung, deine Mappe ist top, aber das wollen die gar nicht. Auf der Akademie möchte man dein Potenzial erkennen und somit auch die Formbarkeit sehen. Und dann wollen die aus dir was Bestimmtes machen.“ Aber das wollte ich nicht. Ich wollte meinen eigenen Kram machen. „Ja, dann mach einfach weiter. Studiere nicht. Mach deine Arbeit!“, hat er dann zu mir gesagt. Und das habe ich dann gemacht. Das mach' ich auch heute noch. Im Grunde guck' ich nicht nach rechts und links.

Es ist sicher anstrengend, beides zur selben Zeit zu machen: den Job und die Kunst.

Ich kenne nichts anderes. Ich mach' das schon mein Leben lang. Aber gerade hab ich ja mal die Zeit dazu ... Jetzt kann ich mal ein bisschen mehr werkeln. Ja, das ist sehr ungewöhnlich.

Wie lange schon?

Seit einem Jahr. Es ist etwas befremdlich, täglich im Atelier zu stehen. Etwas, das man sich immer wünscht,



Bild aus der Serie „Alice im Wunderland“



aber wenn man es dann kann, dann stellt man fest: Es ist ein seltsames Gefühl, kreativ und frei zu arbeiten, Tag für Tag.

Was sind das dort für Werke?

Die hier stehen ... diese Alice-im-Wunderland-Werke. Meine Tochter hat sich das gewünscht. Ich sollte ihr ein Bild malen, schon vor zwei Jahren. Und dann habe ich das irgendwann auch gemacht und daraufhin haben alle gesagt: „Oh, wie schön.“ Jetzt bin ich dabei, mal alle Charaktere zu malen und das ist schon wie ein Zwang geworden.

Nach Vorlage oder aus dem Kopf?

Aus dem Kopf. Jaja ... sicherlich hab ich den Film von Tim Burton gesehen ... aber es ist aus dem Kopf. Das Drumherum ist halt meins.

Also, wenn ich spazieren gehe oder in den Wald gehe, dann sehe ich was und kann das später im Kopf abrufen. Ich habe auch früher mal unterrichtet, fünf Jahre lang. Kurse mit bis zu zehn Leuten, zum Thema Kreativität. Das Sehen, das fehlt den meisten, die sehen einfach keine Sachen. Durch Struktur kann man das Gesehene abspeichern und später abrufen. Je mehr man sieht, desto mehr kann ich ja aus dem Pool des Gesehenen schöpfen. Wir sind in dem Kurs auch spazieren gegangen.

Man muss ja auch erst einmal lernen, wirklich aufmerksam zu sein.

Bei mir ist das mittlerweile so, dass ich alles mitnehme. Scheint die Sonne in den Raum und ich sehe es, dann speichere ich das sofort ab. Andere machen Skizzenbücher, was eigentlich nicht doof ist, aber mir reicht das. Ich speichere das im Kopf ab.

Die Alchemie ist eines Ihrer wichtigsten Themen, oder?

Das war in den letzten Jahren so. Meine erste Ausstellung galt dem Thema Bäume. Die Baumstämme waren alle rot, kaputt und zerklüftet. Das hatte auch einen Grund, da wir ja nicht sehr pfleglich mit unserer Umwelt umgegangen sind. Sozusagen der Ist-Zustand der Bäume: kranke Bäume. Da wollte ich kein Mahner sein, sondern einfach nur zeigen, wie es ist. Das ging dann weiter mit dem „grünen Punkt“. Der sorgt ja für viel Umsatz und verschiebt eigentlich das Problem nur in andere Länder. Ich habe dann McDonald´s-Tüten und Cola-Dosen und diese Ringe gesammelt und mit auf die Leinwand gepappt. Also, eigentlich den Kram, der um uns herumliegt, diese ganze Umweltverschmutzung. Das habe ich in die Kunst eingebaut und da haben sich die Leute auf einer Ausstellung damals auch sehr drüber aufgeregt.

Dann ging's weiter: Mensch und Natur war ein Thema. Und irgendwann, logischerweise, kommt man dann auch zum Ursprung. Wer hat sich denn früher schon mit den Naturwissenschaften beschäftigt? Und so kam ich dann zu den Alchemisten. Die fand ich spannend, bis heute noch. Ich finde die immer noch toll, nicht, weil die irgendwas auf die Reihe gekriegt haben, das haben sie auch nicht. Sie haben auch kein Gold gesucht, sondern eigentlich haben sie eher nach Erkenntnis gesucht, schon damals. Und das fand ich spannend. Und ich fand die Symbolik toll. Ich habe viele Bücher gelesen. Ich nehme mir da so die Sachen raus und baue die in meine Arbeiten ein, mehr nicht.



Die alchemistischen Symbole Mercurius, Sulfur und Salz stehen für die drei philosophischen Prinzipien

Was sind das zum Beispiel für Symbole?

Das sind alchemistische Symbole. Diese drei da (*Er zeigt auf ein Gemälde.*) sind zum Beispiel die drei philosophischen Grundelemente: Salz, Schwefel und Quecksilber. Die gibt's natürlich auch als Stoffe und Planeten, außer dem Salz. Rechts der Mercurius, in der Mitte Sulfur und das vorne ist Salz. Mercurius fand ich schon immer toll als Symbol.

Ihre Farben drücken dabei auch schon so eine Naturverbundenheit aus.

Ja, ich male auch viel in Erdfarben, das stimmt. Dann kam aber auch mal der völlige Verzicht auf Symbolik. Ich habe ja auch mal eine Zeit nur Steine und Mauern gemalt. Dann hat man mich oft gefragt: „Was ist los, mauerst du dich jetzt ein?“ (*lacht*) Das ist immer so herrlich! Nein, ich hatte da einfach Lust, Mauern und Steine zu malen. Aber das hat auch wieder was mit Alchemie zu tun. Weil genau das war der Ansatzpunkt. Man sucht ja immer etwas ... Die Alchemisten haben auch gesucht, sie haben Feststoffe gesucht und destilliert. Eigentlich hat man immer irgendwo nach dem Sinn oder der tieferen Bedeutung gesucht. Das

hab ich so für mich aufgenommen. Es ist aber schwierig, das anderen Menschen zu erklären.

Und was suchen Sie mit Ihren Bildern?

Jeder sucht etwas. Entweder sucht er seinen Sinn des Lebens. Oder er sucht den Sinn in dem, was er macht. Aber wenn er den gefunden hat, kann er aufhören, sonst käme da ja nix mehr ... Aber man entwickelt sich ja auch immer weiter. Also ich hoffe, das bleibt bei mir auch so. Sobald ich das da aus dem Kopf habe (*Er zeigt auf die Alice-im-Wunderland-Gemälde.*), werde ich mich mal von der Alchemie lösen und etwas Neues machen. Dann geht's bei mir in eine andere Richtung und ich werde mich mit Wikingern und Nordgermanen beschäftigen.

Das sind dann ja auch symbolische Sachen, eben Runen, oder?

Ich hatte mich schon mal vor einiger Zeit mit Runen beschäftigt und dann haben mir irgendwelche Leute gesagt, dass ich lieber die Finger davon lassen sollte, von wegen Naziregime usw., aber das ist auch wieder Schwachsinn. Das sind ja alles Kulturen gewesen. Aber die Symbolik ist

mir in dem Fall auch gar nicht so wichtig, mir sind da ganz andere Sachen wichtig. Witzigerweise habe ich die Sachen auch alle schon im Kopf. Die Farbgebung ist mir wichtig, verwischte Farben ... Das hat auch wieder viel mit Meer zu tun, also: Wasser, schroffe Natur, Wind ... Im Grunde wieder: Feuer, Wasser, Erde und Luft. Alles wird blau, auch grau, also kalt, nicht mehr warm. Da geht's so hin. Mal schauen, was wird ...

Aber definitiv waren die Wikinger auch ein sehr einnehmendes Volk. Die haben auch nicht so rumgefackelt, sondern wenn die irgendwo hinwollten, dann haben die schon mal England erobert, auch mit relativ viel Blut. Da weiß ich noch nicht genau, wie ich das integrieren soll, ohne die übliche Symbolik zu verwenden.

Eine Sprache zu finden, die den Charakter der Leute zeigt oder die Ideologie der Wikinger zu finden, ohne die übliche Symbolik zu zeichnen, das braucht Zeit. Aber ich habe ja erst jetzt im Sommer damit angefangen.

Zur Zeit versuche ich meine Wunderlandbildchen zu vermarkten. Die werden gerade professionell abfotografiert und reproduziert. Ich habe noch gar keinen Preis im Kopf. Ganz schön viel Arbeit. Vier Wochen sitze ich da so an einem Bild. Ich wusste gar nicht mehr, dass ich das kann. Nachdem ich so lange abstrakt gemalt habe, war das eine echte Herausforderung.

Wie teuer wäre dann so ein Kunstdruck?

Bei den Drucken weiß ich es. 35 Euro pro Druck in DIN A3. Das ist, denke ich mal, erschwinglich. Das läuft dann über



eine Druckerei hier in Wuppertal. Für die Originale habe ich allerdings noch keine Preisvorstellung.

Marketing ist das A und O welches viele Künstler nicht so drauf haben. Ich habe einen neuen Internetauftritt und einen super Onlineshop. Da ich meine Arbeiten immer digitalisiert habe, liegt es nahe, diese auch als gedruckte Erzeugnisse zu vermarkten.

Haben Sie noch weitere Ideen für die Zukunft? Hehre Ziele?

Puh, hehre Ziele ... das ist interessant. Klar, in jungen Jahren denkt man an sowas, aber mit den Jahren merkt man, dass es nur eine Handvoll Künstler schafft. Es ist ein Spiel. Ich habe mal einen Galeristen gefragt, wie das so läuft. Der hat mir dann erklärt: „Ich habe einen Pool an jungen Künstlern, von denen ich glaube, dass da was draus werden könnte. Und ich habe eine große Sammlung an alten Meistern. Wenn sich die Museen jetzt die alten Meister leihen, dann wird ein Deal gemacht und die neuen Künstler gleich mit ausgestellt. Bei diesen Ausstellungen wird dann „wild gepunktet“, irgendwelche Leute kaufen die Bilder, die dann im Keller verschwinden. Und irgendwie schaffen es dann zwei von zehn Künstlern, weiterzukommen. Manche Künstler verstehen ja selber nicht, warum ihre Werke so teuer verkauft werden. Das ist fernab von Gut und Böse ...

Arbeiten Sie mit Galerien zusammen?

Nein. Ich wollte mich früher nie in so einen Kunstbetrieb schubsen lassen. Heute sehe ich das allerdings anders und wäre froh, wenn ich einen guten Galeristen hätte.

Machen Sie denn anderweitig Ausstellungen?

Nein, in letzter Zeit wenig. Da habe ich mich nicht mehr so drum gekümmert. Das ist ein großer Fehler. Aber wenn man beruflich zugange ist und einen Vertrag unterschrieben hat, dann kann man auch nicht sagen: „Ich muss mich jetzt um meine Kunst kümmern.“ Dann sagen die auch „Tschüss!“ Ich war beruflich oft unterwegs, habe viel gelernt und war im Laufe der Jahre als Spezialist im Bereich Offset und Digitaldruck tätig. Ich habe auch viele Seminare zu dem Thema gehalten.

Jetzt bin ich gerade etwas über 50, also 51, und denke mir, so eine Auszeit hätte ich schon viel eher machen sollen. Aber ich habe mein Leben lang gearbeitet. Jetzt muss ich mir erst sagen: „Ich darf das jetzt!“ Das ist zwar Kunst, aber die macht sich ja auch nicht von selbst und nach sieben oder acht Stunden ist das auch anstrengend. Aber trotzdem hat man ein schlechtes Gewissen.

Und von der Kunst zu lassen, stand das nie zur Debatte?

Nein. Und die Kunst brauchte ich auch immer. Sport brauche ich auch. Wir haben vor zwei oder drei Jahren entschieden, bei den High Land Games in Wuppertal auf

der Bundeshöhe teilzunehmen. Im letzten Jahr haben wir den ersten Platz der Amateure errungen und den sechsten in der Landesmeisterschaftswertung. Somit ist es nur noch möglich bei den Profis zu starten.

Das heißt, dieses Jahr geht es wieder los?

Nein, jedenfalls nicht als Aktiver. Da laufen sonst nur 30-Jährige rum. Baumstämme werfen, Steine weit werfen, Sandsäcke hochheben, mit einer Mistgabel werfen ... Dafür braucht man auch ein bisschen Vorbereitung, das kann man nicht mal eben so machen und dafür habe ich dieses Jahr nicht die Zeit.

Zeit ist immer knapp.

Der Tag ist immer zu kurz, da gebe ich Ihnen recht. Ich habe ja auch eine Familie mit zwei Kindern. Die sind aber inzwischen groß und studieren beide. Das ist schon mal gut. Die haben mich damals auch selten gesehen. Aber ich habe wohl eine Dauerpräsenz gehabt, auch wenn ich nicht da war. Das habe ich mir sagen lassen.

Machen Ihre Kinder auch etwas mit Kunst?

Mein Sohn studiert Medienkulturwissenschaften und englische Literatur in Köln. Meine Tochter studiert in Bochum Physiotherapie und hat mit Malerei nichts am Hut. Und mein Sohn zeichnet. Aber der zeichnet so richtig abgefahrenes Zeug. Aber passend für die heutige Zeit. Er fängt jetzt auch an, Sachen auf T-Shirts und in die Clubkultur zu bringen und interessiert sich unfassbar für Kunst, die für mich neu und anders ist. Aber meinen Kindern habe ich immer gesagt: „Du kannst alles machen, wenn dein Herz für etwas brennt! Du wirst dich nur ärgern, wenn du es nicht gemacht oder wenigstens probiert hast.“

So bleibt die Kreativität ja in der Familie.

Mein Sohn war früher viel hier mit im Atelier, weil ich abends und nachts und am Wochenende hier war. Klar, in der Woche musste ich arbeiten. Die Kinder durften mich dann eine Stunde lang ausfragen und mitmachen und dann war gut. Meine Tochter war als Kind sehr produktiv und hat Bilder im Sekundentakt gemalt. Das war dann eher

Betreuung für mich, aber irgendwann war ich dann auch genervt. Aber das haben die verstanden. Ich glaube nicht, dass sie ein Manko hatten (*lacht*).

Wuppertal als Standort haben Sie nie in Frage gestellt?

Den stelle ich überhaupt nicht in Frage. Definitiv nicht.

Gibt es irgendwelche Bilder, die Ihnen besonders am Herzen liegen?

In jedem Bild steckt viel Energie drin. Aber irgendwann wird es fertig. Und wenn dann die Signatur drunter steht, dann steht es nur noch so hier rum und wird sozusagen zur Ware. Und dann würde ich es gerne einfach nur verkaufen, weil einem dann schon wieder neue Ideen im Kopf rumgeistern.

Verkaufen Sie denn gut?

Ich hatte früher eine Menge Käufer, aber auch die haben die Bude irgendwann mal voll und haben keinen Platz mehr. Ein Kunstsammler aus Essen hat zum Beispiel mal im Internet ein Bild von mir gesehen und gesagt, ich solle mal vorbei kommen und es mitbringen. Da kam ich dann so in die Bude und da hingen dann Bilder von Helmut Newton, Uecker, Beuys ... und da war eine freie Fläche und da hat er gesagt: „Da kommen Sie hin.“

Aber ich muss auch sagen, ich habe mich da bisher auch nicht so richtig drum gekümmert. Dennoch muss ich meine Miete und die Materialien bezahlen und natürlich ist es ein Wunsch, mit meiner Kunst auch meinen Lebensunterhalt zu verdienen ...

Was kosten ihre Bilder denn so?

Die Preise für meine Bilder habe ich hier in einer Preisliste festgelegt. Sie richten sich nach der Größe. Da ich unterschiedliche Arbeiten habe, zum Beispiel auf Leinwand, Holz oder Papier, sind diese auch auf die Formate abgestimmt. Besuchern im Atelier gebe ich hier gerne Einblicke. Und es gibt auch immer mal wieder einen Nachlass, wenn das Interesse sehr groß ist, aber das Konto gerade nicht.

Bei der WOGA machen Sie auch immer mit?

Immer. Ja, von Anfang an. Da sind manch' skurrile Leute dabei. Letztes Jahr hatte ich hier so einen Klavierspieler, das war eine Type. Ein Franzose, der lange in New York gelebt hat. Solche Begegnungen finde ich spannend. Ab und zu kommt Steffen Schneider (*Initiator der WOGA*) auch mal reingeschneit, den kenne ich ja nun auch schon ewig. Der ist auch so ein Urgestein. Er hatte ja auch damals die Galerie von Hans-Peter Nacke übernommen.

Zur Person

Peter Jaschinski - Jahrgang 1964 - geboren in Wuppertal-Heckinghausen - seit 26 Jahren freier Maler - von 2001-2005 Agenturinhaber - Kaufmann und Produzent im Bereich Drucktechnik - zwei Kinder - lebt und arbeitet in Wuppertal

www.peter-jaschinski.de

War Gerd Hanebeck für Ihre Entwicklung eine wichtige Person?

Der Hanebeck hat mir zwar nicht direkt das Malen beigebracht ... Also, im Haus der Jugend habe ich damals bei Ausstellungen seine Bilder von der Wand genommen. Da war ich so 23 und habe mich gefragt: Wie macht der das? Und irgendwann lief der mir dann auf einer Abend-schule über den Weg und ich habe ihn angesprochen und gefragt, ob ich mal vorbeikommen und mein Mäppchen zeigen könne. So fing das an. Und dann war ich bei ihm und er sagte nur: „Mensch, kannst du schön malen! Echt toll. Sauber, ordentlich, top ... Aber das willst du gar nicht wirklich, oder? Was genau suchst du denn?“ Nein, das wollte ich nämlich gar nicht. Ich hatte eigentlich Bock auf abstrakte Malerei, aber ich wusste nicht wie.

Ja, alle denken immer, dass das so einfach wäre mit der abstrakten Malerei. Aber ich habe ja auch einen Anspruch, ich will ja auch eine Thematik verarbeiten. Und durch die realistische Malerei war ich es gewöhnt, das Bild im Auge zu behalten und ich wusste nicht, wie ich abstrakt anfangen sollte und wo dann das Bild den Halt hat.

„Ja, ich seh’ schon, das werden wir jetzt so an dem Abend nicht gelöst kriegen. Komm’ doch nächste Woche nochmal vorbei ...“, sagte Hanebeck da. Und daraus wurde ein wöchentliches Treffen im „Hayat“, in seinem Atelier oder in seinem Haus. Um mich herum waren Künstler, die aus ihrem Leben und ihren Erfahrungen erzählt haben und deren „wilde Zeiten“ noch lange nicht vorbei waren.

Und das war dann im Prinzip meine Lehre in Sachen Malerei. Hanebeck war dann auch später mein Trauzeuge. Was er mir vermittelt hat, war nicht die Malerei. Aber er gab mir einen Schubs in die richtige Richtung. Der Leitsatz von ihm war: „Ach, mit dem Ruhm und der Knete, das ist doch alles unwichtig. Du willst malen? Dann mach’ deinen Kram, mach’ deine Arbeit, schau nicht nach links und rechts und schiele nicht nach den Großen: Mach’ deine Arbeit!“ Und das ist ein Leitsatz für mich geworden, bis heute.

Das „Wie“ in der abstrakten Kunst kam bei mir einfach durch den Austausch mit anderen, meist älteren Künstlern zustande. Auch mit Peter Brötzmann (*Jazzmusiker, *1941*) und Peter Kowald (*Musiker und Kunstsammler, *1944/ †2001*). Kowald hat mal ein Bild von mir kaputt gemacht. Er hat es hier abgeholt, es hing dann im Café Du Congo und dann ist ihm das runtergefallen. Aber er hat es repariert: Mit Ketchup! Es war ja so in Erdfarben gemalt ... das passte ja einfach. Witzig. (*lacht*)



Peter Jaschinski vor seinem Atelier

Und jetzt steht die Kunst wieder für dich im Vordergrund?

Zur Zeit ja. Dafür ist gerade der richtige Zeitpunkt. Ich habe alles, was ich brauche und die Kinder sind groß, die machen ihr eigenes Ding. Man muss sich mal aufs Wesentliche besinnen. Ich habe jetzt auch angefangen Brot zu backen. Das mache ich konsequent seit einem Jahr und das macht Spaß. Zeit ist wichtiger als Geld. Es hat ja auch damit zu tun, die Kleinigkeiten im Leben wieder schätzen zu lernen. Das Einfache ist wichtig. #

„Es ist wichtig, Impulse in die Gesellschaft zu setzen.“

Barbara Held in ihrem Atelier in den Königsberger Höfen

Barbara Held, Künstlerin, Kunstpädagogin und Theologin arbeitet seit 1987 als freischaffende Künstlerin. Zudem betreibt sie die Malschule Cronenberg und engagiert sich in der Druckwerkstatt des BBK in den Königsberger Höfen. Sie arbeitet mit Rauminstallation, Objekten, Zeichnungen und Drucken.

Frau Held, wie sind Sie zur Kunst gekommen?

Barbara Held: Vorweg: Ich komme aus Franken und habe den Vorzug eines musischen Gymnasiums erlebt, noch vor der Oberstufenreform. Bei uns in der Schule wurde die musische Kultur sehr gefördert. Jeder von uns musste ein Instrument spielen und in den Chor gehen. Es gab Kunstunterricht. Es gab Textilunterricht. Wenn man die Zeit bedenkt, also 1968 bis 1972, war das eine Vorgabe kultureller Pädagogik, die schon ganz toll war. Vor allem wenn man sieht, was heute an den Schulen, auch an den fortschrittlichen, alles gekürzt wird.

Die Anregung, sich mit Kunst auseinanderzusetzen, kam also von der Schule, nicht von meinem Elternhaus. Vielleicht arbeite ich auch deshalb so gerne mit Kindern. Meine Eltern sind nie mit mir in ein Museum oder eine Ausstellung gegangen.

Dann hat mich mein Lebensweg dazu geführt, dass ich evangelische Theologie in Tübingen und Göttingen studierte. Das Studium habe ich auch mit großem Interesse abgeschlossen. In Wuppertal habe ich eine Praxiszeit absolviert. Ich habe aber gemerkt, dass der Beruf einer Theologin für mich nicht der richtige Beruf ist.

Dann habe ich Kontakt zu der Wuppertaler Künstlerin Barbara Jendritzko bekommen und bei ihr Unterricht in

Malen und Zeichnen genommen. Das brachte mich dann auf den Gedanken, Kunstpädagogik zu studieren. Und das habe ich dann auch, in Kombination mit Lehramt, an der Gesamthochschule Wuppertal gemacht. Eine meiner Examensarbeiten aus Ton steht auch hier: „Paradoxe Räume“.

Gleichzeitig gründete ich in Cronenberg eine Malschule. Ich war anfangs in den Räumen der Borner Schule und bin dann, nach längeren Umwegen, in der Bornerstraße in einem kleinen Häuschen gelandet. So habe ich dieses Malschulprojekt aufgebaut.

Ich hatte damals sieben bis acht Kindergruppen, fünf Erwachsenengruppen und habe Ferienprojekte betreut. Ich war sehr zufrieden mit dieser Arbeit und habe das auch nie bereut. Und ich bin auch glücklich, dass ich so viele Jahre mit Kindern arbeiten konnte, durfte und es ja auch immer noch tue.

Die Malschule führen Sie also immer noch?

Ja, das mache ich immer noch. Aber nicht mehr so intensiv. Es kommen nicht mehr so viele Kinder, wegen der Nachmittagsbetreuung. Es gibt ja jetzt ein riesiges Angebot für Kinder - jetzt könnte ich mir damit keine Existenz mehr schaffen. Aber damals hatte ich diese Nische noch und bin richtig glücklich darüber.





Barbara Held in ihrem Atelier





Kinderhemdchen aus Fuchsschwanzsägebältern

Gleichzeitig habe ich als Künstlerin gearbeitet; habe viele Ausstellungen gemacht; so auch in der Begegnungsstätte „Alte Synagoge“ mit dem Zyklus „Zum Erinnern und Gedenken“ mit hebräischen Schriftzeichen.

Das Judentum war also ein wichtiges Thema für Sie?

Die Auseinandersetzung mit der jüdischen Tradition war für mich außerordentlich wichtig. Zusammen mit dem Holocaust und meiner Familiengeschichte hat mich das viele Jahre sehr beschäftigt.

Ich habe zum Beispiel eine Boden-Wasser-Installation in der Mikwe, der Synagoge in Veitshöchheim/Würzburg gezeigt, die dann auch angekauft wurde.

Im Fränkischen gab es viele jüdische Gemeinden. Später entstand ein Tafelkasten, der auch im Solinger Klängenmuseum ausgestellt wurde. Heute befindet er sich in der Synagoge in Floß, in der Nähe der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

Es ist aber so, dass mein Verhältnis zur gegenwärtigen israelischen Politik ein sehr kritisches ist. Insofern ist das jüdische Thema in meinen Arbeiten in den Hintergrund gerückt.

Ist die Religion in Ihren Werken dabei immer noch wichtig?

Ich habe immer noch ein Zugehörigkeitsgefühl zur Evangelischen Kirche, vor allem zu den Gruppen, die



„Paradoxe Räume“, Ton (Examensarbeit)

protestieren und Positives auf die Beine stellen. Da gibt es viele Menschen, die sehr engagiert sind und davor habe ich großen Respekt.

Für Ihre Bilder ist es aber auf jeden Fall wichtig, dass sie darin etwas zum Ausdruck bringen.

Ja, ich bin keine Bildermalerin, die Bild für Bild malt und beobachtet, wie die Farbschichten so schön aussehen. Das ist genauso wertvoll in der Kunst. Auch eine informelle Malerei hat ein kritisches Potenzial, weil sie sich nicht für Diktaturen vereinnahmen lässt. Aber ich brauche es immer, dass ich mich wirklich mit etwas auseinandersetze.

Finanzieren Sie sich hauptsächlich über die freie Kunst oder Ihre Kunstschule?

Von der Kunst allein könnte ich nicht leben. Aber das hat für mich immer so gepasst. Ich bin sehr zufrieden.

Machen Sie viele Ausstellungen?

Im Moment weniger. Wir, Boris Meißner und ich, haben bis März 2016 sieben Jahre den Heine-Kunst-Kiosk an der Wichlinghauser Straße (Wuppertal) geleitet. Jetzt, wo das Projekt beendet ist, orientiere ich mich neu.

Ich bin in der Druckwerkstatt des Bundesverbandes Bildender Künstlerinnen und Künstler BBK (in den Königsberger Höfen) engagiert und an dem jährlichen Kalenderprojekt mit Holzschnitten beteiligt. Früher habe ich auch Rauminstallationen gemacht, richtig große Projekte, zum Beispiel am Strand von South Tyneside (Partnerstadt Wuppertals) den „Tower Against Global Warming“.

Wie werden solche Rauminstallationen denn finanziert?

Mit Boris Meißner habe ich ein Projekt in der St. Egidienkirche, Nürnberg initiiert, das von der Kirchengemeinde mit Pfarrer Heiner Weniger unterstützt wurde. Wir haben eine monströse Christusfigur aus den 50er Jahren mit weißer Folie umwickeln lassen. Diese Folie wurde von einer Fachfirma mit Schweißbrennern solange behandelt, bis sie sich dicht an die Bronzefigur anschmiegte und dem Objekt ein imaginärer Atemraum genommen wurde. „Christus-Vakuum“ nannten wir dieses sehr beachtete Werk.

Es sah aus wie ein Totem und wirkte wie etwas ganz Fremdes in dieser Barockkirche. Ein erheblicher Eingriff in den Raum. Der leidende Mensch schimmerte noch durch. Man hatte immer die Erinnerung an einen Gefolterten mit Plastiktüten über dem Kopf.

Warum leben und arbeiten Sie gerade in Wuppertal?

Mein Umzug nach Wuppertal hatte private Gründe. Es gefällt mir hier gut. Es ist so hügelig und grün wie im Fränkischen. Ich finde Wuppertal ist eine besonders interessante Stadt mit einem großen, vielfältigen, kulturellen Angebot. Es gibt sehr viel Kulturanregung und ganz vielfältige. Es wird auch immer multikultureller, das finde ich auch sehr schön.

Und was halten Sie von der Galerieszene hier?

Es gibt die Galerie Hengesbach wieder, mit Künstlern und einem sehr hohen intellektuellen Reflexionshintergrund. Es gibt die Galerie von Jürgen Grölle; dazu den Kunstkomplex an der Hofaue; es gibt den neuen, sehr aktiven Kunstverein NKV. Die Sparkasse zeigt regelmäßig Ausstellungen. Der Bürgerbahnhof in Vohwinkel stellt innovative Projekte vor und vieles andere mehr.

Last not least das Bürgerengagement von Tony Cragg mit dem Skulpturenpark mit Ausstellungen, Konzerten und Filmen. Das ist schon einiges. Ich kann von dem, was alles angeboten wird, nur einen ganz kleinen Bruchteil sehen.

Sie sind also zufrieden mit dem, was Wuppertal anzubieten hat?

Ja, ich finde das okay. Wer als Kunsteinkäufer Kunst kaufen will, braucht nicht nach Düsseldorf oder Köln zu fahren! Auch wer als Privatmensch interessante Kunst kaufen will, kann bestimmt fündig werden. Wir haben hier in Wuppertal Künstlerinnen und Künstler, die international ausstellen. Es ist immer alles in Bewegung. Es gibt immer wieder Anfänger und neue Leute, die etwas Interessantes und Anderes machen.

Gemälde der noch verbliebenen fünf Wuppertaler Häuser, in denen jüdische Familien gesammelt wurden, bevor man sie abtransportierte





Bei der WOGA haben Sie auch immer teilgenommen?

Ja, fast immer.

Hat Ihnen das etwas gebracht?

Es kommt darauf an, was für ein Kontakt-Mensch man ist. Wenn man es liebt, innerhalb von vier Stunden 500 Gespräche zu führen, kommt man auf seine Kosten. (Sie lacht herzlich.)

Aber Sie würden trotzdem wieder mitmachen?

Ich denke ja.

Wie lautet Ihr Konzept für Erfolg? Was ist Ihnen wichtig im Leben?

Erfolg ... Ich finde, wenn man so gegen Ende den Eindruck hat, sinnvolle Arbeit getan zu haben, dann ist das ein Erfolg. Wenn man Menschen helfen konnte oder auch nur kleine Impulse gesetzt hat: Das finde ich wichtig. Es ist schön, wenn man ab und zu Anerkennung bekommt. Darüber freue ich mich.

Würden Sie für sich sagen, dass Sie erfolgreich sind?

Sind Sie zufrieden mit dem, was Sie erreicht haben?

Ich glaube, es gibt sehr viele Künstler, die wesentlich erfolgreicher sind als ich, und die sich auch mehr auf ihre künstlerische Arbeit konzentrieren können. Ich hatte immer vielfältige Aufgaben zu bewältigen. Deswegen konnte ich nicht so viel Kunst machen, wie ich es mir wünschte.

Gab es einen Punkt in Ihrem Leben, an dem Sie eine andere Richtung hätten nehmen sollen?

Nein. Ich bin wirklich froh, dass ich so ein Leben gehabt habe.

Haben Sie noch besondere Ziele für die nächsten Jahre?

Da sortiere ich mich gerade erst. Meine Mutter ist gestorben. Es entstehen neue familiäre Verpflichtungen, aber auch Freiräume. Ich zeichne gerne. Ich zeichne auch gerne unterwegs. Ich reise gerne und nehme häufig teil an Theateraufführungen und Ausstellung in ganz NRW.

Schriftzeichen. Auseinandersetzung mit dem Holocaust und der jüdischen Kultur

Reise der Protagonistin treten dann unterwegs fantastische Situationen auf, die Anlass zu Reflektionen zu Bildgestaltung, Bilderfahrung, Bildverlust bieten. Ich finde, das ist ein sehr klug und fantasievoll geschriebenes Buch, das zum Umgang mit Bildern in der heutigen Zeit viel zu sagen hat. **Das hört sich toll an und macht Lust, zu lesen.**

759 Seiten!

Welches Objekt ist hier an der Wand das aktuellste?

Das in der Mitte, mit dem Auge. Das ist ein Artefakt aus Cronenberg, aus der benachbarten Nagelschmiede, welche heute ein kleines Kulturzentrum ist. Es war ursprünglich ein Sieb, um Nägel aus der Asche herauszuholen. Dahinter wurde ein auf Holz gemaltes Auge montiert. Das Objekt heißt: „Der postindustrielle Späher“.

Wo holen Sie sich Ihre Inspirationen?

Ich lese gern und viel.

Haben Sie zur Zeit ein Lieblingsbuch?

Ja. Peter Handkes „Der Bildverlust“. Das lese ich zum zweiten Mal. Da er sich mit der Verschränkung von Kunst und Bildverlust auseinandersetzt. Wo dabei jetzt der genaue Punkt ist, dass habe ich noch nicht ganz verstanden. Die Protagonistin ist eine erfolgreiche Bankerin aus einer Stadt im Osten und sie macht sich auf nach Spanien zu ihrem Autor, der ihre Biografie schreiben soll. Das ist eine der Ebenen des Romans. Sie hat eine Tochter, die verloren gegangen und von der nur ein arabisches Wörterbuch zurückgeblieben ist. Es erscheinen immer wieder arabische Wörter. Eine Ebene dieses Buches verweist auf Don Quijote und Sancho Pansa, die, wie sie, durch diese spanische Hochebene, die Sierra de Gredos, gereist sind. Bei der



„Der Postindustrielle Späher“

Zur Person

Barbara Held - 1953 in Nürnberg geboren - Studium der Ev. Theologie - Studium Kunst/Pädagogik/Design in Wuppertal - Leiterin der MALSCHULE CRONENBERG - seit 1987 freischaffende Künstlerin - lebt und arbeitet in Wuppertal

<http://www.b-held-kunst.de>

Ist das eine ganze Serie mit Augen?

Das Ganze war Inhalt einer Installation für die letzte WOGA. Sie haben dort auch interessante Leinwände stehen, sie sehen aus wie aus Stein.

Das sind hebräische Schriftzeichen. Fünf Leinwände. Es sind aus dem Ofenfeuer gefundene Nägel, die ich so aufgelegt habe, dass sie aussehen wie hebräische Buchstaben. Die Nägel wurden auf die Leinwand aufgelegt, mit Farbe übersprüht und wieder entfernt. Es sind also „Leerzeichen“, hebräischen Buchstaben ähnelnd, die aber keinen Text bilden. Es hat also etwas mit der Schichtung von Erinnerungen zu tun. Ein Leerstück, das den Raum für Denken und Sprechen repräsentiert: ein Verweis auf eine Sprache und eine Kultur.

Ausgangspunkt für meine Schriftenbilder war dieses kleine Bild hier oben. Das ist in Tunesien entstanden. Auf einer blauen Wand fand ich dieses arabische Wort. Ich habe einen jungen Mann gebeten, er soll mir übersetzen

und in meinen Zeichenblock schreiben: „Marktplatz“. Der Begriff Marktplatz stellt eine entscheidende Kategorie im griechischen Denken für Öffentlichkeit und Demokratie dar. Deswegen hängt es über allen meinen Schriftzeichen, Bildern und Objekten.

Vergleichen Sie dann die unterschiedlichen Religionen miteinander?

Ich vergleiche eigentlich gar nicht so viel. Ich beobachte eher. Und ich freue mich ganz einfach, wenn man über Völkerverständigung ins Gespräch kommt. Das interessiert mich. Ich habe jetzt auch eine palästinensische Bekannte und arbeite mit syrischen Mädchen.

Und dieser Stapel Leinwände, was verbirgt sich da?

Das meiste stammt von einer Mali-Reise. Wir waren 2005/2006 in Mali, als man dort noch frei reisen konnte. Es waren gerade Friedensabkommen mit den Tuareg geschlossen worden. In Tombouctou haben wir das martialische Denkmal besucht. Aber mit dem Frieden hat es dann ja leider nicht funktioniert, er endete vor Jahren mit der Invasion des IS und anderen. Und für mich war diese Reise in eine fremde Welt sehr beeindruckend. Für mich war das eine ganz fremde Welt. Ich habe sowas vorher noch nie erlebt. Es gab dort auch fast keine Strukturen des Tourismus.

Reisen ist Ihnen wichtig, oder?

Ja. Mit meinem Gefährten habe ich Reisen nach Mali, Thailand, Malaysia, Indonesien, Kuba und Albanien unternommen. Das sind Erfahrungen, die ich nicht missen möchte. Das hat das Leben sehr reich gemacht.

Barbara Held (links) im Gespräch in ihrem Atelier in den Königsberger Höfen





„Ich weiß fast gar nichts! Zwischen Weimar und Nürnberg“
Nagelparavent vor Holzschnitten (hier nur die Holzschnitte), 2014

Gibt es noch ein bestimmtes Reiseziel, das sie im Auge haben?

Ich würde gerne auf den Spuren der Protagonistin aus Handkes Roman durch die Sierra de Gredos reisen.

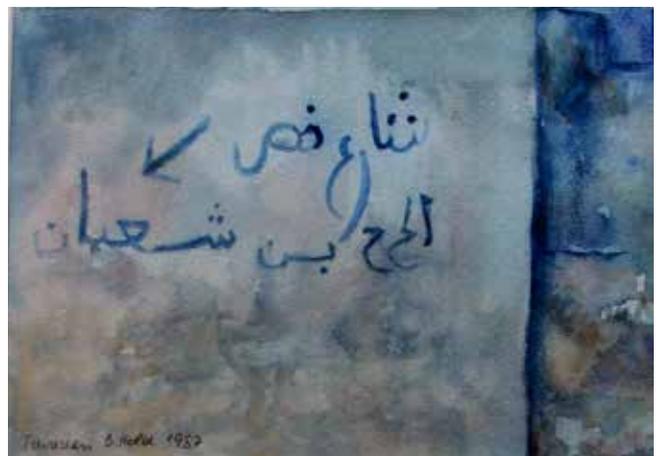
Sie sprachen von einer historischen Familienaufarbeitung. Was haben Sie damit gemeint?

Dazu habe ich Holzschnitte und den Paravent angefertigt. Mein Großvater leitete die Thüringische Staatsbank in Weimar. Bei meinen Recherchen erfuhr ich von einem Historiker, es gäbe einen Karton in der Staatsbank, Nr. 618, der noch nicht geöffnet sei und Auskunft über die Beteiligung der Thüringischen Staatsbank an den Konten des Konzentrationslagers Buchenwald geben könnte. Der Karton wurde geöffnet und der Verdacht einer Beteiligung der Bank bestätigte sich.

Diese Holzschnitte zeigen die Bilder aus dieser Zeit: mein Großvater und Vater in Uniform 1942, mein Großvater mit mir als Baby, meine Oma, meine Tante und ich, dann mich als sechzehnjährige Baumkletterin, den Welten entflüchtend und hier die Rückansicht des Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar.

So eine persönliche Geschichte geht einem sicher sehr nahe.

Ja, das ging mir sehr nahe. Deshalb habe ich diese Geschichte auch gerne hinter dem Paravent versteckt. Weil man sich schämt und man ja auch traurig ist. Ich will die Geschichte meiner Familie nicht in die Öffentlichkeit zerren. Wer bin ich denn? Wer weiß, ob ich nicht auch Kompromisse hätte machen müssen in dieser bösen Zeit? Ich kann heute nicht auftreten und behaupten, dass ich das auf jeden Fall anders gemacht hätte. Ich heiße zwar Held, aber ob ich einer bin? (lacht) #



Das Wort „Marktplatz“



Gabriele Bieck in ihrer Malschule

„Malen ist für mich immer ein Versenken.“

Gabriele Bieck ist Leiterin der Malschule Malkasten

Als Zeichenlehrerin eröffnet Gabriele Bieck Kindern und Jugendlichen einen kreativen Einblick in die Welt der Kunst. Dabei nutzt sie sowohl Farben als auch Ton, Pappmaché und andere plastische Materialien. Die Freude am Gestalten ist ihr dabei am wichtigsten. Die ausgebildete Theaterplastikerin malt selbst leidenschaftlich, bevorzugt Naturmotive und Tiere. In ihrer aktuellen Bildserie beschäftigt sie sich jedoch mit Tunnelansichten.

Bist du eine waschechte Wuppertalerin?

Gabriele Bieck: Ja, hier geboren, aufgewachsen und hängengeblieben. Wuppertal ist in vielerlei Hinsicht meine Heimat. Früher war es immer ein Wunsch, mal woanders zu leben, aber es hat sich nicht ergeben. Und jetzt fühlt es sich auch gut an. Da mein Mann in Kassel arbeitet, verbringe ich an den Wochenenden auch dort viel Zeit.

Du fühlst dich also wohl hier?

Ich mag Wuppertal und lebe gerne hier. Heimat ist für mich

nicht nur eine Stadt, sondern immer verknüpft mit nahen Menschen, Erinnerungen und sicherer Vertrautheit. Mit der Malschule habe ich nicht nur einen beruflichen Mittelpunkt gefunden ... Der Ort ist eher zweitrangig.

Anfangs hast du noch Kunstgeschichte studiert?

Ich hatte nach dem Abitur zunächst keine Idee für eine berufliche Richtung, wollte aber, inspiriert von meinen älteren Geschwistern, unbedingt studieren. Und da Kunst in der Schule schon immer eines meiner Lieblingsfächer

war, lag Kunstgeschichte relativ nah. Bis zum Ende des Grundstudiums habe ich das auch sehr ernsthaft betrieben, aber ausgefüllt hat es mich nicht. Zu viel Theorie, zu wenig Praxis. Ich muss immer etwas unter den Fingern haben und rumwerkeln. Bei einer weiteren Berufsberatung bin ich auf die Bühnenberufe gestoßen. Und bei den Wuppertaler Bühnen habe ich dann ein Praktikum gemacht und mit etwas Wartezeit dann eine Ausbildung als Theaterplastiker absolviert. Endlich angekommen. Es war wirklich eine super Ausbildung und eine tolle Zeit, aber es gibt leider nicht so viele feste Stellen in diesem Bereich. Und so habe ich dann sehr lange als Freiberufler gearbeitet. Für den direkten Kunden, Messebau und Fotografen. Von Kostümbau über Messedummies bis hin zu Dekoaufbauten im Fotostudio war alles dabei. In den letzten Jahren meiner freiberuflichen Tätigkeit war ich sehr arbeitsintensiv für ein Messebauunternehmen beschäftigt. Ich bin durch die hohe Arbeitsbelastung körperlich an Grenzen gestoßen, wollte mehr selbst bestimmbare Regelmäßigkeit. Ich habe mich also ein wenig umorientiert und versucht im kreativen Bereich zu bleiben, aber gleichzeitig freier, planbarer und reicher an menschlichen Kontakten zu arbeiten. Nachdem ich bei diversen Malschulen mitgearbeitet habe, war ich zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Frau Rudau, meine Vorgängerin, hat eine Nachfolgerin für die Malschule Malkasten gesucht. Nach einem halben Jahr Mitarbeit habe ich im März 2009 die Malschule übernommen. Das erste Jahr war für mich sehr anstrengend, weil es etwas komplett Neues war. Permanent präsent zu sein und konzentriert auf die einzelnen Fragen Lösungsmöglichkeiten anzubieten, musste ich erst lernen. Mittlerweile halten sich Routine und Spannung relativ ausgewogen die Waage. Und das tut mir einfach gut, denn es bleibt spannend und durch die Kunst erlebe ich wunderbare Kontakte zu Menschen. Der Kontakt zu den Kindern ist sowieso toll, weil Kinder ja unglaublich kreativ und direkt sind. Sie beleben durch ihre unbändige Fantasie und machen einen auch selber angstfreier, finde ich.

Hast du selber Kinder?

Nein.

Und die Kurse, die du gibst, richten sich hauptsächlich an Kinder?

An Kinder, an Jugendliche, aber auch an Erwachsene. Ich habe sechs Kindergruppen in unterschiedlichen Altersstufen, wobei eine von den zwei ältesten Gruppen jetzt gestrichen ist, weil sie gerade alle Abi gemacht haben. Die sind jetzt weg. Nach acht Jahren ist es nicht einfach sie loszulassen. Und jetzt muss ich diesen Zyklus wieder aufbauen. Aufgrund des verkürzten Abis ist es schwierig, Kinder ab vierzehn Jahren überhaupt noch als Kunden zu

gewinnen. Bei den jüngeren Kindern ist die Nachfrage gut, vielleicht bleiben ja einige von ihnen ähnlich lange. Es ist immer etwas Besonderes, Teil ihrer Entwicklung zu sein.

Ein Vierzig-Stunden-Job ist das dann hier also nicht?

Wenn auch die angebotenen Workshops stattfinden schon. Bei einer „normalen“ Woche nicht. Allerdings darf man nicht nur die Zeit zählen, in der ich Unterricht gebe. Ich muss ja auch die Zeit kalkulieren, wöchentliche Unterrichtsthemen und Workshops thematisch und materialmäßig vorzubereiten und mich selber weiterzubilden. Ich nutze die Räumlichkeiten hier aber auch als Atelier, also für meine eigene Malerei.

Kannst du denn beruflich davon leben? Finanzierst du dich alleine durch die Malschule?

Ich versuche es, aber alleine wäre es sehr schwierig. Wenn der Job stimmt, kann ich mich gut aufs Wesentliche beschränken. Seit einem halben Jahr unterstütze ich Schmerzpatienten bei einer Gestaltungstherapie auf ihrem kreativen Weg zur Entspannung. Durch den großen Kinderanteil bin ich abhängig von einer sehr guten Verkehrsanbindung. Ateliergemeinschaften, die oft günstiger sind, liegen oft etwas außerhalb. Kennt Ihr die Königsberger Höfe?

Sicher, dort haben wir heute noch einen Termin.

Dort ist es schön, weil viele unterschiedliche Künstler konzentriert sind. Im Idealfall sind ein künstlerischer Austausch und Ideen für gemeinsame Aktionen möglich. Das vermisse ich hier manchmal ein bisschen. Aber für die Malschule ist es von der Lage hier sehr gut.

Durch die Bahnhofsnähe ist das hier schon sehr gut, finde ich.

Ja, das stimmt. Kurze Wege, Schwebelbahn und Bus direkt um die Ecke.

Und wie sieht es mit deinen eigenen Bildern aus? Hier hängen ja einige Serien von dir.

Ja, hier sieht man zum Beispiel meine Tunnelbilder. An denen habe ich in letzter Zeit gearbeitet. Diese Mischung aus Beklemmung und strenger Ästhetik durch Licht und Farbigkeit fand ich spannend. Da werden auch noch einige dazukommen.

Was sind so deine Themen?

Ich nehme oft aus dem Urlaub oder wenn ich einfach mal woanders bin, Ideen und Anregungen mit. Ich fotografiere auch sehr viel, wenn auch nicht professionell. Ich habe eine kleine Digitalkamera, aber das reicht mir oft, weil ich die Fotos nur als Erinnerung benutze, um danach zu malen. Ich brauche keine First-Class-Fotos. Aber ich experimentiere da auch sehr viel und versuche, das dann hinterher malerisch umzusetzen. In Borkum,

in meinem letzten Urlaub, sind so auch einige Bilder entstanden, bei denen ich richtig Lust habe, loszulegen.

Verkaufst du deine Bilder auch?

Meine erste eigene Ausstellung war für mich ein Wagnis und glücklicherweise habe ich dabei auch einige Bilder verkauft. Ich trenne mich gerne, aber es ist nicht einfach.

Nimmst du denn auch an Ausstellungen teil?

Ja, aber nicht in der notwendigen Regelmäßigkeit. Weil ich ja auch Ausstellungen für die Malschule organisieren muss. Das ist immer sehr aufwendig. Ich habe vor zwei Jahren eine große Aktion beim „Langen Tisch“ geplant, das ist ein Stadtfest hier in Wuppertal, das alle fünf Jahre stattfindet. Daran habe ich auch teilgenommen und ein sehr großes Wuppertalgemälde vorbereitet, aus 90 einzelnen Leinwänden. Mit den älteren Malschülern habe ich in wochenlanger Projektarbeit eine einzigartige Wuppertalcollage entworfen. Verschiedene Sehenswürdigkeiten, Bauwerke, Plätze und bekannte Firmen waren zu entdecken. Während des Stadtfestes sollten alle malbegeisterten Wuppertaler die vorgezeichneten Leinwände ausmalen. Nach der Fertigstellung sollte dieses sehr individuelle Wuppertalgemälde zugunsten von „Kindertal“

versteigert werden. Ich war von dieser Idee so begeistert, dass ich mich voller Elan in die Planung gestürzt habe. Ich habe jedoch zwei Dinge dabei gelernt: Verlasse dich nicht auf die zugesagte Unterstützung dieses Projekts (Radio Wuppertal, Wuppertal Marketing etc.), wenn Arbeit damit verbunden ist, und beginne erst mit der Umsetzung von einer Idee, wenn genügend Sponsoren und Helfer gefunden sind. Nach der Fertigstellung aller 90 Leinwände und einem halben Jahr Marketingarbeit für einen erfolgreichen Abschluss dieses Projektes, ist alles noch gut geworden. Aber es hat viel Energie gekostet.

Ist das Wuppertalgemälde denn letztendlich verkauft worden?

Es wurde dann nicht versteigert, sondern an die Barmer GEK verkauft. Der Erlös ging wie geplant an „Kindertal“. Dort ist es in der Elberfelder Filiale im Schaufenster ausgestellt. Es ist schön, dass es einen öffentlichen Platz bekommen hat.

Das mit dem langen Tisch ist aber grundsätzlich eine interessante Idee.

Ja, das finde ich auch. Es gibt viele private Initiativen, Vereine und Veranstaltungen. Es ist sehr leicht, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Die Atmosphäre ist wunderbar leicht. Allerdings war das Wetter beim letzten Mal nicht so schön, aber davon lassen sich Wuppertaler ja nicht abschrecken.

Neben der Malschule kommen deine eigenen Arbeiten zu kurz. Ist die Arbeit mit den Kindern für dich Erfüllung genug?

Die Kombination von beidem ist perfekt für mich. Malen und Experimentieren ist für mich eine aufregende Form der Entspannung. Es ist immer ein Versenken. Ein sehr emotionaler Dialog mit mir selbst. Das hilft gegen alles! Und eigentlich interessiert mich auch nur der Malprozess oder die Dauer, die so ein Bild braucht. Und wenn das dann abgeschlossen ist, dann ist auch das Bild für mich abgeschlossen. Das wird dann nicht uninteressant für mich, es muss dauerhaft Bestand haben, aber spannend ist eigentlich nur die Zeit während des Malens. Was passiert da mit einem? Was macht das Bild mit einem? Bilder haben ja auch ein Eigenleben. Man hat manchmal Ideen, die man umsetzen möchte und dann passiert auf einmal etwas ganz anderes. Das finde ich einfach auf- und anregend.

Es ist ja sicherlich auch spannend, so einen Prozess bei den Kindern hier mitzuerleben.

Bei den Älteren ja. Bei den Kleinen natürlich noch nicht. Weil sie in dem Alter noch gar nicht diese Geduld haben. Bei den kleineren Kindern ist es ja auch so, dass sie ihre Bilder nie in Frage stellen. Sie haben eine Idee, setzen es um und finden das toll. (lacht) So ist eigentlich der normale

Zur Person

Gabriele Bieck - 1965 geboren in Wuppertal - studierte Kunstgeschichte in Bochum - Ausbildung zur Theaterplastikerin an den Wuppertaler Bühnen - seit 2009 Leiterin der Malschule Malkasten (Kleiner Werth 34 in Wuppertal-Barmen)

www.malschule-malkasten.de



Exponate der Schüler auf der Fensterbank



Tunnelbilder aus der aktuellen Serie. Hier hat die Künstlerin die Feindseligkeit alter Unterführungen eingefangen und spielt erstmals mit Lichtspiegelungen

Weg. Es gibt zwar auch manchmal Unzufriedenheiten, aber nicht so, wie bei Erwachsenen und Jugendlichen. Es fängt erst ab einem Alter von Dreizehn oder Vierzehn an, dass sie kritischer darauf gucken. Dann fragen sie sich: Warum kriege ich das nicht hin? Da fehlt dann meist noch die Geduld.

Und was machen die Erwachsenengruppen hier?

Das ist vielschichtig. Ich habe eine Erwachsenengruppe am Dienstagvormittag. Da machen wir sehr unterschiedliche Sachen. Es wird mit verschiedenen Farben und Stilen gemalt, gedruckt und auch plastisch gearbeitet. Ich schlage meist ein Thema vor, aber ich gehe auch gerne auf Wünsche ein. Ansonsten biete ich immer Workshops zu unterschiedlichen Themen an. Dazu habe ich jeden Donnerstagabend von halb acht bis zehn noch „offenes Atelier“. Für alle Kunstbegeisterten mit eigenen Ideen. Ich helfe dann beim Umsetzen, wenn das gewünscht ist, aber halte mich da mit der Themenvorgabe zurück.

Unterrichtest du dann eher Malerei oder auch plastisches Gestalten?

Kunst ist so facettenreich. Ich versuche allen Teilnehmern möglichst viele Techniken nahezubringen. Der Schwerpunkt liegt eindeutig beim Zeichnen und der Malerei. Plastisch wird natürlich auch gearbeitet. Mit Ton, Pappmaché, Stein, Gips ... und auch Abgusstechniken.

Da hast du mit deiner Ausbildung ja auch die besten Voraussetzungen.

Genau. Hier hängen auch noch Plastiken aus dieser Zeit. Da musste ich ja viele Übungsstücke anfertigen. Hier ist zum Beispiel ein ganz typisches Akanthusblatt. Das ist aus Styropor geschnitzt, mit einer speziellen

Spachtelmasse überzogen und dann angemalt. Gerade in Bezug auf Materiallimitationen habe ich sehr viel von den Theatermalern gelernt.

Bereust du es, den Weg des Theaterplastikers aufgeben zu haben? Würdest du, heute gesehen, lieber in deinem Beruf arbeiten oder ist dein Weg eigentlich so verlaufen, wie es für dich am besten passt?

Nein, ich bereue es nicht, aber ich fand es schon sehr lange, sehr schade, dass ich den Beruf wegen Stellenmangel nicht ausüben konnte. Es ist einfach ein sehr interessanter, vielseitiger Job. Und ich habe ihn auch wirklich gerne gemacht. Angestellt zu sein, bedeutet natürlich auch immer eine Form der Sicherheit. Ich finde, je älter man wird, je mehr kommt dieser Sicherheitsfaktor dazu. Mit fünfundzwanzig oder mit dreißig war dieser Gedanke noch nicht so wichtig. Aber wenn man älter wird, überlegt man sich manchmal: Was ist, wenn ich mal krank werde oder nicht mehr arbeiten kann? Diese Frage wird dann einfach präsenter. Ich bin aber sehr glücklich, dass sich das mittlerweile so gefügt hat, dass ich mit der Malschule die Möglichkeit habe, sehr viele Interessen, die ich habe, so zu bündeln und auch auszuleben. Und zusätzlich auch noch Kontakt zu Menschen in allen Altersgruppen habe. Ich merke schon, dass mir das in Bezug auf Kommunikationsfähigkeit sehr gut tut. Man bleibt durch diese unterschiedlichen Anforderungen wach und flexibel. Ein schöner Nebeneffekt.

Im Nebenzimmer hast du auch eine Afrika-Serie mit Tiermotiven. Was interessiert dich so an Tieren?

Wir waren auch gestern wieder im Zoo, weil das Wetter so schön war. Ich finde Tiere toll. Es macht mir einfach Spaß, sie zu beobachten. Ihre Schönheit, die Sicherheit ihrer Instinkte



Bild aus der abstrahierenden Wald-Serie

fasziniert mich. Bei dieser Serie war es gar nicht so sehr das Thema Afrika, das mich gereizt hat. Ich wollte einfach mal großformatige Bilder malen, da ich vorher meist immer recht klein gemalt habe. Und da habe ich mir instinktiv so große Tiere ausgesucht. (lacht) Aber angefangen hat alles mit einem Affenbild, das ich genau im Kopf hatte. Es war gar nicht die Idee: Ich male jetzt mal Afrika oder Tiere aus der Savanne. Es ging eher darum, dass ich für mich reizvolle Fotos etwas gröber ins Malerische übersetzen wollte. Sie in ihrer unglaublichen Präsenz zu zeigen, ohne das Gefühl von Posen.

Die Technik ist ja auch recht ungewöhnlich, man sieht hier überall Strukturen.

Strukturen ziehen sich durch viele meiner Bilder. Ich denke, das liegt auch an meiner Ausbildung, da ich mich ja auch beruflich sehr lange Zeit mit Strukturen beschäftigt habe. Und manchmal finde ich auch reine Strukturen sehr spannend. Da habe ich ganze Serien gemacht. Man malt sich ja auch im Laufe der Zeit frei. Für mich war es auch eine Art der Befreiung, da ich als Theaterplastikerin und auch später als Freiberufler, immer nur Kundenaufträge ausgeführt habe. Am Anfang war es sehr schwierig für mich, mich zu lösen und eigene Bildsprachen zu entwickeln. Aber da komme ich langsam hin, das ist ein andauernder Prozess. Eine der ersten Serien war die Umsetzung von Rindenstrukturen, die

ich fotografiert habe. Ich sehe viele abstrakte Bilder in der Natur, an alten Hauswänden ... eigentlich überall. Die für mich nachhaltigsten halte ich fest.

Hast du noch bestimmte Ziele in deiner Malerei? Wo möchtest du da in fünf Jahren stehen?

Ich würde gerne einige Techniken wie zum Beispiel Radierung vertiefen. Keramisches Arbeiten ist auch so überraschend. Mehr Zeit, viele Dinge auszuprobieren und zu verfeinern, wäre schön. Ich versuche selbst Ausstellungen zu organisieren und zu verkaufen. Wenn meine eigene Kunst ein zusätzliches Standbein sein könnte, würde mich das sehr glücklich machen.

Als ich bei der letzten WOGA hier war, fand ich es interessant, dass man beim Hereinkommen gleich sah, welche Werke von dir waren und welche von deinen Schülern.

Sieht man das gleich?

Die Professionalität erkennt man natürlich schon raus. Frustriert das die Schüler nicht auch ein wenig?

Nein, gar nicht. Die Älteren lassen sich davon ermutigen. Es ist eher ein Ansporn für sie. Sie sagen dann: „Da möchte ich auch mal hinkommen.“ Und ich habe es auch nur ganz selten erlebt, dass die Kinder es furchtbar finden, weil sie etwas noch nicht können. Die gucken sich das schon alles sehr interessiert an, sowohl meine Bilder als auch die der Jugendlichen. Und sie registrieren dann auch die

Entwicklungen und sind nachhaltig beeindruckt. Aber eine Entmutigung ist da eher nicht, sondern die Erkenntnis, dass sie noch ein wenig daran bleiben müssen, um dahin zu kommen.

Deine Baumbilder sind auch interessant, sie wirken auch wie reine Strukturen.

Ja, das sind aber Bäume. Wir waren im Herbst in der Eifel, haben viel fotografiert und gewollt unscharfe Wischbilder gemacht. Die Kamera wird beim Auslösen bewegt. Dabei wird das Gesamtbild abstrakter, die Details verschwinden und man bekommt einen zusammengezogenen Bildeindruck. So ist eine ganze Serie entstanden, die dann auch im Laufe des Malens immer abstrakter geworden ist. Beim ersten Bild sieht man noch relativ viel Wald. Zuhause hängt noch eine Mittelstufe, bei der man noch einige Details erkennt und das letzte ist sehr abstrakt, man erkennt praktisch nur noch stammähnliche Farbverläufe. Die malerische Umsetzung von ausgesuchten Fotovorlagen ermöglicht eine Konzentration aufs Wesentliche. Es ist ein Ansporn, das herauszukitzeln.

Wie sieht es grundsätzlich mit der Malschule aus. Wünschst du dir da noch mehr Schüler oder kommst du da gut aus?

Neue Schüler in allen Altersgruppen sind immer gerne gesehen. Das ist ja auch saisonal bedingt, im Sommer sind es immer weniger als im Winter und Frühling. Erwachsene dauerhaft zu mobilisieren ist schwierig. Ich würde mir wünschen, dass bei vielen Erwachsenen die Angschwelle sinkt, malen einfach mal auszuprobieren, um dann festzustellen, wie entspannend es sein kann, etwas Eigenes, sichtbar Schönes zu schaffen. Ich versuche aber neue Wege zu gehen, um die Malschule und die unterschiedlichen Angebote bekannt zu machen. Gerade zum Reinschnuppern ist das offene Atelier ideal.

Wie viel kostet denn dann so ein Abend?

Das kostet für die zweieinhalb Stunden zwanzig Euro. Das ist ja nicht übertrieben viel, daran liegt es nicht, glaube ich. Es ist eher Zeitnot, vielleicht auch Sorge vor Verpflichtungen. Malen hat in unserem Alltag nicht die höchste Priorität. Für mich wäre es natürlich schön, wenn man Menschen findet, die ihre Leidenschaft zur Malerei und zu ihrer Kreativität entdecken. Es ist wunderbar zu erleben, wenn sie das auch glücklich macht und sie nicht denken: „Jetzt habe ich drei Bilder gemalt, jetzt weiß ich nicht mehr wohin damit und höre wieder auf.“

Es ist ja auch sicher schön zu sehen, wie sich die anderen entwickeln und du lernst sicher auch etwas dabei, oder?

Ja, total! In diesem Dienstagvormittagskurs (das sind alles Frauen, die ich schon über Jahre hinweg kenne) entsteht natürlich auch viel mehr. Es entwickeln sich enge persönliche Kontakte und Freundschaften. Man tauscht sich über die Bilder und Ideen aus. Das gilt für mich genauso. Da kann auch ich sagen: „Hier komme ich nicht weiter. Helft mir mal.“ Das ist eine ehrliche Nähe, die sehr wertvoll für mich ist.

Und was motiviert dich grundsätzlich zum Malen?

In der Hinsicht brauche ich keine Motivation. Ich sehe permanent interessante Motive. Dinge, die für andere Leute uninteressant sein mögen, weil es nur etwas Kleines oder Unauffälliges ist. Habt Ihr schon mal auf die Spiegelbilder in Pfützen geachtet? Es ist unglaublich, was es dort zu entdecken gibt. Wie man all die gesehenen Bilder dann künstlerisch verarbeitet, ist der nächste, spannende Schritt. Welches Material wählt man? Arbeitet man intuitiv oder erfordert das Motiv planvolles Arbeiten? Die eigentliche Frage ist: Wann mache ich all das, was ich machen möchte?

Wie startest du in den Tag?

Mit einem Frühstück im Bett, sehr gemütlich. Ich bin kein Morgenmensch, sondern bekennender Nachtmensch. Ich brauche morgens auf jeden Fall Ruhe und einen langsamen Start in den Tag.

Wann starten die ersten Kurse?

Bis auf den Dienstagvormittag, an dem ich den Erwachsenenkurs gebe, starten die Kinderkurse alle erst am Nachmittag nach der Schule. Das kommt mir sehr entgegen. #



Gabriele Bieck (links) erklärt einige Arbeiten ihrer Schüler

„Ich möchte das Nicht-Beschreibbare beschreiben.“

Piet Biniek ist Therapeutin und Künstlerin

Piet Biniek lässt sich in keine Schublade stecken und ist ständig auf der Suche. In Berlin studierte sie Philosophie und Literatur, beschäftigte sich jahrelang mit Tanz und Theater und machte eine Ausbildung zur Heilpraktikerin für Psychotherapie sowie zur Yogalehrerin. Jetzt lebt die freie Künstlerin in Wuppertal. Dort arbeitet sie als Therapeutin in ihrer eigenen Praxis und befasst sich intensiv mit der Fotografie. Therapie und Kunst sind für die 50-Jährige eng miteinander verknüpft, da beide dazu dienen, dem Unsagbaren eine Form zu geben und für andere sichtbar zu machen.

Du hast wahnsinnig viel gemacht: Literatur, Philosophie, Tanz, Fotografie usw. Bist du auf der Suche nach etwas? Und bist du dort gelandet?

Piet Biniek: Ich suche immer. Aber an „Landen“ glaube ich nicht so richtig. Ich glaube, dass man an einem guten Punkt ankommen kann, aber ich denke nicht, dass man irgendwo landen und sagen kann: Okay, das war's jetzt. Willst du meine Geschichte hören?

Dafür sind wir hier.

Ich bin hier in Hilden geboren und der einzige Plan, nachdem ich Abitur gemacht hatte, war: Weg hier! Ich bin nach Berlin gegangen und habe mich dann erst einmal für meine Abifächer eingeschrieben, das waren Mathe und Deutsch. Ich dachte mir, ich schau da erst einmal ... Damals konnte man noch ohne NC studieren. Doch dann habe ich Leute aus der Philosophie kennen gelernt und festgestellt, dass Mathe überhaupt nichts für mich ist. Die Philosophie habe ich wie eine „Erleuchtung“ erlebt. Philosophie fragt danach: Wo kommt der Mensch her? Wie ist die Welt beschaffen? Das Fragen muss sein! Es muss einfach die Bereitschaft da sein, etwas zu hinterfragen. Ich glaube, das ist es, was das Therapeutensein und mein Künstlertum zusammenbringt: Dass man ewig auf der Suche ist.

Damit hat es angefangen. Und ich habe in meinem Leben stets das Glück gehabt, dass mir immer wieder jemand begegnet ist, durch den sich wieder etwas Neues ergeben hat. Ich war also damals total drin im Philosophie- und Germanistikstudium, in Grammatik und Logik und dann

habe ich plötzlich jemanden kennen gelernt, der Tänzer war und durch ihn bin ich zum Tanzen gekommen. Das war großartig, eine ganz neue Erfahrung. Ich war vorher so etwas wie ein Kopf auf zwei Beinen und plötzlich gab es ganz andere Dinge. Das war echt toll und so habe ich das Studium unterbrochen und habe nur noch getanzt. Das ging dann zehn Jahre so. Finanziert habe ich das über Betreuungsjobs als persönliche, private Assistenz für Menschen, die mit Behinderungen leben. Plus tausend anderer diverser Studentenjobs. Das war auch super. Ich habe im Laufe der Zeit durch die sehr verschiedenen Jobs so unterschiedlichen Zugang zu den Menschen und der Welt bekommen.

Jetzt verfussel ich mich langsam ... *(lacht)*

Es gab einerseits die Philosophie und das Nachdenken über die Welt und auf der anderen Seite das Tanzen, Bewegen und Bewegtsein. Und dann bin ich schwanger geworden ... Das war noch einmal eine ganz andere Erfahrung. Ich habe dann trotzdem noch ziemlich lange getanzt, auch hochschwanger. Noch bis zum achten Monat. Und danach habe ich gedacht, jetzt würde es endlich Zeit, das Philosophiestudium zu beenden. Ich brauchte nur noch einen Schein. Aber dann war da der Tanz und ich hatte meine Tochter, die mittlerweile zweiundzwanzig ist. Als ich dann über Hegel schreiben wollte, da ging das nicht mehr. Mein Kopf war komplett zu. Ich konnte eigentlich nur noch körperliche Sachen machen. Und so habe ich das Studium wieder abgebrochen, bin



Piet Biniek

ausgestiegen und habe es auch nie zu Ende gemacht. Das war so meine Hochzeit in jeglicher Hinsicht. Ich habe zu der Zeit Tanz und Performances gemacht und in einer großen WG gewohnt. Da haben wir an manchen Abenden Lesungen oder Performances gemacht. Das war eine Zeit, in der ganz viel passiert ist, auf verschiedenen Ebenen, und das hat sich erst verändert, als nach und nach meine Mitbewohner weggegangen sind, sich etabliert haben. Meine Tochter ist da mit aufgewachsen. Ich wollte nie so eine Vater-Mutter-Kind-Geschichte, da hatte ich totale Panik vor.

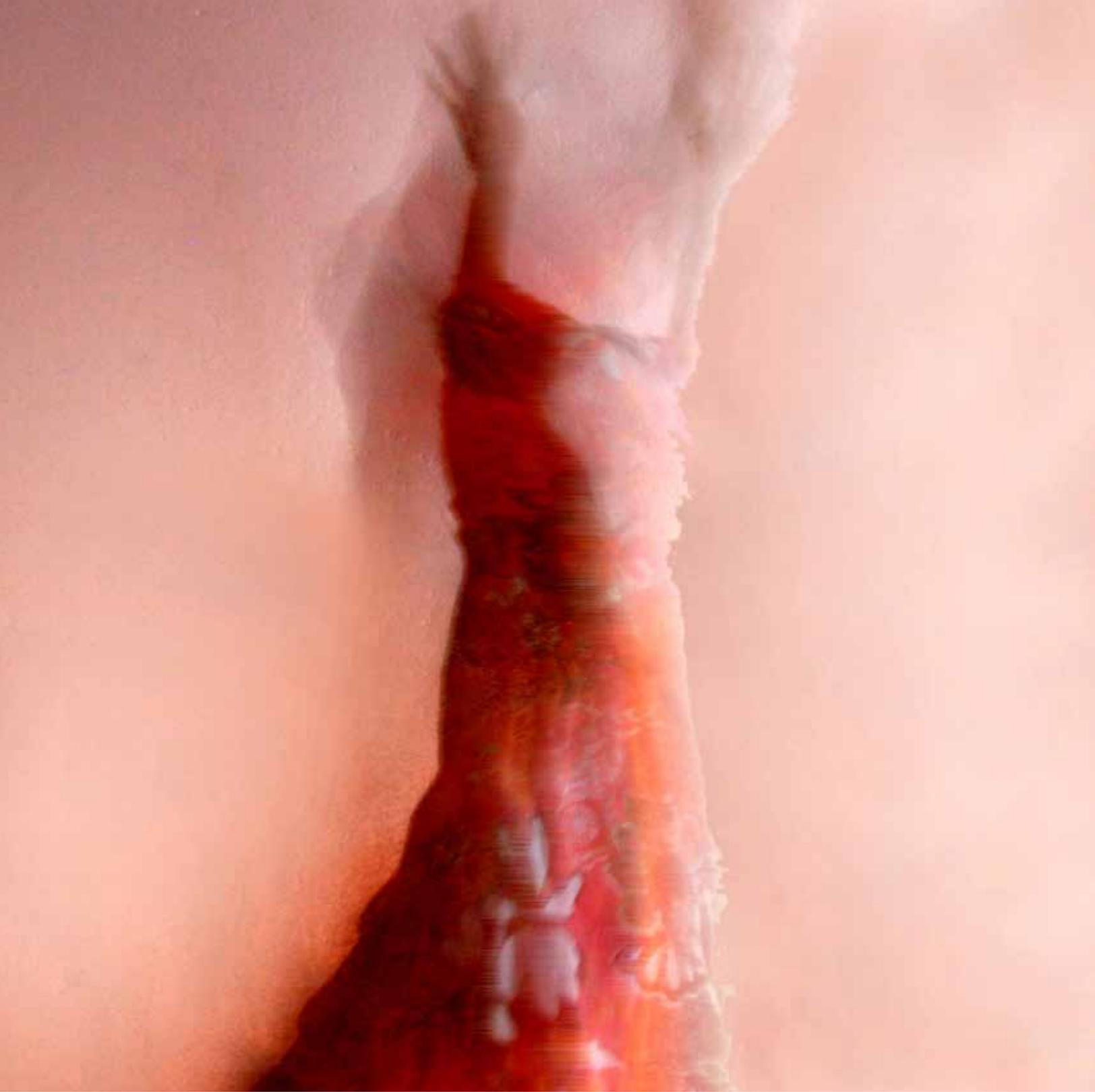
Und dann habe ich über einen Mitbewohner angefangen, mich wieder mit Theorie auseinanderzusetzen, was eine Zeit lang völlig weg war. Das ging dann so in Richtung John Lilly (*Neurologe, *1915/†2001*), William S. Burroughs (*Schriftsteller, *1914/†1997*) und Neurowissenschaften im allgemeinen.

Das ist schon unheimlich vielfältig, auch wenn man da die Entwicklung sieht ...

Ich finde, dass das alles wahnsinnig zueinander passt. Es gab eine Zeit, da dachte ich auch schon mal ganz blasiert, ich hätte im Theater alles schon gesehen! Aber das war natürlich totaler Quatsch! Aber mit dem Lesen hatte ich dann auch wieder mehr Lust auf Sprache und habe angefangen, Theater zu machen, Bewegungstheater mit Sprache. Das letzte Stück, das ich in Berlin gemacht habe, das war 2006, war ein sehr sperriges Stück, was ich sehr mochte. Die Hauptresonanz dazu war aber nur:

„Du machst so schöne Bilder!“ Deswegen habe ich dann angefangen zu fotografieren. Ich dachte mir, okay, wenn ihr keine Lust habt, euch hinzusetzen und euch das Stück drei Stunden lang anzusehen, dann mache ich eben nur noch Bilder. So kam ich zur Fotografie. Vorher hatte ich auch schon mit Yoga angefangen und habe zeitgleich eine Yogalehrausbildung gemacht bei einem indischen Jogi, auf den ich durch Zufall gestoßen bin. Danach habe ich eine Grundausbildung in Psychologie gemacht, weil ich dachte, dass ich mich doch mal etablieren müsste. Ich konnte doch nicht die ewige Studentin bleiben, die ständig nach einem Nebenjob schauen muss. So kam es, dass ich 2008 die Heilpraktikerin für Psychotherapie gemacht habe. In Berlin hatte ich mich aber nicht getraut, eine Praxis zu eröffnen, da es dort tausende Leute gibt, die alles Mögliche machen. Und dann habe ich meinen Freund kennen gelernt und ich bin zu ihm gezogen und ich habe hier ganz von vorne angefangen. Ich finde das ganz spannend, an einem Ort wie Wuppertal neu anzufangen. Was ich hier machen kann ... die Ausstellung, die ich hier hatte oder die Kurse, die ich gebe ... wenn ich das in Berlin machen würde, dann wäre





„how to dissolve“, 2008, Photography, 80 x 80 cm

es ein großer Zufall, wenn das klappen würde, denn dort gibt es eben zu viele Leute, die das auch alles machen. Gleichzeitig hat mich natürlich mein Freund immer unterstützt und so hatte ich auch die Möglichkeit, mit Dingen zu experimentieren. Als die Praxis zum Beispiel noch nicht so voll war, habe ich wie blöde Fotos gemacht. Das sind ja meistens eher Inszenierungen. Ich fotografiere ja nichts, was es schon so gibt, sondern es entsteht in meinem Kopf und muss dann da raus aufs Bild. Und dann habe ich irgendwann die Tanztherapieausbildung angefangen. Ich finde, das hat alles letztendlich so zusammengepasst ... Die Psychologie ist ja historisch gesehen aus der Philosophie erwachsen. Da gibt es also eine kontinuierliche Entwicklung. Ebenso vom bewegten Bild zum Bildausschnitt. Und ich finde es so cool, dass ich das beides so machen kann, gleichzeitig! Dass ich hier meine eigenen Räume habe, ist super.

Wie lange bist du jetzt schon hier?

Diese Räume haben wir jetzt seit Herbst 2012. Zuerst hatte ich Räume angemietet und dann war ich auch eine Zeit bei meinem Freund mit in der Praxis. Er ist Analytiker. Ich war dort immer, wenn er frei hatte, aber das ging irgendwann nicht mehr. Und so dachten wir einfach, dass wir das hier machen sollten.

Die Räume hier sind ja auch wunderschön. Machst du in diesen Räumen auch Tanztherapie?

Ja, genau. Wir sind jetzt hier im Sprechzimmer und dahinten ist der „Bewegte Raum“.

Wie viel Zeit nimmt deine Arbeit in Anspruch und wie viel Zeit bleibt dir noch zum Fotografieren?

Ich unterscheide das nicht. Ich unterscheide auch eigentlich nicht zwischen Freizeit und Arbeit. Alles was ich mache, gehört irgendwie zu mir. Klar, Praxis ist natürlich etwas, das festgelegt ist, weil die Leute zu bestimmten Zeitpunkten kommen. Ich habe über 20 Patienten und das reicht mir voll und ganz. Mehr könnte ich, glaube ich, nicht verkraften. Und ich nutze, mehr oder weniger, jede freie Minute um etwas anderes zu machen. Ich habe neue Objekte für den Kunstmarkt bestellt, ich habe neue Fotos gemacht, ich habe ein neues Buch gemacht ... ich mache vieles zwischendurch, auch zwischen den Stunden.

Ein neues Buch? Schreibst du auch?

Das ist jetzt ein Fotobuch. Aber ich schreibe tatsächlich auch Geschichten, aber das ist ja nur so für Freunde.

Die Fotografie ist aber zur Zeit deine größte Leidenschaft oder hast du nochmal vor, zu tanzen oder Theater zu spielen?

Oh ja, ganz bestimmt! Aber dazu muss man ja erst einmal Zeit haben. Ich war ganz kurz hier in einem Tanzprojekt mit drin, aber das entsprach nicht dem, was ich auf der



„On y Va“

Bühne machen möchte und ich bin wieder ausgestiegen. Aber sowas möchte ich schon total gerne wieder machen. Doch was mir hier durch 26 Jahre Berlin so ein bisschen fehlt, sind die Kontakte. Ich habe hier nicht so einen super großen Freundeskreis und mit Patienten geht man auch nicht aus. Und Kollegen habe ich ja auch nicht. Von daher fehlen mir hier die Leute, die ich mal fragen könnte, ob sie Lust auf ein kleines Projektchen hätten. Das wächst jetzt so langsam, aber es war schwierig. Ich gehe ja auch nicht mehr einfach so alleine raus und setze mich in die Kneipe ...

War das in Berlin einfacher?

Das ist eher das Alter (*lacht*). Ehrlich. Also, ich kenne ganz viele Leute aus dem Studium, ich kenne ganz viele Leute aus der Tanzszene, ich kenne viele Leute aus politischen Ecken ... Aber dazu geht man ja auch in einen bestimmten Raum, um Leute kennen zu lernen. Hier gibt es einfach nicht so viele Räume. Und wenn ich weg gehe, besteht auch immer die Gefahr, dass ich dort Patienten treffe und mich zurückziehen muss. Ich halte mich also wirklich die meiste Zeit hier in diesem Haus auf. Aber das hat nicht unbedingt etwas mit Berlin oder Wuppertal zu tun ... als ich Mitte zwanzig war, bin ich abends einfach in die Kneipe gegangen und das mache ich einfach nicht mehr.

Ist Wuppertal denn jetzt Heimat für dich geworden oder vermisst du Berlin?

Beides. Ich finde Wuppertal spannend und ich bin hier zu Hause, aber manchmal vermisse ich Berlin schon noch. Wir haben auch noch ein Zimmer da. Als meine Tochter damals

dort ausgezogen ist, habe ich ihr Zimmer dort angemietet. Aber mit dem Wort „Heimat“ kann ich nichts anfangen, ich tue mich mit dem Begriff immer sehr schwer. Aber ich finde, Wuppertal ist eine gute Stadt. Und ich habe auch schon wahnsinnig viele interessante Leute hier kennengelernt. Ich habe den Eindruck, es liegt auch an Leuten wie Pina Bausch (*Tanz-Choreografin*, *1940/†2009) oder Tony Cragg (*Bildender Künstler*, *1949) und all den anderen Künstlern, die hier gelebt und gearbeitet haben, dass die Leute hier offener sind. Offener als beispielsweise in Hilden. Hilden ist immer noch ein Alptraum für mich und da will ich auch nie wieder hin. Wuppertal ist da schon anders, es ist irgendwie aufgeschlossener und bunter. Das gefällt mir schon hier ...

Zurück zu deinen Fotos. Was ist da dein zentrales Thema?
Bildstörung und Identität.

Auf vielen deiner Bilder sind Menschen zu sehen. Ist das wichtig für dich?

Das sind fast alles Selbstporträts. Mal mit Masken, mal ohne.

Zur Person

Piet Biniek - Jahrgang 1966 - geboren in Hilden - Studium der Germanistik und Philosophie sowie Tanz und Schauspiel in Berlin - Ausbildung zur Yogalehrerin - Ausbildung zur Heilpraktikerin für Psychotherapie - Künstlerin seit 25 Jahren - eine Tochter - lebt und arbeitet in Wuppertal

fotografie.pietbiniek.de

Welche Serie ist gerade aktuell?

Die Pferdeköpfe sind neu. Ich finde es immer total spannend, zu gucken, was bei sowas herauskommt. Wenn ich so eine Maske auf dem Kopf habe, dann muss mir mein Freund helfen oder ich mache das mit Selbstauslöser. Mit der Maske sieht man ja auch nicht so viel und das ist dann schon gefährlich. Aber dann zu sehen, was diese Maske mit dem Körper so macht, das ist unheimlich spannend. Das Schwein oder der Hase machen andere Dinge als das Pferd. Und ich glaube, das passiert ganz automatisch.

Dann wurden im Grunde viele Bilder von deinem Freund fotografiert?

Am Anfang steht die Bild-Idee, und wenn es geht, fotografiere ich natürlich selbst. Die Selbstporträts entstanden fast alle mit 10-Sec Self-Timer. Aber mit den Masken sehe ich häufig nichts und dann frage ich ihn schon mal, ob er mal Zeit dafür hat. Das letzte, was ich gemacht habe, sind diese „Himmel und Hölle“-Bilder. Die habe ich hier auch als Postkarten.

Und die Masken? Hast du die selber gemacht oder wo hast du die her?

Die sind aus einem Karnevalsladen in Berlin.

Deine Fotografie betreibst du also nur als freie Kunst oder hast du auch Auftragsarbeiten?

Eigentlich bin ich da nur frei. Es sei denn, die Leute kommen auf mich zu und fragen mich nach besonderen Porträtfotos, die mal ausgefallen und ganz anders sind. Ich sage dann, was ich mir vorstelle und schaue, ob ihnen das gefällt.

Was wolltest du mit der Himmel-und-Hölle-Serie ausdrücken?

Das war eine Reaktion auf die ganzen Selbstmordattentate. Da geht es eigentlich um die Frage: Was muss man tun, um in den Himmel zu kommen und der Hölle zu entweichen. Ich glaube, manche Leute sehen, was da teilweise hinter steckt und andere finden es einfach nur niedlich. Aber das ist mir im Grunde egal, weil ich denke, dass jeder, der Kunst anschaut, sowieso damit macht, was er will. Wenn etwas fertig ist, dann gibt man es aus der Hand. Und das muss man dann auch so geschehen lassen.

Richtig, jeder sollte die Möglichkeit seiner eigenen Interpretation haben.

Doch wenn mir manchmal jemand etwas erzählt, was ich selber gar nicht gesehen habe, dann ist das schon komisch. Aber dann ist ja tatsächlich etwas da, nur ich habe es selber nicht bemerkt. Ich glaube, dann ist das etwas, das aus dem vorsprachlichen Bereich oder aus dem Unterbewusstsein herauskommt und sich dann erst im Bild zeigt.

Und was ist, wenn jemand etwas in deine Bilder hinein interpretiert, das überhaupt nicht deine Intention war?

Da kommt mir dann mein Beruf wieder zugute. Dann kann ich eigentlich nur sagen: „Das sagt mehr über dich aus als über das, was ich gemacht habe.“ Und das behalte ich dann aber für mich (*lacht*). Außer ich habe das Gefühl, derjenige ist an einem Gespräch interessiert. Im Flur steht zum Beispiel dieses rote Bild („*how to dissolve*“). Das ist eines von meinen absoluten Lieblingsbildern. Das ist auch schon uralte. Und da gibt es wirklich die unterschiedlichsten Meinungen. Einige finden es wunderschön und möchten es sich ins Schlafzimmer hängen und manche Leute wurden da schon zu Tötungsfantasien angeregt. Das finde ich schon spannend.

Hast du schon Ideen für ein neues Projekt?

Ich habe erst letztes Jahr das Schwimmbad in der Mirke entdeckt. Und ich würde gerne dort eine Performance machen. Lustigerweise war das letzte Stück, das ich in Berlin gemacht hatte, in einem alten Schwimmbad, das nicht mehr in Betrieb ist.



oben:
„Himmel
und Hölle“

„the rabbit“

„the rabbit is back“



Und hast du dazu schon ein Thema?

Eigentlich nicht. Wenn ich jetzt pathetisch wäre, würde ich sagen: Ich schaue mal, was mir der Raum erzählt (*lacht*). Nein, keine Ahnung. Dadurch, dass ich auch jetzt so lange nichts mehr auf der Bühne gemacht habe, würde ich dann erst mal sehen, wie es mir da so geht. Ein großes Thema ist für mich gerade natürlich „das Älterwerden“ und „Einschränkungen“. Zum einen werde ich dieses Jahr fünfzig und zum anderen hatte ich 2013 eine Tanzverletzung, die nicht mehr weggeht. Das heißt schlicht und einfach, ich kann nicht mehr alles machen, was ich gerne machen würde. Das ist aber in Ordnung, weil man so etwas auch immer für sich mitnehmen kann. Die Frage, was es für einen bedeutet, dass gewisse Bewegungen nicht mehr gehen, ist wichtig. Aber ich finde das Schwimmbad und diesen Raum da eben gut und würde einfach mal forschen und gucken, was passiert. Dann wird sich das schon zeigen, da habe ich volles Vertrauen.

Lässt du lieber alles auf dich zukommen und planst wenig?

Ja. Manchmal habe ich da auch Angst, aber letztendlich bin ich ja mittlerweile auch alt genug und sehe, dass ich darauf vertrauen kann, dass sich immer etwas ergibt. So gesehen, um auf die Anfangsfrage zurückzukommen, gibt es schon eine Form von „Angekommensein“. Ich glaube, dass das, was ich jetzt hier tue, wirklich die Essenz aus sehr vielen Dingen ist, die ich davor gemacht habe. Das glaube ich schon. Es ist ein gutes Ankommen, aber auch eine gute Startposition, um woanders hingehen zu können. Was ich selber besonders spannend finde ist, wie sich die fotografische Arbeit entwickelt hat, vom Anfang bis jetzt. Da ist schon ein deutlicher Qualitätsunterschied.

Du musst aber auch nicht von deiner Kunst leben.

Ich habe aber auch schon erstaunlich viel verkauft. Und auch schon einen Preis gewonnen und fände es auch toll, wenn es mehr würden. Aber mein Lebensunterhalt ist ja durch die Praxis gesichert und so fände ich es hauptsächlich gut,



„Lichtung“

wenn ich durch die Fotografie Anerkennung gewinnen würde. Ich habe es einfach gut, dass ich zwei Sachen mache, die mir wirklich am Herzen liegen: Ich bin Therapeutin und ich bin Künstlerin.

Warum bietest du nicht auch Kunsttherapie an?

Ich habe auch schon überlegt, ob ich diese Fortbildung noch machen soll. Denn ich glaube nicht an die eine absolute Therapieform, sondern ich denke, dass für jeden Menschen etwas anderes stimmen kann. Ich habe Patienten, bei denen ich immer denke, dass sie etwas gestalten sollten. Das fände ich toll und das würde ich gerne auch bieten. Für manche Menschen ist es wichtig, Dinge entstehen zu lassen und mit Material zu arbeiten und mit den eigenen Händen etwas zu machen.

Ist die Fotografie für dich selbst auch Therapie?

Das war eigentlich eher der Tanz. Es ist auf jeden Fall eine Art, etwas auszudrücken, das man mit Sprache nicht ausdrücken kann. Das ist für mich das wichtigste! Es gibt da einen Butoh-Tänzer, Min Tanaka, den ich gerne zitiere. Der hat gesagt: „Tanzen bedeutet, sich einer vorab definierten Norm zu widersetzen und an etwas zu rühren, das man sich nicht alleine nehmen kann.“ Das ist etwas, das könnte ich gar nicht beschreiben, weil es nicht beschreibbar ist. Aber die Menschen fühlen sich dadurch berührt. Und das ist eben dieser therapeutische Effekt. Zum einen, dass es aus mir raus kommt und dass es andererseits sichtbar wird. Aber nur zu sagen, dass Kunst Therapie sei, das ist mir zu einfach.

Du machst so einen ausgeglichenen Eindruck, liegt das am Ausgleich von Kopf und Körper?

Vielleicht. Ich möchte da auch nichts missen. Ich war da zuerst sehr kopflastig, während meines Philosophiestudiums und dann kam der Tanz und der Kopf wurde weniger wichtig und dann war es auch wieder umgekehrt. Ich bin auch bewegungssüchtig und würde keins von beidem missen wollen.

Ist es dir auch Befriedigung, anderen Menschen zu helfen?

Ja. Das kann ganz, ganz toll sein, wenn man merkt, da ist etwas rüber gekommen und da verändert sich gerade etwas. Und es geht jemandem besser. Auf jeden Fall.

Wie startest du morgens in den Tag?

Mit Kaffee. Es muss ein italienischer Espresso sein, eine große Kanne voll. Und dann setze ich mich tatsächlich erst einmal an den Rechner. Und dann kommt es darauf an, wie schnell der erste Patient kommt. Es kann sein, dass ich eine halbe Stunde Yoga mache oder Fahrrad fahre. Ich bin Langschläfer. Vor zehn Uhr bin ich zu nichts zu gebrauchen. #

Tim Leimbach
in seinem Atelier



„Am schlimmsten ist es, wenn ich ein Bild sehe und es sofort verstehe.“

Die surrealen Welten von Tim Leimbach

Tim Leimbachs Bilder haben sowohl etwas Verstörendes als auch Vertrautes an sich. Er liebt das Spiel mit Größenverhältnissen und interessiert sich für Räumlichkeit und skulpturale Formen. Der junge Künstler ist Autodidakt und kann bereits von seiner Kunst leben. Dennoch bewirbt er sich gerade an verschiedenen Akademien, auch um den Kontakt zu anderen Künstlern zu suchen. Sein Lieblingsmedium ist die Ölfarbe und sein Lieblingsmaler Francis Bacon. Davon inspiriert liebt er auch das Chaos, sowohl in seinen Bildern als auch im Atelier.

Du bist Autodidakt. Warum möchtest du jetzt noch studieren?

Tim Leimbach: Dazu zwingt einen so ein bisschen der Markt. Denn ich stoße immer wieder auf negative Stimmen. Speziell bei der letzten Ausstellung bei Christian Ose, da war eine Dame, die kam zu mir und hat mir ihre Bewunderung für die Bilder ausgesprochen und hat mich gefragt, ob ich gerade an der Akademie fertig studiert hätte. Da hab ich gesagt: „Nein, aber das versuche ich vielleicht noch.“ Und dann kam auf einmal die Frage, ob denn dann die Preise nicht ein bisschen sehr hochgegriffen wären, wenn man doch nur als Autodidakt arbeitet. Es herrscht schon immer noch diese Mentalität, das typisch Deutsche eben: Wenn du keinen Zettel hast, auf dem drauf steht, dass du es kannst, dann kannst du es nicht. Und das ist so ein Grund. Und natürlich interessiert es mich einfach, unter anderen Künstlern zu sein. Ich bin ja hier sehr isoliert. In Wuppertal gibt es natürlich sehr viele Künstler, aber man hat untereinander gar nicht viel miteinander zu tun. Speziell in Düsseldorf, an der Kunstakademie, habe ich mich schon mal öfter umgesehen und bin da durchgelaufen und es ist schon interessant, wie schnell man da ins Gespräch kommt. Man kommt natürlich auch eher an Ausstellungen ran, es gibt Gruppenausstellungen und man hat Veranstaltungen, die man besuchen kann. Man kann auch einfach mal beim Aktzeichnen reinspazieren, wenn man möchte, dazu muss man nicht einmal da studieren. So etwas finde ich eigentlich schon ganz spannend, auch um sich ein wenig mehr zu

vertiefen. Man muss schon wissen, was gerade so in der Kunstwelt passiert. Da reicht es eben nicht, das im Internet nachzulesen, sondern man muss eben unter Leuten seiner Generation sein.

Es ist schade, dass so viel an einem Abschluss liegt.

Ja. Vor allem weil die Geschichte zeigt, dass es absolut nicht nötig ist. Einer der teuersten Maler der Neuzeit, Francis Bacon (*1909/†1992), der hat niemals einen Fuß in eine Kunstakademie gesetzt. Und post mortem gehen jetzt die Bilder für 120 Millionen weg. Da fragt keiner mehr nach dem Abschluss, den der Mann gemacht hat. Aber mittlerweile ist vielleicht der Markt ein wenig übersättigt und dann braucht man neue Kriterien, was die Kunst angeht. Das hat natürlich auch viel mit Investment zu tun. Kunst wird zur Aktie.

Kannst du denn momentan von deiner Kunst leben?

Nahezu. Ich habe einen Nebenjob, er schimpft sich 450-Euro-Job. Aber an die 450 Euro komme ich im



Monat überhaupt nicht ran, sondern ich habe meist um die 200 Euro. Und der Rest kommt dann über die Kunst rein.

Das können nicht viele Wuppertaler Künstler von sich sagen.

Ich habe mich einfach irgendwann dazu entschieden und arbeite nur noch einen Tag in der Woche woanders, vorher waren es mal drei. Aber da habe ich einfach gemerkt, ich komme so gar nicht mehr rein. Wenn ich versuchte, Kunst zu machen, dann war ich gerade drin und musste am nächsten Tag schon wieder arbeiten. Das kann man auch irgendwie als Luxus ansehen, dass ich halt sechs Tage die Woche mache, was ich will. Aber ich muss ja auch davon leben, deshalb hängen hier hinten im Atelier auch zwei wunderbare Beispiele, wie dieser Spagat funktioniert. Ich wäre nämlich niemals auf die Idee gekommen, ein Auto zu malen ...

Ist das jetzt eine Auftragsarbeit?

Ja, das ist eine Auftragsarbeit. Das kann ich eben auch bedienen. Und das ist auch gut. Ich habe mir diese Technik ja jetzt lange Jahre beigebracht. Und wenn ich dann einfach drauflos male, sieht man sowas.

Wer möchte denn so ein Gemälde von einem Auto?

Das ist tatsächlich ein ehemaliger Klassenkamerad. Er ist Trans-M-Fan und hatte auch schon mehrere von diesen Kisten und der kam einfach damit auf mich zu. Ich bin aber noch mitten in der Entstehung. Aber das ist natürlich einfach nur Fleißarbeit. Das hat für mich wenig mit Kunst zu tun.

Lernt man trotzdem etwas dabei?

Ja, man lernt das Handwerk. Speziell, wenn es um so Autolack geht und wie viele verschiedene Farbtöne, Facetten und Schattierungen da drin sind. Das schult das Auge.

Aber es reißt einen natürlich auch aus den anderen Arbeiten raus.

Genau. Deshalb hängt dieses Auto auch schon relativ lange dort.

Was ist denn dein Hauptthema?

Das ist eine gute Frage. Ich habe mir eben schon Gedanken gemacht, was ich sagen könnte, wenn diese Frage kommt. Es ist sehr, sehr schwierig. Ich glaube, ich habe keine wirklichen Themen, die ich behandle. Mich interessiert der Malprozess an sich. Für mich ist Malen so ein bisschen Therapieform. Und ich entdecke immer neue Seiten an mir, durch die Malerei. Indem ich mich einfach frage: Warum habe ich das jetzt gemacht? Warum will ich das nicht einfach abmalen? Warum will ich etwas anderes malen? Warum zerstöre ich so ein Gesicht? Warum tue ich dies, warum das? Warum schmeiße ich es am Ende doch wieder weg? Das interessiert mich eigentlich an der Malerei, nicht die Themen, die ich damit ausdrücke.

Aber Menschen ziehen sich immer durch dein Werk.

Es ist natürlich so, dass man malt, was einen umgibt. Ob man es jetzt abstrahiert oder ob man es eins zu eins abmalt. Aber ich bin nun mal umgeben von Menschen. Ich habe aber irgendwann auch mal gemerkt, ich habe eine Affinität zu Ohren. Das ist tatsächlich ganz witzig, denn immer wenn ich Menschen male, dann gebe ich mir beim Ohr immer etwas mehr Mühe, als bei allen anderen Stellen. Ich glaube, ich bin so ein bisschen an skulpturellen Formen interessiert und so ein Ohr hat etwas von einer Tony Cragg (*1949) Skulptur, weil es sehr komplex ist. Und viele Studien, die ich jetzt in letzter Zeit gemacht habe, beschäftigen sich auch mit so skulpturalen Elementen. Das ist vielleicht so ein Thema und eben Größenverhältnisse, wie zum Beispiel diese Spielwelt, die ich hier habe (*zeigt auf eine Leinwand*), mit dem großen Menschen im Hintergrund. Es hat so ein bisschen was Verstörendes. Das märchenhaft Verstörende, das ist so ein Überthema. Ich will den Blick ein bisschen verwirren.

Hast du Vorbilder?

Es gibt einen zeitgenössischen Maler, den ich sehr, sehr gut finde, das ist Adrian Ghenie (*1977). Er ist Rumäne und der malt sehr abstrakt, geht aber noch ins Figürliche rein. Der arbeitet sehr pastos mit seinen Farben. Das ist schon eine Disziplin, die ich mir versuche anzueignen, weil es eben weit entfernt ist von der klassischen Ölmalerei. Das reizt mich einfach, dass man so noch die Textur der Farbe sehen und fühlen kann. Und es gibt natürlich noch andere Einflüsse durch Francis Bacon, den ich eben schon erwähnt habe.

Das sieht man in den Bildern.

Ja, ich liebe Francis Bacon.

Allerdings kommt das Atelier noch nicht an das Chaos eines Francis Bacon heran.

Nun ja ... Ich muss gestehen, ich habe einen unheimlichen Aufräummarathon hinter mir, damit wir hier durchgehen können (*lacht*).

Und ich dachte, du wärst immer so strukturiert.

Ich bin eher das komplette Chaos. Aber es ist gut, dass ich das mit dem Aufräumen endlich einmal geschafft habe. Ab einem gewissen Punkt wird es einfach zu viel ... Und dann macht das Arbeiten auch keinen Spaß mehr. Man muss sich ja beim Malen bewegen. Man muss zur Leinwand gehen, man muss weit weg gehen und wenn man dann immer über etwas drüber stolpert oder in einen Nagel tritt, dann ist es schon schwierig. Deshalb kam das jetzt auch ganz gelegen ...

Du machst auch Musik. Hat das deine Kunst beeinflusst?

Ich habe das immer sehr voneinander getrennt gehalten. Mir wurde auch schon öfters gesagt: „Du bist doch Musiker,



Selbstporträt mit Mantel
und Atelierstuhl im
surrealen Raum

warum malst du nicht auch musikalische Themen?“ Das habe ich immer trennen wollen. Und im Moment mache ich da auch wenig. Ich bin vor einem halben Jahr aus der Band ausgestiegen, die ich mitgegründet habe. Aus persönlichen Gründen. Seitdem konzentriere ich mich eigentlich nur noch auf die Malerei. Ich spiele ab und zu auf Hochzeiten, Geburtstagen und sonstigen Feierlichkeiten tatsächlich Klavier. Das habe ich auch noch zu Hause stehen. Das ist dann so mein Ausgleich zum Pinselschwingen, dass ich am Klavier sitze. Ansonsten sind das zwei völlig unterschiedliche Paar Schuhe.

Diese surrealen Welten, die du erschaffst, könnte man sich aber auch gut vertont vorstellen.

Man kann da schon gewisse Parallelen sehen, gerade in der Art und Weise, wie ich Bilder darstelle. Ich habe auch früher immer die Texte geschrieben für unsere Musik und da habe ich immer Bilder geschrieben. Bildgeschichten. Die waren auch immer ein bisschen surreal und märchenhaft. Ich habe sehr viel mit Metaphern gearbeitet. Das ist vermutlich

auch etwas, dass dann wieder in die Malerei mit einfließt. Diese Denkweise ist irgendwie in mir verhaftet.

Du hast auch eine Serie mit Wuppertalbildern gemalt?

Ja, das war vor zwei Jahren. Die habe ich auch in der „Alten Fleischerei“ ausgestellt. Aber das mache ich tatsächlich nicht mehr. Das war 2014 und ich sehe das mittlerweile als reine Übungsphase an. Das war, genau wie das Auto dahinten, einfach zu lernen. Wie passiert was? Wo ist das Licht? Ich würde es jetzt in meiner Vita nicht mehr aufnehmen.

Aber Wuppertalbilder scheinen sich hier gut zu verkaufen, oder?

Man verkauft die wirklich ganz gut. Da gibt es einige Beispiele. Aber ich habe irgendwann explizit gesagt, ich höre auf, Wuppertal zu malen, weil ich möchte nicht Bilder verkaufen über das Thema Wuppertal, denn da stecke ich nicht drin. Ich wohne zwar in Wuppertal, aber das ist auch der einzige Bezug, den ich dazu habe. Ich will Bilder wegen meiner eigenen Gedanken verkaufen und wenn ich einfach nur Wuppertal male, dann hat das nichts mit mir zu tun.



Aktuelle Mappenskizzen mit Porträtstudien

Das ist mir zu wenig, um diesen Aufwand zu betreiben, sich mit Bildern auseinanderzusetzen und zu schaffen. Das ist für mich ein viel tiefgreifenderer Prozess. Das hat bei mir etwas mit Tiefenpsychologie zu tun.

Bist du echter Wuppertaler und hält es dich hier?

Ich bin richtiger Wuppertaler. Und wenn es klappt mit den Akademien, dann schaue ich mal, wo ich lande. Deshalb habe ich auch vier Akademien ausgewählt, die überall verstreut sind, an denen ich mich bewerbe. Da wo ich genommen werde, da gehe ich hin.

Dein Herz hängt also nicht an Wuppertal, oder?

Das werde ich dann merken, wenn ich nicht mehr hier bin. Aber das ist ja immer so. Wuppertal ist jetzt nicht die schönste Stadt, es ist auch nicht die hässlichste Stadt, aber ich habe jetzt Lust auf etwas Neues. Man muss ein bisschen entdecken ...

Wie startest du in den Tag?

Sehr strukturiert bin ich da nicht, weil ich viel zu sehr darauf angewiesen bin, wie mein Kopf gerade funktioniert. Ich habe manchmal das Gefühl, ich habe da sehr große Schwankungen. Es gibt Tage, da brauche ich gar nicht erst hier hin zu kommen. Und dann gibt es Tage, da gehe ich auch einfach nicht mehr hier weg. Da jetzt jeden Morgen um neun Uhr aufzustehen und zu sagen: „Ich bin jetzt um zehn im Atelier und bleibe bis zwanzig Uhr“, das funktioniert da nicht. Manchmal schlafe ich schon etwas länger, nicht bis zwölf Uhr oder so, aber ich bin meistens um die Mittagszeit hier. Ich merke aber, dass ich dann so drei oder

vier Stunden mindestens brauche, bis ich überhaupt richtig anfangen kann zu arbeiten. Manchmal klappt es aber auch gar nicht. Dann sitze ich hier, esse was, zeichne ein wenig, gucke eine Dokumentation und dann kommt irgendwann der Punkt, wo ich sage, jetzt lohnt es sich, anzufangen. Und dann kann es auch sein, dass ich dann bis zwei Uhr nachts hier bin.

Wo siehst du dich in zehn Jahren? Was sind deine Ziele?

Ziel ist natürlich schon, so wie es jetzt im Ansatz funktioniert, davon zu leben. Und dass ich mir auch mal die eine oder andere Reise leisten kann. Es macht natürlich Spaß, immer im Atelier zu sein, aber man muss ja auch irgendwo seine Eindrücke hernehmen. Und so ein bisschen die Welt sehen, das würde ich schon gerne. Und ansonsten ist es natürlich ein Ziel, in größeren Galerien Ausstellungen zu machen.

Stehen in nächster Zeit noch Ausstellungen an?

Geplant ist im Moment eigentlich gar nichts. Ich habe mich da auch gerade wirklich nicht drum gekümmert, weil diese ganze Bewerbungsgeschichte sehr zeitaufwendig ist. Um vier Mappen zu machen, da brauchen andere ein Jahr für. Ich habe mir da jetzt ein paar Wochen gegeben. Dementsprechend ist noch gar nichts geplant. Ich bin aber auch nicht der Ansicht, dass sich eine Ausstellung lohnen würde mit den Werken, die im Moment existieren.

Eine feste Galerie hast du also nicht?

Nein. Ich habe zwei Mal in der „Alten Fleischerei“ ausgestellt, aber ich kann sie nicht als meine Stammgalerie

bezeichnen. Das wäre dann schon mal der nächste Schritt, an eine Galerie heranzutreten. Aber dann muss ich mir auch erst einmal selber sicher sein, dass mein Werk das wert ist. Deshalb verbringe ich lieber noch mehr Zeit eingekapselt hier und mache erst einmal was, bevor ich dann wieder den Schritt raus wage und sage: Wer möchte denn?

Wie verkaufst du dann, wenn du so nicht an die Öffentlichkeit gehst oder finanzierst du dich hauptsächlich über Auftragsarbeiten?

Interessanterweise habe ich in letzter Zeit tatsächlich mehr eigene Arbeiten verkauft als ich Auftragsarbeiten gemacht habe. Das ist schon ein ganz gutes Gefühl. Ich hatte zum Beispiel in den letzten zwei Monaten im Café Milias, gegenüber der City-Kirche in Elberfeld, ein paar Bilder hängen. Da habe ich drei von verkauft. Das trägt einen dann schon mal zwei, drei Monate. Das finde ich dann sehr befriedigend. Und interessanterweise ist meine Kundschaft, wenn ich das so nennen darf, jünger als ich. Das ist ganz spannend. Das sind wirklich Leute, die haben eigentlich nicht soviel Geld. Umso mehr freut es mich, dass es ihnen tatsächlich so nahe geht, was ich mache, dass sie tatsächlich bereit sind, sich meine Bilder vom Mund abzusparen. Das ist die Kundschaft, die mit einem mitwächst.

Planst du deine Karriere?

Ich hoffe natürlich, dass immer mehr solcher Leute in mein Leben treten, die dann irgendwann auch nochmal ein Bild kaufen, was jetzt schon öfters passiert ist. So was wächst dann mit einem mit. Aber eine Zehn-Jahres-Prognose ...

Das ist schwer, sicher, aber manche Menschen versuchen ja trotzdem, ihr Leben zu planen.

Das ist bei mir immer fürchterlich in die Hose gegangen, jedes Mal, wenn ich mir etwas vorgenommen habe ... Ich habe mir auch früher niemals vorgestellt, Kunst zu studieren, geschweige denn, hauptberuflich Kunst zu machen. Ich war lange Zeit wirklich in der Musik verhaftet. Ich habe täglich vier Stunden Schlagzeug gespielt, um darin richtig gut zu werden. Ich habe Klavier gespielt. Ich habe Gitarre gespielt. Das war eigentlich so der Plan, mit der Band wirklich auch wieder zu wachsen. Und dann kommen eben so persönliche Gründe, die das Ganze wieder zunichtemachen. Aber da hatte ich zum Glück schon diese Kunstgeschichte nebenbei aufgebaut. Und so konnte ich sagen: Gut, ich hab' was, worauf ich mich konzentrieren kann und was wirklich nur mit mir zu tun hat. Da ist wirklich so ein bisschen Egoismus mit drin, weil ich mich da nicht auf andere verlassen muss. Aber früher war der Plan tatsächlich, nur Musik zu machen.

Das hört sich jetzt ein wenig wehmütig an. Dann ist die Kunst also nur Plan B?

Nein, so nicht. Die Kunst war zwar Plan B, ist aber zu Plan A geworden. Das macht mir mittlerweile wesentlich mehr Spaß als früher die Musik. Das muss ich sagen.

Zwei Leidenschaften zu haben ist ja auch etwas Tolles.

Es war immer so die Sorge der Eltern: Du machst Musik und du machst Kunst und was machst du, wenn beides nicht klappt? Das sind halt zwei wackelige Standbeine gewesen. Aber wie man sieht, kann es eben doch klappen, wenn man wirklich dahinter her ist.

Du bereust also nichts.

Alles was passiert ist, hatte ich so selber nicht in der Hand, deshalb habe ich auch nichts, was ich bereuen könnte. Ich würde es nur bereuen, wenn ich einfach nicht mehr weiter machen würde, weil ich irgendwann Angst bekommen sollte, dass das alles nichts wird. Aber ansonsten ist es so gelaufen, wie es laufen musste.

Ich halte dir die Daumen, dass du angenommen wirst. Aber bist du für die Akademie nicht fast schon zu „fertig“? Was wollen sie sehen?

Ein bisschen habe ich es langsam im Gefühl, wie die Arbeiten dafür aussehen müssten, damit sie angenommen werden. Aber das sind auch nur Menschen, die das beurteilen. Die können auch mal einen schlechten Tag haben oder ihr Geschmack kann nicht getroffen werden. Bin ich die letzte Mappe, die durchgesehen wird am Tag oder die erste? Das sind alles so viele Faktoren ... Deswegen hier auch wieder das Motto: Ich mach' einfach und entweder es klappt oder es klappt nicht! Viel mehr kann man nicht machen.

Arbeitest du denn eher in Serien oder siehst du jedes Bild einzeln für sich?

Ich bin unfassbar wankelmütig. Ich springe von einem Thema zum nächsten. Ich schaffe es nicht, mich mit einem Thema in fünf Bildern zu beschäftigen. Ich schaffe es ja oft nicht, überhaupt ein Bild fertig zu malen, weil ich am nächsten Tag schon wieder denke, vielleicht war es die ganze Arbeit nicht wert. Das ist schon eine ganz schwierige Geschichte. Aber ich weiß auch nicht, wann ein Bild „zu

Zur Person

Tim Leimbach - Jahrgang 1986 - geboren in Wuppertal
- vier Semester Architektur-Studium - Freier Künstler
und Musiker - Mitbegründer der Band „COYOTES“ ehem. „April
Uprising“ - lebt und arbeitet in Wuppertal

www.timleimbach.com

Ende“ ist. Manchmal wünschte ich mir, ich hätte viel früher aufgehört. Andererseits wünschte ich mir auch, ich hätte mehr Durchhaltevermögen. Wenn ich wirklich ein Thema gefunden habe, das mich in Ansätzen interessiert, muss ich am Anfang mal die Kraft besitzen, tiefer darin zu versinken und weiter zu machen. Und so ein Bild sollte auch manchmal einen Monat an der Wand hängen. Man sollte dem Bild Zeit geben, zu entstehen. Denn jeden Tag hat man andere Eindrücke, andere Gedanken, eine andere Stimmung ... Das kann man eigentlich alles in einem Bild verarbeiten, wenn man nicht direkt wieder hingeht und am anderen Tag die Leinwand von der Wand reißt, was ich leider oft genug tue. Und einen dementsprechenden Verschleiß habe ich auch manchmal.

Du arbeitest hauptsächlich mit Öl oder welches Medium ist dir am liebsten?

Das ist richtig. Ich habe auch noch nie viel Interesse an Aquarell oder Ähnlichem gehabt. Ölfarbe macht einfach am meisten Spaß. Schon weil ich diese Viskosität ganz einfach mag.

Aber ein Ölbild braucht ja auch seine Zeit, schon um trocken zu werden.

Das ist ja auch das Problem, das ich habe: Ich warte nicht gerne! Allerdings hätte Acrylfarbe dann wieder den Nachteil, dass sie zu schnell trocknet. Und wenn man nun ein Acrylbild mit einem Ölbild vergleicht, dann ist ein Ölbild in den Köpfen der Menschen schon irgendwie höher gestellt.

Es hat ja auch einen schöneren Glanz.

Genau. Und Öl lässt sich einfach viel differenzierter verarbeiten.

Welches ist denn jetzt dein neuestes Bild?

Das an der Wand hier, ist das aktuelle Werk, das noch lange nicht fertig ist. Da versuche ich mich einfach einmal ein wenig zu bremsen, was meine Geschwindigkeit angeht und ich lasse das jetzt erst einmal trocknen. Und dann gucke ich in zwei Wochen, wenn ich aus Berlin zurück bin, ob ich das überhaupt noch mag, ob ich was dran verändern will und was. Das ist ein völlig anderer Ansatz. Ganz ohne Plan. Eine Vorskizze und dann einfach los ...

In dem Bild geht es um Größenverhältnisse, oder?

Ja. Ich mag, auch wenn das jetzt in diesem Bild gar nicht so überkommt, monumentale Sachen. Ich mag eine sakrale Ästhetik, zum Beispiel Kircheninnenräume. Das hat immer so etwas Erhabenes, gerade durch diese Größenverhältnisse. Wenn man im Petersdom steht und man ist winzig klein und weiß, dass der Schriftzug da oben mannshoch ist, das ist schon beeindruckend. Und so eine Ästhetik würde ich auch gerne in meine Bilder einbauen. Denn das hat immer etwas Ehrfurcht gebietendes. Ich habe selber vor manchen Bildern, vor denen ich stehe, das Empfinden von Ehrfurcht und das, finde ich, ist ein wichtiges Gefühl, um sich auf den Bildinhalt einlassen zu können.

Deinen Bildern ist ja auch so ein Überraschungseffekt eigen. Überrascht du dich manchmal selbst?

Manchmal schon (*lacht*). Hier habe ich mal ein Konzept zu einem weiteren Bild.

Es gibt also doch Konzepte?

Ja, mitunter schon. Das ist ja eben meine Wankelmütigkeit. Manchmal gibt es ein Konzept, manchmal gibt es keines. Oft tötet ein Konzept alle Emotionen, die ein Bild haben



*Spiel mit Größenverhältnissen
und Perspektiven - Öl auf
Leinwand*

könnte. Deshalb male ich momentan eher so ein bisschen drauflos. Und das hier ... Das ist ein altes YouTube-Video von einer frühen Ausstellung eines bekannten belgischen Künstlers in seiner Garage damals und es hat mich einfach interessiert, diesen Raum im Raum im Raum zu haben. Also, ich sitze praktisch an diesem gebastelten Tisch in dieser Kulisse, die aber wiederum ein Foto ist. (S. 75)

Das ist also ein Selbstbildnis?

Genau, das bin ich. Hätte ich meinen alten Mantel an, dann würde man das leichter sehen. Und es sind auch die Stühle, die hier im Atelier stehen. Die kommen mittlerweile auch in vielen Bildern vor. Tja, und dann verwende ich halt auch mal Photoshop, was ich ungerne mache, aber diese Szene ist ja so darauf ausgelegt, dass ich in der richtigen Perspektive ins Bild eingebaut werden kann, das geht so einfacher. Würde die Perspektive nicht klappen, dann verkauft sich der Trick des Bildes nicht, der gerade mit den falschen Perspektiven spielt. Aber das hat jetzt wieder gar nichts mit dem anderen Bild tun. Ich habe unglaubliche Schwierigkeiten, bei einer Sache zu bleiben.

Aber beide Bilder spielen schon in einer surrealen Welt.

Ja, Surrealität interessiert mich wirklich. Und die Räumlichkeit. Ich habe ja früher Architektur studiert, für vier Semester, bevor ich das zugunsten der Musik aufgegeben habe (*lacht*). Da wurde es aber auch nervig, da ging es nur noch um Computer und Statikberechnung. Das hat dann keinen Spaß mehr gemacht. Mir hat es immer am meisten Spaß gemacht, die Plakate selber zu zeichnen. Und deshalb interessiert mich also diese Räumlichkeit, dieses teilweise ineinander Verschachtelte. Räumlichkeit, die man nicht versteht. Und die einen so richtig in das Bild hineinzieht.

Vorne im Eingang hast du auch ein interessantes Bild, das wiederum ganz anders ist.

Ja, hier habe ich mich vielleicht schon ein wenig von Francis Bacon inspirieren lassen. Das kann man schon sehen. So was passiert, wenn man einfach loslegt und mal schaut, wohin die Reise geht. Das Bild darunter ist auch ein Beispiel dafür. Da ist ein Mensch, der sich vor etwas versteckt. Es hat die Form eines Ufos ... aber im Grunde ist es nur ein Stück Styropor. Das Bild ist auch noch nicht fertig, es steht da nur, damit ich nicht weiter daran arbeite. Manchmal sperre ich Bilder eben auch aus, damit sie vor mir in Sicherheit sind. In beiden Bildern ist hier wieder dieser Größenaspekt zu sehen. Was auch immer im ersten Bild dieses Viech sein soll, es ist riesengroß. Der Mann daneben sitzt aber ganz ruhig auf seinem Stühlchen und schaut noch nicht einmal in Richtung des Tieres. Ich finde es immer ganz spannend, wenn man sich irgendwelche Fragen dazu stellt. Und sei es einfach die



Styropor als beängstigendes Objekt, das Fragen aufwirft und die Lampe seines alten Gitarristen - Öl auf Leinwand

Frage: Was passiert da überhaupt? Am schlimmsten ist es, wenn ich ein Bild sehe und es sofort verstehe!

Dann ist es langweilig ...

Ja, dann ist es langweilig. Maximal schön ..., aber dann hätte ich auch Landschaftsmaler werden können. Ich möchte schon, dass man ein wenig Unwohlsein im Bauch hat, wenn man die Bilder anschaut. Es gab da auch einmal ein lustiges Experiment. Menschen sollen sich angeblich schneller verlieben, wenn ihnen leicht übel ist. Es wurden Menschen gemeinsam auf eine Hängebrücke geschickt und hatten dort gleich eine Affinität den anderen Menschen gegenüber, trotz oder gerade wegen ihrer leichten Übelkeit dort. Ich finde es ganz interessant, dass über dieses Unwohlsein eine Emotion hervorgerufen wird. Vielleicht funktioniert das ja auch bei Bildern.

Es ist vermutlich dieses Ambivalente, dass einen dann reizt: Finde ich das jetzt gut oder schlecht?

Das habe ich in der Musik eben auch gemerkt, dass Bands groß geworden sind, die die Menge gespalten haben. Die einen haben sie geliebt, die anderen haben sie gehasst. Unser Produzent sagte auch immer: „Entweder du hast einen Stern oder du hast fünf Sterne, aber wenn du drei Sterne hast, kannst du gleich einpacken.“ Und das ist wirklich so. Man muss schon immer am Rand der Sachen malen, nicht einfach nur schön oder einfach nur hässlich oder irgendwas dazwischen. Andererseits ist mir das wieder viel zu viel Theorie, das alles zu bedenken, wenn ich male ... (*lacht*) #

„Ich habe meinen Traumberuf erlernt!“

Astrid Kirschey ist Fotografin aus Leidenschaft

Die Fotografin Astrid Kirschey hat ihr Handwerk von der Pike auf gelernt. Für die Kunst- und Musikszene in Berlin erstellte sie Porträtfotos, vor allem Schwarz-Weiß-Arbeiten. Nach einer längeren Schaffenspause bis 2009 beschäftigt sie sich nun mit der digitalen Fotografie. Heute ist sie Inhaberin der Kunstgalerie „Galerie 26“ in Solingen und ist Mitglied im Künstlerverein GEDOK, der letztes Jahr auch mit ihren Werken zum ersten Mal bei der Wuppertaler WOGA ausstellte. Kirschey liebt großflächige Inszenierungen und ausdrucksstarke Serien. Ihre klaren, fast technischen Arbeiten werden oft erst in ihrer Gesamtheit und als Installation zum intensiven Kunstwerk.

Du hast kürzlich geheiratet?

Astrid Kirschey: Ja. Ich bin einen ungewöhnlichen Weg gegangen, denn früher wollte ich nicht heiraten. Ich habe einen Sohn und war lange Zeit alleinerziehend. Jetzt, mit 52, fühle ich mich reif genug für die Ehe. Ich habe einen wundervollen Partner, mit dem ich seit elf Jahren zusammenlebe. Das passt!

Wo bist du geboren?

In Wülfrath, aufgewachsen bin ich in Mettmann.

Jetzt hast du nach der Heirat den Namen „Kirschey“ angenommen. Ist es schwierig, den neuen Namen zu vermarkten?

Das denke ich nicht, ich bin da ganz entspannt. Mir geht es nur um meine eigentliche Arbeit. Ein Teil meiner Kunst ist dadurch entstanden, dass ich in meinen Beruf zurückgegangen bin und dabei festgestellt habe, wie sehr sich der Umgang mit Fotografie verändert hat und wie stark das Bedürfnis der meisten Menschen ist, sich selber darzustellen, sich zu inszenieren ... Das möchte ich nicht. Ich möchte mich nicht inszenieren. Es fängt bei Facebook an. Anfangs sagten Freunde und Kunden zu mir: „Da musst du rein!“ Aber als ich „drin“ war, habe ich festgestellt, dass ich in erster Linie meine Ideen und Fotos verschenke. Es tat mir nicht gut.

Du hast ja den Beruf der Fotografin gelernt und dann eine Pause gemacht. Womit hast du dich in der Zwischenzeit beschäftigt?

Ich habe in diversen Berufen gearbeitet. Als alleinerziehende Mutter war ich angestellt als Vertriebs- und

Geschäftsführungsassistentin. Dann hat mich das Thema „Salutogenese“ fasziniert und ich habe Fernlehrgänge für die berufliche Fortbildung im Gesundheitsbereich entwickelt. Die Salutogenese befasst sich mit der Gesunderhaltung, sie schaut auf die Faktoren, die uns gesund erhalten statt auf die Dinge, die uns krank machen.

Du warst ja auch lange Jahre in Berlin.

Ja, ich habe viele Jahre in Berlin gelebt.

Hast du dort auch als Fotografin gearbeitet?

Ja. In Berlin habe ich vorwiegend Künstler fotografiert und auch für die Presse gearbeitet. Ich habe in den 80ern in Berlin gelebt. Das war eine gute Zeit. Es war nicht alles kommerziell, es war kreativ ...

Da war Berlin noch ein bisschen anders als jetzt.

Ja, absolut.

Warum hast du Berlin wieder verlassen? Die Stadt ist doch bestimmt spannender als das Rheinland?

Ich hatte mich verändert und die Stadt hatte sich verändert. Ich wollte nicht, dass mein Sohn in Berlin aufwächst und ich wollte für meine Mutter da sein, die im Rheinland lebte. Ich habe das nie bereut, im Gegenteil. Ich finde NRW sehr spannend! Alles war im Wandel ... Es gab Jahre in Berlin, da gab es so viele Baustellen wie Straßenschilder. Wenn ich heute nach Berlin fahre, bin ich glücklich dort zu sein. Aber als ich dort lebte, war es dort ruhiger, überschaubarer, Berlin war eine Insel – das gefiel mir viel besser. Da gab es noch still gelegte S-Bahn-Gelände für sonntägliche Spaziergänge und keinen Baumarkt hinter den Yorck-Brücken ...



„Die Sittenwächter“

AK



Astrid Kirschey vor den „Sittenwächtern“

Nach dem Mauerfall bist du dann also wieder zurückgekommen?

Vier Jahre später. Ich selbst bin ja im Neandertal aufgewachsen und ich wollte meinem Sohn die Chance geben, auch mit der Natur aufwachsen zu können.

Wann hast du dann gesagt, jetzt fotografiere ich wieder?

Ich wollte immer fotografieren. Wenn ich es nicht getan habe, dann nur um anderweitig Geld zu verdienen. Vor sechs Jahren habe ich dann entschieden, meine Firma zu verkaufen, um künstlerisch arbeiten zu können. Das hat dann noch etwas gedauert. Ich habe mir gesagt: Jetzt bist du in dem Alter, in dem du entscheiden musst, ob du deine Träume in diesem Leben noch umsetzen möchtest oder nicht ... (lacht). Ich erinnerte mich an das, was ich als Jugendliche habe tun wollen – und das war es immer noch.

Aber du betreibst jetzt nur noch künstlerische Fotografie?

Ja, jetzt gibt es nur noch die künstlerische Fotografie. Ich habe alle Bereiche der Fotografie durch. Die Porträtfotografie

war der Ursprung, ich liebe gute Porträts. Aber dafür gibt es heute keinen Markt mehr. Und das Künstlerische gehört zu mir.

Seit wann kannst du von deiner Kunst leben?

Das hat schon ein bisschen gedauert. Seit circa zwei Jahren kann ich von meiner Kunst leben. Nach dem Verkauf der Firma vor sechs Jahren hatte ich das Geld, um die Anfangsjahre zu überbrücken und das nötige Equipment zu kaufen.

Was ist dir am wichtigsten in der Fotografie?

Ich würde euch gern etwas zeigen. (Wir gehen eine Etage nach oben in einen offenen Atelier-Bereich mit hohem Dachgiebel. Dort hängen Fotografien und Malereien.)

Malst du auch?

Ja, ich habe damit angefangen. Ich möchte Malerei, Fotografie und Installation miteinander verbinden. Hier oben sind gerade nur drei Exemplare aus meiner aktuellen Arbeit, einer Wanderausstellung. Die Serie heißt „Die Sittenwächter“. Und hier seht ihr die „Burka-Box“. (Es handelt sich um eine Installation mit einer Burka auf einem Metallgerüst, in die man sich hineinstellen kann.)

Sind Frauenthemen wichtig für dich?

Sie sind wieder wichtig, ja. Das Burka-Thema sehe ich natürlich aus Frauensicht. Es hatten sich dafür muslimische Frauen bei mir gemeldet, die ich nicht kannte, die aber meine Arbeit unterstützen wollten. Und bei der ersten Ausstellung mit dieser Serie, im Kolkmannhaus in Wuppertal, waren zwei Besucherinnen aus Afghanistan sehr beeindruckt. Das Thema Burka löst schon viele Gefühle aus ... Die Idee ist, dass ihr wirklich einmal durchschaut ... bitte ... (Wir begeben uns abwechselnd in die „Burka Box“.)

Darunter bekommt man kaum Luft ... und man hat ein sehr eingeschränktes Blickfeld. Schrecklich ...





„Burka-Box“

Genau so ist das eben. Als Mitglied in der GEDOK (Gemeinschaft der Künstlerinnen und Kunstförderer) werden immer intern Themen für Ausstellungen ausgeschrieben. Man muss Mitglied in diesem Kunstverein sein, aber zusätzlich muss man sich dann auch nochmal dafür bewerben. Das ist genau das, was ich brauche. Man hat quasi von außen ein Thema und folglich auch eine Struktur und den Druck, als Projekt etwas daraus zu machen.

Und wie kamst du an den Kunstverein GEDOK?

Die GEDOK habe ich im Internet gefunden. Es war ein recht langer Weg bis zur Mitgliedschaft und ein für mich intensiver Bewerbungsprozess. Unter anderem stellen wir jährlich bei der WOGA in Wuppertal aus, ich habe erstmals 2015 teilgenommen.

Ist Wuppertal ein guter Standort für Ausstellungen?

Ja, ich finde schon. Ich mag Wuppertal als Stadt und als Ausstellungsort. Die WOGA war ein sehr positives Erlebnis und ich freue mich schon auf die Ausstellung in diesem Jahr. Das lag sowohl an dem schönen Raum, den wir als GEDOK WUPPERTAL Gruppe nutzen durften als auch an unserer Gruppe; wir hatten die Gelegenheit für gute Gespräche und ein herzliches Miteinander. Es kamen etwa 1200 Besucher allein zu uns. Allerdings wünschen wir uns als GEDOK ein bisschen mehr Unterstützung durch die Stadt und auch Fördermitgliedschaften sind wichtig für unsere Arbeit.

Schöne große Räume hast du hier oben. Ist das eine Ateliergemeinschaft hier?

Jeder hat sein eigenes Atelier, die Halle nutzen wir gemeinsam. In diesem Haus arbeiten wir zu viert. Hier in den Güterhallen in Solingen arbeite ich sehr gern. Es herrscht eine angenehme, entspannte und freundliche

Atmosphäre. Zahlreiche Künstler und Handwerker arbeiten in 150 Metern Ateliers und es gibt viele Gastkünstler hier. Zwei Mal jährlich veranstalten wir große Events. In meinem Atelier arbeitet stundenweise auch ein Flüchtling aus Syrien. (Sie zeigt auf die Gemälde des Künstlers)

Ist das dort Blut?

Das ist Syrien ... sagt doch viel ...

Wie ist dieser Kontakt zustande gekommen?

Über die Flüchtlingshilfe Solingen, die Kontakt mit den Güterhallen aufgenommen hatte. Sie suchten Raum für zwei syrische Künstler.

Bereust du es, dass du erst so spät wieder mit der Kunst und Fotografie angefangen hast?

Nein, ich war ja vorher noch nicht so weit. Wo wäre ich, wenn ich keine schöpferische Pause gemacht hätte? Vielleicht hätte ich dann den Sprung von der analogen in die digitale Fotografie nicht geschafft.

Zur Zeit arbeite ich an zwei großen Projekten. Seit drei Jahren erstelle ich Porträts ehemaliger Hüttenwerker der Henrichshütte in Hattingen. Die Ehemaligen sind heute zwischen 70 und 90 Jahre alt und haben die Schließungen und Arbeiterstreiks der 1980er Jahre miterlebt. Diese Menschen wollte ich kennen lernen, ihr Leben festhalten. Und nächstes Jahr wird dann dort eine Dauerausstellung stattfinden, mit 100 lebensgroßen Porträts, die auf dem Außengelände aufgestellt werden. Aktuell bin ich noch mit der Bildbearbeitung beschäftigt. Parallel dazu werden die aufgezeichneten Interviews ausgewertet.

100, das ist schon eine Menge. Wie kamst du auf die Idee?

Ich hatte die Idee als ich das erste Mal über das Gelände der Henrichshütte spazierte. Damals fragte ich mich, wie viele der Ehemaligen noch leben würden, was sie heute tun und was sie über die Hütte würden erzählen können. Ich wollte sie auf dem Gelände sehen können.

Und wie kamst du an die vielen Leute heran? Gab es dafür ein Casting?

Eine Mitarbeiterin der Schaugießerei, die mittwochs für Besucher geöffnet ist, war sofort offen für meine Idee und

Zur Person

Astrid Kirschey (geb. Heups) - Jahrgang 1964 - geboren in Wülfrath - Ausgebildete Fotografin - ein Sohn - arbeitet in Solingen - Mitglied der GEDOK - Inhaberin der „Galerie 26“ in den Güterhallen Solingen

www.astrid-kirschey.de



stellte einen ersten Kontakt her. Später entschied sich der Förderverein Henrichshütte dazu, mein Projekt zu unterstützen. Ein Casting gab es nicht. Die Teilnehmer fanden wir über den Förderverein und über die Presse. Eine Wanderausstellung mit meinen Bildern von Hüttenwerkern aus Duisburg gab es auch 2015 schon. Unter anderem wurden sie auf der Akzente ausgestellt. Ich schätze die Hüttenwerker sehr, sie sind so authentisch.

Ja, sie wirken unheimlich authentisch.

Zur Zeit hängen die Duisburger Bilder im Bezirksamt Rheinhausen. Danach kommen sie zurück in die Güterhallen.

Du hattest ein ähnliches Projekt, deine Bilderserie „Mutter mit Kind“ (Ausstellung „Die Göttin“). Wie kamst du da an die Models, die Mütter mit Babys?

Wenn ich eine Idee habe, spreche ich sogar Menschen auf der Straße an, auch wenn ich sie nicht kenne. Für die Serie mit den jungen Müttern hatte ich mehrere Anzeigen in einem Wochenblatt geschaltet. Es konnten alle mitmachen, die

sich bewarben. Insgesamt waren es zwanzig junge Mütter, für die Ausstellung habe ich dann zwölf großformatige Aufnahmen ausgewählt. Die Aufnahmen zu machen war sehr aufwändig, organisatorisch und in der Umsetzung. Meine persönliche Zielsetzung für die Porträtserie „Die Göttin“ war es, eine Langzeitwirkung zu erzielen, Bilder, die als zeitlos empfunden werden. Ich wollte damit ein bisschen den schnelllebigen Konsum durchbrechen. Daher die Idee mit der Kleidung aus anderen Jahrhunderten, Kostüme, die ich in der Oper in Dortmund auslieh. Ich wollte die Mütter in eine andere Zeit versetzen und Attribute aus der heutigen Zeit weglassen. Ich wollte herausfinden wie und ob es heute noch möglich ist, Bilder mit Langzeitwert zu erstellen.

Ich kann nur in meinem eigenen Rhythmus arbeiten und nicht im Minutentakt liefern, wie das leider in der freien Wirtschaft heute üblich ist. Mein künstlerisches Ziel ist es, die Zeit anzuhalten. Ich wünsche mir Ausstellungen, in denen jeder Raum und Zeit vergessen kann. Auch die Präsentation meiner Arbeiten unterliegt einer Entwicklung.

Hast du eine Lieblingsarbeit?

Das wechselt. Momentan sind es „Die Sittenwächter“. Größere Projekte, in denen Menschen interviewt werden und ich ihre Lebensgeschichten erfahre, bringen mich auf eine andere Art weiter und sind sehr bereichernd.

Die Ausstellungen „Die Göttin“ und die „Arbeiterporträts“ gehören alle zu deinem Projekt „Generationenporträts“. Was genau hat dich zu diesem Überthema inspiriert?

Ich denke viel über die unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen einzelner Generationen und auch Personen nach. Als Frau gehört die Gleichberechtigung dazu. Ich kann all dies, was ich tue, nur tun, weil wir hier frei leben können und ein Höchstmaß an Selbstbestimmung erleben. Noch in der Generation meiner Mutter war ein solches Leben nahezu undenkbar ... und in der Generation meiner Großmutter unmöglich. Viele Menschen haben für unsere heutige Freiheit und unseren Wohlstand sehr hart gearbeitet und einige haben das politisch erkämpft. Deutschland hat aus den Lehren des Zweiten Weltkrieges gelernt. Es scheint jetzt die Zeit angebrochen zu sein, in der wir uns für den Erhalt unserer Rechte einsetzen müssen.

Hast du von dir und deiner Familie selbst so ein Generationenporträt?

Nein, leider noch nicht. Ich möchte das noch nachholen.

Wie arbeitest du, strukturiert oder eher chaotisch?

Ich bin beides. Es hat mich viel Mühe gekostet, mich mit der Technik zu befassen. Lieber plane und träume ich. Ich habe allerdings viele Seminare besucht und mich kontinuierlich weitergebildet – und tue es noch, weil ich sehr hohe Anforderungen an mich und an die Qualität meiner Arbeit und meiner Bilder stelle ...

Was würdest du jungen Fotografen raten? Kann man Erfolg planen?

Das ist sehr schwer. Es gibt ein paar Dinge, die ich für mich erfahren habe: Mein Erfolg hat sich erst eingestellt als ich aufgehört habe mich zu verbiegen oder mich anzupassen. Sich selbst stärker zu inszenieren als man selbst zu sein, wie wir es aus den sozialen Medien kennen, kostet Kraft und Zeit und lenkt vom Wesentlichen ab.

Gibt es noch ein Ziel, eine Vision, die dich umtreibt?

Ich tue, wovon ich immer geträumt habe und hoffe es noch lange tun zu können. Ja, vielleicht, da ist das eine große Ding: Ein riesengroßes Werk, das an Hausfassaden aufgehängt, in jeder Metropole der Welt gezeigt wird ...
(lacht herzlich) #



„Arbeiterportraits“

„Wenn ich etwas genau so mache, wie ich es will, dann ist es Kunst!“

Patricia Eichert fasziniert mit inszenierter Sixties-Welt

Die Diplom-Kommunikations- und Fotodesignerin Patricia Eichert liebt und lebt die Sixties. In ihrem Studio kreiert sie Raumsichten aus den 50er und 60er Jahren. Farbenfroh und mit viel Liebe zum Detail. Hier inszeniert sie intime Szenen mit Menschen und mit Hunden. Ihre anspruchsvollen Porträts fangen besondere Momente ein und erzählen kleine, ungewöhnliche Geschichten, die den Betrachter immer wieder zum Staunen bringen.

Wie bist du nach Wuppertal gekommen?

Patricia Eichert: Ich habe lange in Solingen gelebt, bis Anfang Dreißig. Aber ich habe schon vorher in Wuppertal studiert und bereits in einer Eventagentur dort gearbeitet.

Was hast du studiert?

Kommunikations-Design. Der Schwerpunkt des Studiums lag größtenteils auf der Fotografie. Arbeitstechnisch war ich aber damals auch viel im Grafikdesignbereich tätig, auch schon als Studentin. Ich habe also in Wuppertal studiert, aber in Solingen gewohnt und mein Diplomthema war interessanterweise auch „Made in Solingen“. In meinem Thema ging es um Inszenierungen vor alten 50er-, 60er- und 70er-Jahre Gebäuden. Dort habe ich Solinger Persönlichkeiten in Szene gesetzt, ein Thema, das ich auch heute noch weiter verfolge. Und am Ende des Studiums dachte ich mir, dass es sinnvoller ist auch nach Wuppertal zu ziehen, denn das Büro war ja auch in Wuppertal. So bin ich eben nach Wuppertal gezogen. Aber zur Zeit habe ich zwei Wohnungen, eine in Wuppertal und eine in Antwerpen, in Belgien.

Wie kommt es dazu?

Das kommt daher, dass mein Freund Belgier ist und in Antwerpen wohnt.

Warum ziehst du nicht ganz nach Antwerpen?

Das ist erst einmal nicht geplant. Ich denke, so ein Netzwerk, dass man sich hier aufbaut, mit Freunden, Kunden und allem, was drum herum hängt, das möchte ich nicht so einfach aufgeben. Dafür bin ich auch nicht der Typ. So

etwas lässt sich nicht in ein oder zwei Jahren in Antwerpen eins zu eins wieder aufbauen. Dafür habe ich hier immerhin vierzehn Jahre gebraucht. Sicherlich hätte man dann nicht mehr diese Fahrerei und hätte nicht zwei Wohnsitze, aber mir würde ganz viel fehlen. Später vielleicht ..., wenn ich mal in Rente bin (*lacht*). Aber in absehbarer Zeit nicht!

Aber Antwerpen ist schon eine schöne Stadt.

Ja, das finde ich natürlich auch. Es ist eine wahnsinnig interessante und auch kreativ anregende Stadt. Ganz besonders spannend finde ich dort gerade die städtische Entwicklung in der Innenstadt und auch in anderen Stadtteilen. Hier wird einfach ganz viel für die Bürger gemacht. Es gibt neue Parks, hier finden viele umsonst & draußen Veranstaltungen statt. Außerdem wird das ganze Hafengebiet gerade komplett umgebaut. Durch das neue Museum MAS - Museum aan de Stroom, passiert auch in der Ecke ganz viel Neues. Ich glaube, ich kenne keine Stadt, in der so viel im Wandel ist wie Antwerpen. Außerdem fahren wir super viel Fahrrad hier, was auch genial ist, da die Wege dort viel besser auf Fahrradfahrer ausgerichtet sind. Also insgesamt mag ich den Wechsel von Ort zu Ort, dass ist sehr spannend.

Finanzierst du dich hauptsächlich über deine grafische Arbeit oder mehr über die Fotografie?

Ich habe es tatsächlich noch niemals richtig ausgerechnet, um es genau sagen zu können. Aber natürlich finanziere ich mich nicht über meine Kunstfotografie. Darüber finanziere ich nichts. Es ist eher so, dass ich dafür sehr viel kaufen



Patricia Eichert in ihrem Set



und organisieren muss. Ich muss also eher Investitionen leisten. Ansonsten mache ich auch viel Corporate- und Business-Fotografie, bei der ich zum Beispiel Mitarbeiter oder Geschäftsführer fotografiere, für Agenturen, aber auch für direkte Kunden. Das ist total unterschiedlich. Mal eine Maschinenbaufirma im Münsterland und dann letztens die Stadtwerke in Düsseldorf, das ist völlig gemischt. Grafik mache ich zeittechnisch vielleicht mehr, da dies auch einfach etwas anderes ist, als ein, zwei oder drei Shootingtage. Grafikjobs laufen meistens zeitlich länger. Ich arbeite häufig auch für Eventagenturen. Da gestalte ich dann die ganze Beschilderung und das Keyvisual und bin in die gesamte Umsetzung involviert. Das mache ich so schon seitdem ich Studentin bin. Das läuft teilweise über zwei oder drei Monate. Ich arbeite dann nicht jeden Tag von morgens bis abends an diesem einen Projekt, aber immer mal wieder. In diesem Bereich habe ich auch sehr viele Stammkunden, teilweise seit über zehn Jahren, die immer wieder spannende und kreative Dinge benötigen. Zeitlich beschäftige ich mich also mehr mit Grafik. Ich würde mal sagen, dass es vom Umsatz her die Hälfte ausmacht.

Hattest du nie den Wunsch, angestellt zu sein?

Ich hatte einmal für ein halbes Jahr in Münster ein Angebot als festangestellte Fotografin. Das hörte sich auch erst einmal ganz gut an. Das war im Modebereich. Es ging um Männermode, sogar um ganz coole, stylische Sachen. Da sollte ich im Grunde die ganze Studio-Leitung übernehmen. Aber als ich das eine Zeit lang gemacht hatte, habe ich eigentlich gemerkt, dass ich meine eigenen Ideen gar nicht so richtig einbringen konnte. Und da habe ich dann festgestellt, dass ich zu selbstständig für einen solchen Job bin. Ich habe dann ehrlich gesagt: „Als Freie könnt ihr mich gerne buchen, aber so ist das nichts für mich.“ Um angestellt zu arbeiten, müsste das schon ein Job sein, der meinen Vorstellungen entspricht. Da kann dann auch das Ergebnis zählen, aber wie genau man dort hin kommt, sollte man schon den Kreativen überlassen. Über eine Festanstellung habe ich eigentlich auch nie echt nachgedacht. Es war mir immer klar, dass ich mal verschiedene Kunden haben würde und sie selbstständig bearbeiten kann, auch wenn das manchmal sehr zeitintensiv ist. Man kann sich dann eben nicht mal ausruhen und sagen: „Das wird mir zu viel, mein Kollege übernimmt dann mal.“ Wenn ich einen Auftrag habe, dann muss ich mich eben hinsetzen und so lange arbeiten, bis der Job fertig ist.

Würdest du denn lieber mehr fotografieren oder macht es dir Spaß, deine Zeit so aufzuteilen?

Darüber habe ich schon häufiger nachgedacht. Schon während meines Studiums habe ich immer wieder



Aus der Serie „Me and my dogs“ (Bild links und rechts)

darüber nachgedacht, ob ich mich komplett für Fotografie hätte entscheiden sollen. Durch mein Studium, Kommunikationsdesign, dass eben auf kreative Medien in verschiedenen Bereichen angelegt war, war es dadurch auch klar, dass ich immer auch viel mit Gestaltung im Grafikdesign zu tun hatte. Außerdem hatte ich als Studentin immer in Grafikbüros gearbeitet. Und dann war das auch schon ein wenig ein Selbstläufer. Ich mag die Mischung generell sehr gerne. Dieses Jahr hatte ich zum Beispiel sehr viele Fotografie-Aufträge. Ich mache ja meistens People-

Sachen. Das ist auch mein Steckenpferd. Ich mache das super gern und kann das meistens auch ganz gut. Zumindest bekomme ich das so gesagt. Das Feedback zeigt mir, dass sich die Leute wohlfühlen. Ich kann gut mit Leuten arbeiten, die sich ansonsten nicht gerne fotografieren lassen. Das mache ich auch am liebsten. So High-End-Models werden in der Regel schon vorgeformt. Ich arbeite gerne mit ganz einfachen, normalen Leuten. Also wirkliches People-Shooting. Und wenn ich das dann wieder mehr mache, dann macht es mir mega viel Spaß und gleichzeitig bin ich

danach auch wieder froh, beim Grafikdesign dann wieder alleine im Büro sitzen zu können. Ich glaube, diese enge Kommunikation mit dem Gegenüber beim Shooting ist schon eine ganz andere Art der Arbeit, als wenn du kreative Grafik machst. So empfinde ich das. Und ich denke daher, diese Mischung ist ganz gut.

Wäre es nicht dein Traum, nur freie Sachen machen zu können?

Ja, das ist schon mein Traum (*lacht*)! Einer meiner zeitgenössischen Lieblings-Fotografen ist Erwin Olaf (*1959), ein niederländischer Fotokünstler, der ganz groß im Geschäft ist und weltweit zu den bekanntesten Newcomer-Fotografen gehört. Meine Themenwelten sind auch ähnlich in der Anmutung. Er inszeniert auch sehr viel und baut ganze Wohnräume auf. Das ist alles sehr aufwendig. Er hat dafür auch einen ganzen Trupp zur Verfügung: Retuscheure, Stylisten und Set-Bauer ... Das ist natürlich mein Traum. Es wäre schon toll, einfach ein oder zwei Set-Bauer zu haben, denen ich zum Beispiel einfach sagen kann: „Ich möchte jetzt gerne die Ecke einer Schulklasse haben. Baut mir das bitte!“ Und ich müsste dann nur dazu sagen, „super“ oder eben nicht. Und er verkauft seine Bilder für sehr, sehr viel Geld. Das ist dann schon ein Traum!

Wo ziehst du denn genau die Grenze zwischen dem Künstlerischen und dem Handwerklichen?

Das ist schon ein wenig verwischend, das stimmt. Aber es gibt schon einen großen Unterschied, ich merke das in meiner Arbeit immer mehr ... Ich muss mit meiner Zeit natürlich haushalten, da mein Unternehmen ja auch eine hohe Priorität in meinem Leben hat, ich muss ja schließlich auch leben (*lacht*). Ich bin eben nicht die, die sagt, ich lebe nur von Brot und Wasser und mache nur noch Kunst. Dann könnte ich mir ja auch meine freien Arbeiten nicht mehr leisten. Meine Kunst ist ja auch teuer. Bei so aufwendig inszenierten Sachen braucht man ja ein Büro, die ganzen Accessoires müssen gekauft werden und ebenso das Equipment. Wenn du es analog machst, musst du auch noch die Filme bezahlen, einscannen und bearbeiten. Man muss eben immer etwas in die Fotografie investieren. Ich muss also mit meiner Zeit haushalten und irgendwann habe ich mir dann vor Augen geführt, dass es für mich drei Dinge gibt: Grafikdesign, Werbefotografie und Kunstfotografie. Und bei der Kunst darf mir niemand reinreden. Da ist mir die Meinung anderer total egal ... Natürlich ist das nicht ganz so, denn natürlich freue ich mich auch, wenn mich hundert Leute auf Facebook liken. Das ist dann für mich der Lohn. Das ist wie beim Musiker der Applaus oder die Zugabe-Rufe. Aber davon mache ich nicht abhängig, wie ich ein Bild mache. Ich denke nicht darüber nach, ob es



besser ist, das rote Kleid zu nehmen, nur weil vielleicht Rot immer besser zieht als Gelb. Und ob dieser Hund mehr zieht als jener, oder so ... Das ist für mich Kunst! Das habe ich irgendwann einmal ganz klar für mich erkannt! Wenn ich etwas genau so mache, wie ich es will, dann ist es Kunst! Oder ich gehe eben auf den Kunden ein: Wie möchte er dargestellt werden? Seriös, sympathisch oder eben beides zusammen? In welcher Ambiente passt er? Bei solchen Jobs gehe ich dann zu hundert Prozent auf den Kunden ein. Das ist dann keine Kunst für mich. Das ist dann Handwerk, aber auch Können und Menschenkenntnis.

Deine Hundefotografie ist ja reine Kunst für dich. Wenn dich jemand fragen würde, ob du seinen Hund so fotografieren könntest, würdest du das als Auftrag annehmen?

Das sind tatsächlich so „Zwitterarbeiten“. Tatsächlich habe ich aber die Entscheidung getroffen, dass ich nicht viel B2C (*Business to Consumer*) mache. Gerade vor Weihnachten rufen mich oft Leute an und fragen mich, ob ich nicht auch mal Porträts für sie machen könnte. Aber das ist dann natürlich nicht so wie unten an der Ecke, wo man für einen kleinen Betrag ein paar Porträts mit Abzug und Rahmen bekommen kann, das muss ich ihnen dann schon erklären. So etwas lohnt sich bei mir auch gar nicht. Da bin ich also immer sehr vorsichtig. Es sei denn, der Auftrag würde gut zu meinem Projekt passen. Wenn der Kunde beispielsweise einen Hund hätte, der super in mein Set passt, dann ist das okay. Ich habe dann

ein Bild für mich und der Kunde bekommt einen Abzug. Dann sind beide zufrieden. Aber da mache ich dann schon Unterschiede. Und dann gibt es auch Leute, entfernte Bekannte aus der Szene, der Sixties-Retro-Szene, die ich ja sowieso fotografiere, die möchten schon mal Bilder von sich haben. Erst letztes haben welche angefragt, ob sie ein Hochzeitsbild in meinem Set bekommen könnten. Das fand ich dann natürlich auch interessant. Ich hab dann gesagt, dass ich das gerne mache, wenn wir das Set so nehmen, wie es ist und ich es nicht extra umbauen muss, was immer sehr aufwendig ist. Dann mache ich sowas auch, aber das passiert nicht so oft. Dafür habe ich dann einfach auch nicht die Zeit.

Wenn man anderweitig Geld verdienen muss, ist die Zeit für die Kunst natürlich beschränkt.

Mal mehr, mal weniger ... Die Shootings, zum Beispiel mit den Hunden, dauern meistens nicht so lange. Anderthalb Stunden in diesem Fall. Heute waren ein paar Doggen hier, die wollen nach ein, zwei Stunden dann natürlich auch wieder raus in die Natur. Die waren echt total niedlich.

Zur Person

Patricia Eichert - Jahrgang 1971 - geboren in Mettmann - Diplom-Grafikerin und Fotografin - lebt und arbeitet in Wuppertal und Antwerpen

www.patricia-eichert.com

Hast du denn einen persönlichen Bezug zu Hunden?

Ich habe selber keinen Hund, aber eine Katze „Otis“. Als Kind hatte ich aber zwei. Ich mag sie einfach total, ich finde Hunde lustig. Aber ich habe keinen, weil ich dafür einfach keine Zeit habe. Ansonsten habe ich aber Tiere und besonders Hunde sehr gerne, schon von Kindesbeinen an. Und durch dieses Projekt ist das noch mehr geworden. Ich habe dadurch auch all die verschiedenen Rassen näher kennen gelernt und das ist hochinteressant, weil auch die einzelnen Rassen auf dem Set unterschiedlich reagieren. Die Pudeln zum Beispiel, die ich noch zu Anfang des Projekts fotografiert habe, waren ganz krass erzogen. Sie sind wirklich sitzen geblieben, ewig lange. Und da konnte ich wirklich die ganze Zeit durchfotografieren. Ein anderes Extrem waren zum Beispiel die Bloodhounds. Das sind ganz große Hunde, von denen es gar nicht mehr so viele gibt. Und da sagten mir die Besitzer von Anfang an, dass sie ganz anders sind, als andere Hunde, weil sie nämlich nicht richtig hören. Das sind sehr eigenständige Hunde, die man nicht klassisch erziehen kann. Und das habe ich dann auch gemerkt. Das war lustig mit denen. Bei hundert Fotos waren

alle drei gefühlt nur zehn mal zusammen drauf ... *(lacht)* Sobald das Herrchen wegging, liefen sie schon wieder aus dem Set raus. Das waren wirklich ganz süße Hund und sie waren so groß ..., aber sie blieben eben einfach nicht sitzen. Entweder hatte ich das Herrchen mit im Bild oder die Hunde waren schon wieder raus aus dem Bild.

Wie kamst du auf die Idee mit deiner Hundeserie?

Wie kam ich darauf? Ich kann es eigentlich gar nicht mehr so genau sagen. Ich wollte auf jeden Fall etwas mit Tieren machen, mit Hunden im Besonderen. Und vor langer Zeit, bestimmt schon vor zehn Jahren, habe ich schon einmal ein Hundebild gemacht, aber nur mit einem Hund. Das gefiel mir. Und die Serie mit den abgeschnittenen Menschen entstand ganz zufällig. Ich hatte hier eine Frau mit drei Foxterriern. Es war eigentlich Zufall, dass sie genau drei Foxterrier hatte. Die fotografierte ich dann in Zusammenhang mit meiner „Just wait here“-Serie. Und dann sagte sie auf einmal, dass sie mal einen meiner Mäntel anziehen wolle und stellte sich ins Bild. Eigentlich war sie gar nicht sixtiesmäßig zurecht gemacht, aber mit meinem Mantel und den drei Hunden passte es dann wieder. Und so habe ich sie einfach oben abgeschnitten. Das Bild fand ich einfach super. Und später kam ich dann auf das Thema, Oldschool-Hunde zu fotografieren. Das sind Hunde, an die ich mich als Kind erinnere, so aus den Siebzigern. Damals hatte jede Tante einen Foxterrier. Das waren so Tanten-Hunde. Genauso wie Schnauzer, das sind richtige Onkel-Hunde.

Stimmt, viele Hunderassen von damals sieht man heute gar nicht mehr. Auch Langhaardackel sind gerade nicht modern.

Genau. Ich bin schon unheimlich lange auf der Suche nach Langhaardackeln. Ich hatte fast einen, aber der Besitzer hat wenig Zeit. Da muss ich noch dran bleiben ... In Süddeutschland gibt es noch mehr davon. Aber hier hat der Rauhaardackel den Langhaardackel verdrängt.

Ist die Arbeit mit Hunden grundsätzlich schwierig?

Die Züchter, die hier mit den Hunden herkommen, kennen die Hunde ja gut. Und zehn Minuten später haben sie meist schon Vertrauen zu mir gefasst. Sie setzen sich dann vor mir auf den Boden oder wollen auf meinen Schoß. Die Dogge heute hat mir aus Versehen auf den Fuß getreten ... und die war 75 Kilo schwer. Das hat man dann schon gemerkt. Aber ganz süße Tierchen, richtige Riesenbabys. Das ist einfach ein Hund, der selber nicht weiß, dass er so riesig ist.

Bereitest du für die Hunde extra etwas vor? Leckerchen oder so?

Nein. Die haben meistens ihre eigenen Leckerlies dabei. Viele Züchter mögen es auch nicht, wenn man denen

etwas anderes gibt. Ich arbeite ja meist mit Züchtern, da ich immer drei Hunde brauche. Oft sind die auch nicht von einem Züchter, sondern oft auch von zweien. Die haben dann ihr spezielles Futter.

Welche anderen Kunst-Projekte hast du noch gemacht?

Zum Beispiel die „Just wait here“-Serie, die auch über Jahre gegangen ist. Da habe ich dann Leute porträtiert, die wirklich noch diesen Sixties-Style selber leben. Sie waren dann auch nicht groß verkleidet, sondern sehen auch heute noch so aus, wie in den sechziger Jahren. Das war ein tolles Projekt, für das ich viele Bilder gemacht habe.

Wieso gerade die Sixties?

Gute Frage. Das ist tatsächlich bei mir schon in der Pubertät verwurzelt, weil ich auch immer in Bands Bass gespielt habe und diese Musik schon immer geliebt habe. Und in dieser bestimmten Sixties-Mods-Szene haben sich dann auch immer die Leutchen zusammengefunden, die gerne Sixties-Musik gehört haben. Das ist einfach

so ein Szeneding. Bei mir ist es also nicht nur so, dass ich mich und mein Set verkleide, sondern ich bilde mich und mein Leben auch damit ab. Deswegen sage ich immer, dass es zwar unheimlich inszeniert ist, aber auch etwas Dokumentarisches hat, weil die Leute, die dann kommen, meistens auch tatsächlich so aussehen und so rumlaufen. Ich habe hier keinen Stylisten, der sie sixtiesmäßig anzieht. Das ist alles echt.

Deine Modelle sind also meist Bekannte aus der Szene?

Ja. Wenn man mal am Wochenende auf einem Konzert ist, dann sieht man sie da alle. Ich kenne natürlich nicht alle persönlich, aber um mehrere Ecke schon. Manchmal spreche ich auch Leute an, die ich nur vom Sehen kenne. Die Szene ist ja überschaubar. Irgendwann hast du sie dann alle gehabt ... *(lacht)*

Und was hast du danach vor?

Ich bin momentan so ein bisschen an einem Wendepunkt. Die Hundebilder will ich noch weiter machen. Die möchte



ich auch noch in einem Kalender verewigen. Das ist immer ein ganz schönes Ziel. Mit den Kalendern habe ich 2015 angefangen, da war meine „Just wait here“-Serie drin. 2016 waren mehr so Sechziger Jahre Still-Lifes drin. Und 2017 oder 2018 sollen die Hunde dann als Kalender erscheinen. Ich habe gemerkt, dass das für mich als Ziel toll ist, diese dreizehn Bilder zusammenzutragen. Und dann reicht für mich so ein Projekt auch. Dreizehn Bilder sind für mich auch sehr viel. Und jetzt bin ich eben an so einem Wendepunkt, dass ich nicht weiß, ob ich nach den Hunden immer noch weiter meine Sets im Studio baue oder vielleicht wieder Locations draußen suche. Das weiß ich noch nicht so genau.

Eine Sache läuft da gerade auch noch parallel, die heißt „I love/am Elvis“. Ich habe da tatsächlich angefangen, Elvis-Impersonators, also Elvis-Darsteller, zu fotografieren. Davon habe ich schon drei oder vier. Die habe ich jetzt aber nicht in diesem Sixties-Studio fotografiert, weil ich das nicht ganz rund fand in dieser Atmosphäre. Die habe ich jetzt erst einmal nur vor blauem Hintergrund fotografiert, weil Elvis in seinen Filmen aus den Fünfzigern sehr oft diesen hellblauen Himmel hinter sich hatte. Aber ich werde mal sehen, ob ich in der Retusche noch ein realistisches Element in den Hintergrund setze. Da bin



Aus der Serie „Just wait here“ (Bild rechts und links)

ich aber noch in der Entwicklungsphase. Ich fotografiere jetzt erst einmal die Jungs und schaue mal, was ich damit mache.

Gibt es viele Elvis-Imitatoren?

Eigentlich ja. Ich maile einige über das Internet an, aber manchmal ist das nicht so ganz einfach. Das ist auch eine eigene Szene für sich und sie sind manchmal etwas eigen. Darum will ich meine Suche jetzt auch mal europaweit ausbreiten. Es gibt zwar noch zwei deutsche Darsteller, die würde ich gerne porträtieren, aber sie hatten bisher keine Zeit. Und das ist dann auch ermüdend, wenn man immer wieder nachfragen muss und keine positive Resonanz bekommt.

Nimmst du mit deinen Bildern auch viel an Ausstellungen teil?

Ja, schon. Letztes Jahr waren es zwei oder drei Ausstellungen – in einem kleineren Rahmen. Ich habe auch längere Zeit in der Galerie Artodomo in Antwerpen gehangen. Das ging über ein Jahr, war eine interessante Gruppenausstellung mit anderen internationalen Künstlern. Und bei Wettbewerben, wenn ich denn mal dazu komme, bin ich auch oft in die engere Auswahl gekommen und in diesem Zuge macht man dann auch bei solchen Ausstellungen mit, zum Beispiel in San Francisco, Belfast, in Italien, in London ... Das ist immer unterschiedlich. Je mehr ich mich drum kümmere, je mehr kommt dann natürlich auch.

Sind diese Wettbewerbe und Ausstellungen dann immer themenbezogen oder kannst du deine eigenen Motive einreichen?

Beides. Wenn es um Naturbilder geht oder um dokumentarische Pressefotos, dann weiß ich schon, dass meine Bilder thematisch natürlich nicht passen. Darauf sollte man schon achten, dass man dort auch in der richtigen Kategorie

einreicht. Aber oft gibt es da ganz offene Ausschreibungen, zum Beispiel zum Thema People oder Animals. Da kann ich dann immer gut etwas hinschicken. Aber letztes Jahr hatte ich wieder sehr viel Arbeit und dann steht das immer ganz hinten an. Ich bin ja froh, dass ich die Zeit habe, die Fotos überhaupt zu machen. Sie jetzt auch noch zu vermarkten, mehr als über Facebook und Instagram, dafür fehlt dann die Zeit. Man braucht ja auch ab und zu etwas Freizeit.

Du hast dieses Jahr auch bei der WOGA teilgenommen. Hast du das schon öfters gemacht?

Nein, das war das erste Mal. Ich hatte das zwar immer mal geplant, doch irgendwie kam es vorher noch nicht dazu. Aber dieses Jahr war ich dabei und es hat total Spaß gemacht. Es war echt super, das hätte ich vorher nicht gedacht. Ich habe das auch nicht hier gemacht, sondern in der Schreinerstraße in einem Ladenlokal. Das war eine tolle Location. Ich war ganz begeistert. Es waren auch sehr viele Leute da, bestimmt 200 bis 250 Besucher. Das liegt ja auch gleich an der Marienstraße, das ist natürlich eine Top-Location. Auch in diesem Jahr werde ich wieder an der WOGA teilnehmen. Dieses mal öffne ich meine eigenen Türen in der Wiesenstraße 118. Mal sehen ob auch hier viele Menschen hinfinden werden.

Hast du noch ein besonderes Ziel für die Zukunft, ein Projekt, das du verwirklichen möchtest?

Ich denke, dass es mich irgendwann wieder mal nach draußen ziehen wird ... Es wird vermutlich wieder in Richtung 50er und 60er Jahre gehen, aber dann eher in den Bereich Architektur. Zwar wieder Inszenierungen, aber keine selbstgebauten Wohnzimmer mehr, sondern Locations draußen. Aber ich bin momentan noch so in Gedanken bei den Hunden ... Ich denke gerade darüber nach, dass ich noch Dackel brauche ... und Dalmatiner. Es ist einfach so wenig Zeit. Es wird schon ein großer Sprung sein, wenn ich das Set hier nicht mehr aufbauen will, aber vielleicht baue ich es ja auch noch zwanzig Jahre lang auf ... ich weiß es einfach noch nicht. Ich möchte ja auch meinem Stil treu bleiben und das hier ist momentan genau mein Ding. Andererseits wäre etwas ganz anderes auch mal nicht schlecht.

Arbeitest du eher strukturiert oder chaotisch?

Es ist schwierig, das so zu sagen. Ich bin schon eine Mischung aus beidem. Von Geburt an bin ich eigentlich gar nicht strukturiert, doch meine Arbeit zwingt mich dazu, so strukturiert zu sein, dass es eben klappt. Natürlich muss ich Termine und Abgaben einhalten. Solche Strukturen muss man schon haben, aber sie werden einem auch von außen aufgedrängt. Ich bin da sehr flexibel und schwimme so durch den ganzen „Irrsinn“ ... (lacht)

Arbeitest du regelmäßig oder hast du zwischendurch auch mal ein paar Wochen frei?

Nein, eigentlich nicht. Es gibt kaum eine Woche, in der ich nicht irgendetwas fertigstellen muss. Ich hätte auch gerne mal ein paar Wochen, in denen ich mich mal um ganz andere Sachen kümmern kann, so wie die Überarbeitung meiner Homepage. Es wäre toll, mal in Ruhe etwas machen zu können, aber so ist das leider nie. Immer muss irgendetwas fertig werden. Ich arbeite meist von neun oder halb zehn bis sieben, acht Uhr abends. Manchmal mache ich schon mal längere Pausen, aber ich gehe selten schon mal um vier. Dann habe ich schnell ein schlechtes Gewissen.

Bist du ein Frühaufsteher?

Das jetzt nicht gerade. Ich bin ein richtiger Tagmensch. Es darf weder zu früh noch zu spät für mich sein. Ich könnte auch nicht nächtelang durcharbeiten, dafür bin ich nicht der Typ. Bis zehn kann ich arbeiten, aber um zwölf muss ich dann auch schlafen. Aber es kommt auch schon mal vor, dass man sich für ein Shooting morgens um vier treffen muss. Wenn man zum Beispiel morgens die blaue Stunde einfangen will, dann muss man auch früh anfangen. Das geht dann also auch! Aber es ist eben nicht meine Lieblingszeit.

Was ist dein Erfolgsrezept?

Erfolg haben heißt für mich, dass meine Kunden zufrieden sind und ich selbst auch. Ich sehe mich da auch in erster Linie als visueller Dienstleister und weniger als Künstler. Wichtig ist auch, dass man liebt, was man macht. Und es ist mir auch sehr wichtig, dass ich zu allen so bin, wie ich eben bin und mich nicht verstelle. Ich bin einfach die Type, die ich eben bin.

Würden dich auch andere kreative Ausdrucksmöglichkeiten interessieren?

Die Fotografie und die Grafik sind so große Bereiche, dass sie mich vollkommen auslasten. Es würde mich verrückt machen, wenn ich jetzt auch noch illustrieren oder malen würde. Nein, dafür bin ich viel zu perfektionistisch. Diese zwei Bereiche sind so riesengroß, dass es eine Lebensaufgabe ist, darin wirklich gut zu sein.

Könntest du dir einen anderen Beruf vorstellen?

Design und Fotografie zu kombinieren ist schon so ziemlich mein Traumberuf. Hätte ich etwas anderes wählen müssen, dann vielleicht etwas mit Tieren. Verhaltensforschung wäre sicher etwas sehr Spannendes gewesen. #



„Man sollte das nicht trennen, Arbeiten und Leben.“

Bernd Bähler holt die Farben nach Wuppertal

Seit fast zwanzig Jahren arbeitet der Künstler Bernd Bähler schon auf dem Wuppertaler Ölberg. Sein Atelier ist ein Ort der Inspiration und offen für Interessierte und Neugierige. Hier zeugen Arbeiten, Musikinstrumente und Requisiten von vielen Asienreisen, die ihn zu seinen Werken inspirierten. Vor allem seine Zeit in Ubud (Bali) hat ihn sehr geprägt, von dort brachte er auch die leuchtenden Farben mit nach Wuppertal und seit 2004 malt er vermehrt Wuppertalansichten.

Seine Arbeiten sind farbenfroh und sinnlich und er besitzt ein Gespür für Komposition und Bildaufbau, eine meditative Stimmung und den besonderen Moment. Bähler möchte sich jedoch nicht auf einen bestimmten Stil festlegen lassen, er malt sowohl gegenständlich als auch abstrakt und beschäftigt sich auch mit Zeichnungen und Fotografie. Sein künstlerischer Weg läuft dabei immer parallel zu seiner spirituellen Entwicklung. Die Kunst ist für ihn sowohl Selbstfindung als auch Meditation. Das innere Loslassen hat er in Bali gelernt, wo Kunst zum alltäglichen Leben gehört. Diese Hingabe und Energie versucht er auch in Wuppertal zu leben, im Kontrast zur sonst üblichen Kopflastigkeit des Westens.



Zu deinem Werdegang: Wie bist du zu dem geworden, was du heute bist?

Bernd Böhner: Ich habe mit sechzehn eine Lehre als Chemielaborant angefangen, bei Bayer in Wuppertal. Danach war ich noch fünf Jahre bei Bayer, bis ich 24 Jahre alt war. Dann wollte ich da weg. Es war dann genug Bayer ..., aber für die Kunst war es auch noch zu weit. Ich habe dann Lebensmittelchemie studiert, sogar bis zum Ende, bis zum zweiten Staatsexamen. Und dann hab ich gedacht, jetzt musst du mal was anderes machen! Ich habe schon immer gezeichnet und als Kind auch Comics. Und mit 31 habe ich mich dann entschieden, auf eine Kunstschule zu gehen. Ich wollte Maler werden. Das ist jetzt 23 Jahre her und das hat ja auch geklappt (*lacht*).

Das ist in dem Alter mutig.

Ja, aber das Alter ist eigentlich egal. Das Alter spielt keine Rolle.

Warum hat es so lange gedauert, bis du zur Kunst gefunden hast?

Es war einfach vorher nicht der richtige Zeitpunkt. Aber dann waren die Zeichen so eindeutig, dass ich das machen musste ... Zuerst war ich auf einer

anthroposophischen Kunstschule, aber das war mir bald schon zu anthroposophisch ... Ich habe dann gewechselt und bin nach Trier auf die Europäische Kunstakademie gegangen. Zu der Zeit habe ich auch schon Ausstellungen gemacht. Und einige kleine Nebenjobs hatte ich damals auch: Grabpflege, Fahrgastbefragung, DJ ... Das ist alles ein paar Jahre her. Und seit einigen Jahren kann ich von meiner Kunst leben. Ich gebe auch Kurse, zum Beispiel im Von-der-Heydt-Museum hier in Wuppertal. Dann gebe ich noch einen Malkurs in der Diakonie. Und hier in meinem Atelier auch ab und zu mal. Jetzt kam gerade eine Anfrage von der Wuppertal-Touristik. Da kommen zehn Frauen aus Bonn, die wollen eine Drei-Tage-Tour durch Wuppertal machen und wollen auch mal zwei Stunden kreativ sein. Und die kommen dann für zwei Stunden hierhin.

Ansonsten reise ich viel, meistens nach Bali. Das war früher immer mehr meine Heimat als Wuppertal.

Ist Wuppertal deine Geburtsstadt?

Ja. Aber ich war auch immer einige Monate in Bali. Auch jetzt gerade wieder zwei Monate. Für mich war es dort einfach stimmiger. Das ganze menschliche Sein war eher so mein Ding. Wie man dort mit Kindern umgeht, mit Neugeborenen, mit Toten, das hat mir gefallen. Und die Bedeutung von Kunst: Sie ist dort ganz wichtig und es ist normal, dass man Kunst macht. Und das hat mir dort immer besser gefallen als hier. Es gibt weniger Ego als hier ... Mittlerweile bin ich aber auch gut in Wuppertal angekommen.

Wie beeinflusst das Leben auf Bali deine Bilder? Würdest du anders malen, wenn du nur in Wuppertal leben würdest?

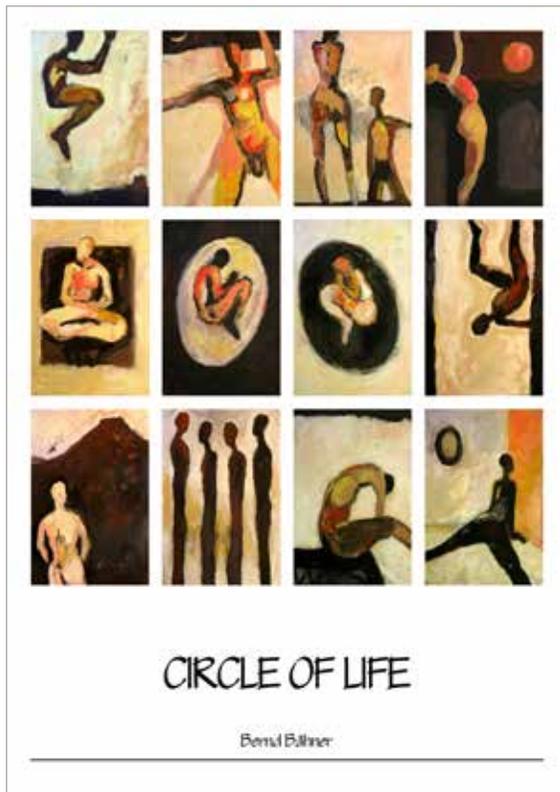
Ja, wahrscheinlich schon. Viele meiner Bilder sind auf Bali entstanden. Da gibt es natürlich auch weniger Ablenkung als hier, da kann ich mich gut konzentrieren.

In Wuppertal gibt es aktuell auch den Ölberger Kunstmarkt, den du organisierst.

Ich organisiere ihn mit. Wir sind zu viert. Der André Kern macht die Pressearbeit und das Plakat und ich mache das mit den Teilnehmern. Dann gibt es noch jemanden, der das Rahmenprogramm organisiert und die Astrid kümmert sich um Facebook.

Die WOGA hast du damals auch mit initiiert?

Ja, aber das waren damals sechs Leute, soviel habe ich da gar nicht gemacht. Es war eher so die Initialzündung. Und dann gab es Meinungsverschiedenheiten und Steffen Schneider hat alleine weiter gemacht. Aber das ist auch gut so. Er macht das ja gut und das wird auch immer besser. Die WOGA ist mittlerweile eine ganz selbstverständliche Einrichtung für Wuppertal geworden.



Poster zur Serie „Circle of Life“, 1996

Wuppertal hat ja auch viele Künstler. Bei der letzten WOGA haben über 200 Künstler mit gemacht, aber eben auch viele Laien.

Die ganz Großen, wie Tony Cragg, machen dort leider nicht mit. Oder Ulle Hees (*Bildhauerin*, *1914 / †2012), sie hat auch nie mitgemacht.

Aber du nimmst immer noch an der WOGA teil?

Ja, das mache ich immer. Da kommen 200 Leute an einem Wochenende. Ich bin eben auch in einem Viertel, hier auf dem Ölberg, wo viele Künstler sind. Und da gehen die Leute halt hin.

Verkaufen tut man da wahrscheinlich weniger, oder?

Das kann man so nicht sagen. Ich habe letztes Jahr zum Beispiel ein ganz großes Bild verkauft.

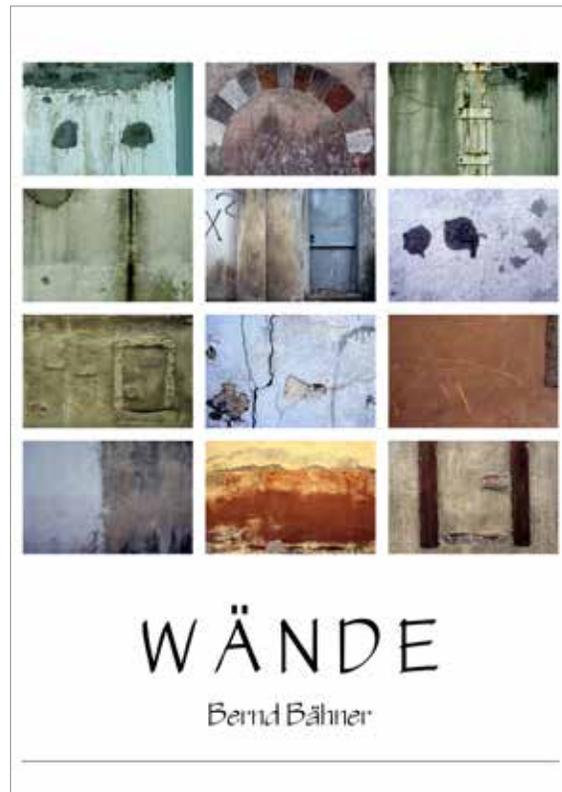
Deine Technik ist zur Zeit die Aquarellmalerei?

Das ist eine Mischtechnik aus Tusche und Aquarell. Ich arbeite da mit einem speziellen Tinten-Stift.

Und was für einen Stempel verwendest du da?

Der ist aus Shanghai. Das ist der Klang meines Namens, auf chinesisches.

Ich verwende auch eine Art Kalligraphiestift. Damit macht es total Spaß zu zeichnen. Diese Kombination aus Kalligraphiestift und Aquarellfarben, das mache ich erst seit etwa einem Jahr. Es hat angefangen mit Wuppertaler Landschaften und dann kamen die Porträts von Bali hier oben. (*Er zeigt über sich an die Wand.*)



Poster zur Fotoserie „Wände“, 1998

Welches Thema haben deine Bilder? Was ist dir wichtig beim Malen?

Es ist eher eine innere Haltung, so eine Art Flow ... und dann denke ich mir, ich muss jetzt ein großes Bild malen. Die einzige Idee, die ich hier hatte, war, dass es einen Horizont geben soll und es blau sein soll. (*Er zeigt auf ein blaues Acrylbild.*) Der Rest entsteht dann aus dem Moment, aus der Intuition heraus. Kunst sollte aus einer meditativen Haltung kommen ... Sonst könnte man auch Wissenschaftler werden, wenn man etwas mit dem Kopf machen will. Das ist auch so ein Problem des Westens, diese Kopflastigkeit. Hier gibt es zum Beispiel vier Elemente, aber in Indien gibt es fünf Elemente: Erde, Wasser, Feuer, Luft und dann gibt es noch den Äther. Es gibt so einen indischen Text: Was sind wir eigentlich? Wir sind nicht Erde, wir sind nicht Wasser, wir sind nicht Feuer, wir sind nicht Luft, wir sind nicht Äther. Das für einige Jahre eine Form angenommen hat. Und wenn der Körper stirbt, geht das Bewusstsein wieder im großen Ganzen auf ...

Oder man wird wiedergeboren ...

Oder man wird wiedergeboren. Aber man muss schon sehr bewusst sein, um sich entscheiden zu können. In Bali ist so etwas alles selbstverständlich. Da kann man mit jedem über Meditation sprechen. Mittlerweile hat sich das ja hier auch ein bisschen verändert. Vor zwanzig Jahren war man mit solchen Themen der absolute Exot. Jetzt machen die Leute auch hier Yoga und meditieren, da hat sich schon vieles geändert.

Ist das Malen für dich eine Art von Meditation?

Ja, klar. Aber eher eine Aktivmeditation. Ich bin nicht so der ruhige Maler, da ist auch Aufregung oder sogar Besessenheit dabei. Dadurch kommt auch dieser lebendige Strich. Da ist Spannung dabei.

Wie arbeitest du? Bist du eher strukturiert oder kommt alles aus dem Bauch heraus?

Ich bin nicht so sehr strukturiert. Aber dadurch, dass ich so viel mache, passt am Ende dann doch irgendwie alles wieder zusammen. Bei der letzten Reise habe ich beispielsweise einen Block mitgenommen und hatte den Vorsatz nur mit Aquarell und diesem Tuschestift zu arbeiten, aber dann habe ich auch wieder mit Acrylfarben gemalt, ganz flächig.

Malst du inzwischen nur noch Tusche- und Aquarellbilder und in kleineren Formaten oder auch noch Acrylbilder und Großformatiges?

Das ist unterschiedlich. Ich möchte eigentlich mehr mit Öl machen. Ich habe früher noch ganz andere Sachen gemacht. Mehr in Erdfarben. Zum Beispiel bei meiner Serie „Circle of life“. Und eine Zeit lang habe ich auch ganz düster und farblos gemalt, sogar ziemlich lange. Irgendwann hab ich aber innegehalten und mich gefragt: Was machst du da eigentlich? Du malst so düster ... Schau dich doch mal um, es ist so schön hier. Und dann habe ich von einem auf

den anderen Tag anders gemalt, mit mehr bunten Farben. Ich habe auch einige Wuppertal-Serien. Aber eben sehr farbenfroh. Die Farben habe ich in gewisser Weise aus Bali mitgebracht und habe dann in Wuppertal mit diesen bunten Farben weitergemacht. Das ist schon ein großer Kontrast mit den bunten Farben und dann das Motiv Wuppertal.

Ich mache auch viele Fotos, das sieht man jetzt hier im Atelier gar nicht ... Meine letzte Ausstellung, die ich in der Unikneipe hatte, die bestand nur aus Fotos. (*Er zieht ein paar Bilder aus dem Regal.*) Das sind Wände in Kambodscha, in einer verlassenen Stadt. Diese Motive habe ich teilweise ziemlich groß ausgedruckt, in 1,20 x 1,60 Meter. Sie sind von 2014. Oder hier das Foto. Das waren Pilger in einem Ashram, die haben mich gefragt, ob ich ein Foto von ihnen machen kann. Und dann habe ich schnell drei Aufnahmen gemacht und erst hinterher fiel mir auf, dass die eine Person von der Sonne so angestrahlt wurde. Ich nenne es „The One“.

Wie teuer ist so ein Foto?

120 Euro. Von diesem Motiv habe ich auch Postkarten. Ich drucke meine Kunstpostkarten selber. Das ist alles Handarbeit und auch ein teures Verfahren, das ich da verwende. Es sieht daher auch aus wie ein Original. Es nennt sich Fine Art Print.



„The One“, Foto



Machst du deine Pressearbeit selbst?

Wenn ich eine Ausstellung habe, dann mache ich das selbst, ja. Oder eben auch der jeweilige Veranstalter. Ich arbeite auch mit dem Glücksbuchladen zusammen und verkaufe dort meine Kunstpostkarten, da habe ich auch die Pressearbeit gemacht.

Ich habe übrigens auch angefangen, so kleine Videos zu machen ... Soll ich eins zeigen?

Ja klar!

(Bernd Böhner zeigt uns ein kunstvolles, meditatives Video einer Gottesanbeterin, untermalt von einer Klanginstallation, die uns augenblicklich entspannt.)

Das sind so erste Versuche ... damit verbringe ich eigentlich viel zu viel Zeit ... mit dem Schneiden des Videos und der Musikuntermalung. Es ist ein Wahnsinnsaufwand. Da dreht man mehrere Stunden und es bleiben nur 15 Minuten übrig. So etwas ist nicht mal eben gemacht. Ich habe auch welche, da habe ich sogar die Musik selber gemacht. Aber so etwas lässt sich natürlich schlecht vermarkten ...

Hast du Vorbilder?

Vorbilder nicht direkt, aber es gibt einige Künstler, die ich gut finde, zum Beispiel Antoni Tàpies (*Spanischer Maler und Bildhauer, *1932/†2012*) oder Emil Nolde, Mark Rothko oder auch Emil Schumacher (*Deutscher Maler, *1912/†1999*). Er hat ein eigenes Museum in Hagen. Abstrakter Expressionismus. Gustav Klimt finde ich auch gut. Seine Landschaftsbilder sieht man zwar nicht so oft, aber die finde ich klasse. Aber es gibt auch in Bali einige Künstler, die ich gut finde. Ich mag auch ganz unterschiedliche Stile. Hauptsache, es hat Tiefe und Qualität. Joseph Beuys finde ich auch gut. Der hat ja immer gesagt: Kunst kommt von „künden“ ...

Du lebst jetzt schon seit fast 20 Jahren von der Kunst.

Was ist dein Erfolgsrezept?

(lacht) Man muss vielleicht einfach loslassen ... Letzte Woche saß ich so hier und nichts passierte, also auch keine Einnahmen. Und am Ende der Woche kam plötzlich eine Frau herein, die dann ein Bild gekauft hat. Aber man kann sich ja auch nicht einfach nur treiben lassen. Man muss schon was machen und dranbleiben. Im großen Kunstmarkt mitzuspielen, versuche ich gar nicht erst. Ich nehme in meinem Stil auch Aufträge an und das macht mir auch Spaß.

Es ist ja eine merkwürdige Welt. Bilder sind irgendwie immer teuer. Manchmal denke ich, man müsste etwas an dem Konzept ändern, es günstiger machen.

Wie gestalten sich denn die Preise bei dir?

Ich mach das so ein bisschen nach Gefühl.

Bist du glücklich, mit dem was du erreichst hast? Würdest du heute Dinge anders machen?

Nein, denn es ist richtig, wie es ist. Es ist auch auf jeden Fall spannender als vorher. Ich habe keinen Chef und den möchte ich auch gar nicht haben. Es hat natürlich auch schon Vorteile, so ein Leben als Angestellter, denn manchmal hangelt man sich ganz schön durch, als Selbstständiger ... Aber es ist gut so. Man sollte das nicht trennen, Arbeiten und Leben.

Du hast das Glück, von der Kunst zu leben.

Ich brauche nicht so viel Geld ... Ich habe ne kleine Wohnung da oben, das reicht.

Wenn man glücklich ist, mit dem, was man macht, werden andere Dinge vermutlich unwichtiger.

Ich habe als Fahrzeug ein Elektrofahrrad und Regenkleidung. Ich stehe nicht im Stau und finde überall einen Parkplatz. Ich fahre mal eben in die Stadt zum Einkaufen. Das ist super. Und das hält auch noch fit.



links: Das kleine Atelier auf der Marienstraße lädt zum Stöbern ein

rechts: Bernd Böhner interessiert sich auch für meditative Musik

Zur Person

Bernd Böhner - Jahrgang 1962 - geboren in Wuppertal - Freier Maler - Malerestudium an der Europäischen Kunstakademie in Trier - seit 2007 Dozent am Von-der-Heydt-Museum - Mitorganisator des Ölberger Kunstmarkts - lebt und arbeitet in Wuppertal

www.berndbaehner.de

Hast du noch Ziele? Oder lässt du das Leben einfach auf dich zukommen?

Ich glaube nicht, dass ich Ziele habe (*lacht*). Das Ziel ist es vielleicht, bewusst im „Hier und Jetzt“ zu leben.

Vielleicht möchtest du noch einmal ganz woanders hinreisen?

Bislang war da noch kein deutliches Signal, einen neuen Ort zu erkunden. Bis jetzt zog es mich immer wieder nach Asien. Ich war in Indien und Kambodscha und letztes Jahr

noch in Bali. Leider hat sich Bali etwas verändert. Es ist zu voll geworden. Zu viel Verkehr, zu viele Baustellen, zu viele Leute ... es ist der Wahnsinn. Vor einigen Jahren habe ich einmal eine Malreise dorthin angeboten und war mit sieben Teilnehmern da. Da konnte man noch spontan einfach Wohnungen oder Häuser anmieten. Das geht heute nicht mehr. Das läuft heute nur noch über das Internet.

Dann gab's das Buch und den Film „Eat-pray-love“ und seitdem ist es dort total überfüllt. Dieser Ort dort war vorher so schön ruhig. Jetzt muss man schon ein wenig ausweichen. Ich fahre ja seit fast 25 Jahren regelmäßig nach Bali. Fast jeden Winter.

Wie sieht es in der Wuppertaler Kunstszene aus? Hast du Kontakt mit anderen Künstlern?

Ja, schon.

Ist die Kunstszene in Wuppertal grundsätzlich angenehm? Sollte es mehr Fördermöglichkeiten geben?

Das ist ja gerade im Gespräch ... Es sollen mehr Ausstellungen für Künstler ermöglicht werden, zum Beispiel in der Kunsthalle in Barmen. Das wäre schon schön.

Ausstellungsflächen oder Galerien sind ja in Wuppertal eher spärlich gesät.

Ja, das stimmt. So viele gibt es da gar nicht ... Epikur ist ja auch weg. Ansonsten ist es so, dass ich mich mit den meisten Künstlern gut verstehe, aber es ist jetzt nicht so, dass man sich gegenseitig immer besucht oder großartig austauscht. Die Künstler machen jetzt nicht unbedingt alle immer was zusammen.

Aber vom Standort ist der Ölberg gut für dich?

Es ist aktuell einiges in Bewegung in diesem Viertel. Hier ist jetzt auch ein tolles kleines Café, „La petite confiserie“, direkt nebenan. Dann gibt es die Taschenmanufaktur oder den Laden „Liebesgruß“ und einige neue Geschäfte. Und dann gibt es noch die Backstubengalerie und weitere Künstler ...

Du brauchst also schon den Austausch mit Menschen und nicht den Elfenbeinturm?

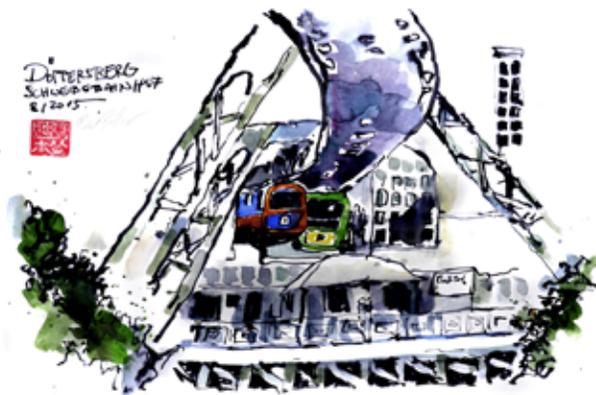
Nein, nicht den Elfenbeinturm. Aber ich bin schon froh, dass ich hier zwischen Ladenlokal und Atelier eine Zwischentür und den Garten hinten habe und die Tür auch mal zumachen kann. Denn es kommen mittlerweile schon viele Leute ... nicht nur Kunden, sondern auch Besucher.

Und was wollen die Besucher?

Seelsorge. (*lacht*)

Wie startest du deinen Tag?

Jeder Tag ist anders. Manchmal muss ich eher Organisatorisches machen und manchmal hat man konzentrierte Malphasen. Zu viel Struktur ist nicht gut und zu wenig wahrscheinlich auch nicht ... #



Wuppertaler Ansichten, Tusche und Aquarellmalfarbe



„Lotus“, Acryl auf Leinwand



„Bambus“, Acryl auf Leinwand

„Ich will immer noch ein Bild machen. Egal, ob es die Welt interessiert oder nicht ...“

Andreas M. Wiese erschafft magische Welten

Die Bilder des Wuppertaler Malers Andreas M. Wiese lösen Kopfkino beim Betrachter aus. Seine Motive wirken auf den ersten Blick vertraut und belanglos, doch beim zweiten Hinsehen erkennen wir überraschende Details oder ungewöhnliche Farben, nichts, was wir erwarten würden. Das vertraute Alltägliche wird so zu etwas Rätselhaftem.

Der gebürtige Wuppertaler und Meisterschüler von Prof. Konrad Klapheck arbeitet seit 1993 als freier Künstler. Seine Malerei ist rein gegenständlich. Seine Gemälde zeigen Menschen, Orte und Objekte. Obwohl seine Malweise extrem realistisch ist, sind seine Bilder doch konstruiert und inszeniert. Eine unwirkliche Realität entsteht, die voll Poesie und Dramatik und nie langweilig ist. Man sieht sich nicht satt an seinen Bildern. Klar strukturierte Flächen stehen im Kontrast zum unergründlichen Thema. Wiese spielt mit Farbkontrasten und Größenverhältnissen und variiert Licht und Schatten in seinen Gemälden gekonnt. Nichts wird erklärt, alles nur angedeutet. In seinen Bildern kommt die Zeit zum Stillstand und der Betrachter muss sich seine eigene Geschichte dazu erfinden. Das Bild selbst schweigt.

Fangen wir doch mal ganz spießig an: Kannst du deinen Lebenslauf kurz zusammenfassen?

Andreas Wiese: Geboren. Studiert. Künstlerisch tätig. Das ist es schon.

Das ist es schon?

Im Prinzip ...

Du bist also ganz zielgerichtet zur Akademie gegangen, hast dort Kunst studiert und bist seitdem Künstler?

Das klingt jetzt so „straight“, aber als heranwachsender Mensch habe ich mich nicht ernsthaft als Berufskünstler gesehen. Ich habe zwar von klein auf gern gemalt, aber da war auch viel Naivität, Sturheit und Glück, dass es dazu kam.

Du hast an der Düsseldorfer Kunstakademie studiert?

Ja. Aber ich wusste damals gar nicht, was das ist, eine Kunstakademie. Ich hab gedacht, gib mal deine Bilder da ab und schau, was passiert ... Eigentlich wollte ich mal Bibliothekar werden, weil ich Bücher liebe, ein super Grund, um Bibliothekar zu werden, nicht wahr? Aber für die Hochschule für Bibliothekare in Köln reichte mein Notendurchschnitt nicht. Ich glaube ungefähr zeitgleich habe mich an der Kunstakademie





Andreas M. Wiese in seinem
Wuppertaler Atelier



„Rönfeldt“, Öl auf Leinwand

Düsseldorf beworben und bekam einen positiven Bescheid. Da habe ich während des Studiums irgendwann den „point of no return“ überschritten. Das war ein Selbstfindungstrip, gerade am Anfang fühlte ich mich wie durch den Wolf gedreht. Dann war diese Zeit auf einmal um und ich fiel aus der akademischen Käseglocke in die Wirklichkeit. Zum Glück gab es auch Leute, die Ausstellungen mit mir machen wollten und die meine Sachen gekauft haben. Und da kam ich nicht mehr raus aus dem Film ... Was hätte ich da sonst noch machen sollen? Ich kann ja sonst nix ... (lacht)

Das hört sich aber ein wenig ernüchternd an. Man ist doch begnadet, wenn man das machen darf, was man gut kann, oder nicht?

Ja, das ist schön, wenn man sein Ding machen kann, sehr schön. Aber nach ein paar Tagen im Geschäft stellt sich auch Ernüchterung ein, das wirkliche Leben prüft die Einstellung zum Kunstmachen. Es gibt Leute, die finden das toll, was du machst. Es gibt welche, denen es nicht gefällt, und es gibt viele, denen ist es völlig egal, also du merkst, dass die Welt nicht auf dich gewartet hat und dass du die finden musst, die deine Arbeit mögen, lieben und außerdem haben wollen, denn nur von Begeisterung kannst du nicht leben.

Kannst du denn von der Malerei leben oder bist du auf Nebenjobs angewiesen?

Mal läuft es ohne, mal mach ich was nebenher. Bis 2012 habe ich zum Beispiel drei Jahre lang nebenher ein

paar Tage im Monat beim Heinz-Magazin gearbeitet. Die brauchten immer ein paar Leute zusätzlich, die die Terminseiten für sie eintippten. 2012 war ein Superjahr, da habe ich auf einmal sehr viel verdient – für meine Verhältnisse – und beim Heinz aufgehört. 2013 war auch sehr gut, da hat die Sparkasse eine Filiale mit Wiese ausgestattet. Danach wurde es langsam wieder eng, da braucht man den vielzitierten langen Atem. Ich hatte

links:
„Braves Mädchen“

rechts:
„Durchzug“



schon überlegt, mir wieder was zu suchen, aber dieses Jahr sieht wieder besser aus. Seit zehn Jahren gebe ich aber auch Malkurse im Museum, hundertprozentig konnte ich also nicht immer von der Kunst leben, dafür ist das ein zu extremes Auf und Ab. Das war in den goldenen 90er Jahren anders.

Aber das ist ja in allen freien Berufen so, dass es nicht immer nur bergauf geht ...

Ja. Genau. Und ob ich viel oder wenig verdiene, hängt ja nicht davon ab, ob ich gut oder schlecht male, das ist auch so eine ernüchternde Erkenntnis.

Hast du einen Galeristen?

Ja, ich habe einen Galeristen in der Eifel, der macht das schon seit 20 Jahren mit viel Idealismus, mit demselben Auf und Ab.

Wäre Düsseldorf ein besserer Standort? Warum bist du in Wuppertal geblieben?

Ich bin Wuppertaler. Ich lebe gern hier, wahrscheinlich so ne Art Heimatsyndrom. Ich weiß auch nicht, warum man beispielsweise nach Düsseldorf ziehen sollte, da ist alles drei bis vier mal so teuer. Man hätte da vielleicht mehr Anschluss an eine größere Szene ... Ich hatte mal eine kleine Galerie in Düsseldorf in der Altstadt, die mich im Laufe der Jahre sehr oft ausgestellt und viele Bilder verkauft hat, da habe ich ein bisschen mitbekommen, wie es so läuft in der großen Stadt, da gibt es eben auch mehr Konkurrenz.

Könntest du selbst etwas mehr für die eigene Vermarktung tun? Künstler tun sich da oft schwer ...

Das stimmt schon. Da tue ich mich auch schwer. Ich versuche bei sich bietenden Gelegenheiten, den Fuß in eine Tür zu kriegen. Das geschieht meist über Kollegen mit

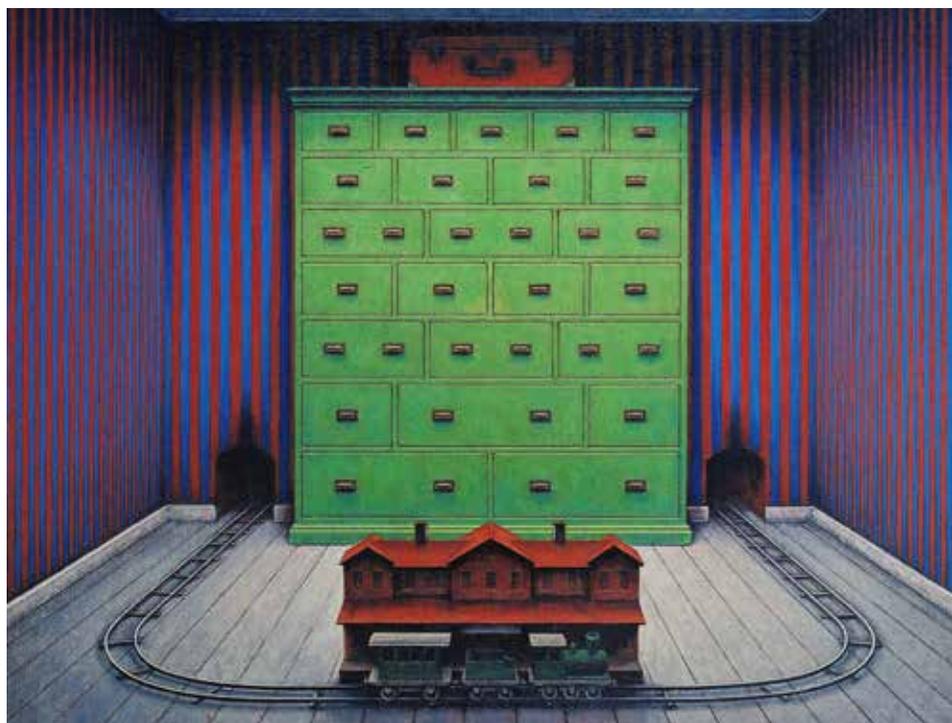
Verbindungen, die mich empfehlen können und jemandem was von mir zeigen. Du kannst eigentlich nicht direkt in eine Galerie gehen und sagen: „Gucken sie mal ...“, wenn das so laufen würde, wäre das wie ein Sechser im Lotto, also in einer richtig guten Galerie.

Was ist denn eine richtig gute Galerie?

Eine etablierte, gutgehende Galerie hat etwa 20 Künstler oder mehr am Start, macht vielleicht sechs bis acht Einzelausstellungen pro Jahr, geht auf Kunstmessen. Warum sollten die noch einen Künstler nehmen, egal wie gut der ist? Mir hat ein Galerist am Telefon mal gesagt: „Wenn der Sowieso mir nicht von Ihnen erzählt hätte, würde ich gar nicht mit Ihnen reden ...“ Die Galerien sind halt wichtig, weil sie in der Regel die Tür in den Kunstmarkt sind, wo sich auch Museen umgucken. Der Kommerz ist der harte Weg zum Ruhm. Eine richtige Selbstvermarktung ohne Galerie ist sehr schwierig. Das ist das klassische Problem des Freiberuflers: Man kann kaum Produktion, Vertrieb und Marketing in einer Person machen.

Woran liegt es denn, dass es einige schaffen und andere nicht? An den Beziehungen? Oder ist das nur Glück?

Nenn es Beziehungen, nenn es Glück. Irgendwann kommt jemand und sagt: „Das, was Sie da machen, finde ich toll, das will ich haben!“ Vielleicht kann man dafür etwas tun, sich ständig irgendwie „ins Gespräch bringen“, wie es so schön heißt. Dafür braucht man ein gewisses Selbstdarstellungstalent, ich glaube, davon habe ich nicht viel, außerdem kostet sowas Zeit und Kraft, und die verwende ich dann doch lieber fürs Malen. Du kannst dich auch für Preise, Stipendien oder Ausstellungen bewerben, wo in den Jurys wichtige Leute sitzen, die vielleicht auf



dich aufmerksam werden könnten. Da ich nun schon ein paar Tage in dieser Branche bin, habe ich eine Vorstellung davon, wo meine Sachen ankommen könnten und wo eher nicht. Bei einem Kunstpreis für abgefahrene Konzeptkunst zum Beispiel komme ich eher nicht in die engere Auswahl. Insofern versuche ich sowas recht selten. „Competitions are for horses, not for artists“ soll mal ein Künstler gesagt haben, ist mir entfallen, wer. Ich empfehle das Buch „Kunst hassen“ von Nicole Zepter.

Wenn sich also was ergeben hat, dann meist, weil mich jemand entdeckt hat, zum Beispiel die Galeristin aus Düsseldorf auf dem Akademie-Rundgang. Man begegnet allerdings auch oft genug begeisterten Schaumschlägern, die einem erzählen: „Herr Wiese, Sie sind begnadet und wir werden dies und jenes machen ...“ Und dann hört man nichts mehr davon. In diesem Kunstbetrieb gibt es leider auch viel Getue und viel heiße Luft.

Das muss frustrierend sein. Hast du jemals gedacht, ich höre auf?

Ja! Aber was soll ich sonst machen? (*lacht*) Im Ernst, man lebt nicht als Künstler, weil es einfach ist. Man muss Strategien entwickeln. Ich mache zum Beispiel preiswerte Bilder. Meine Preischarge geht von 50 - 5000 Euro. Da ist für jeden etwas dabei. Es funktioniert dann schon mal eher, dass du etwas für 50 - 100 Euro verkauft kriegst, wenn im Tausender-Bereich gerade nichts geht. Es haben sich schon viele Leute über einen kleinen Wiese gefreut, den sie sich leisten konnten, was für mich auch ein sehr schönes Gefühl ist.

Dann ist da noch das Internet, ein ganz wichtiges Thema. Zuerst braucht man eine Homepage, außerdem kann man Portfolios auf etlichen Kunstseiten anlegen. Man merkt aber schnell, dass es meistens Linkfriedhöfe sind, wo entgegen den Verheißungen der Betreiber, niemand unentdeckte Talente sucht. Ich kann immerhin von zwei Seiten sagen, dass sie etwas gebracht haben. Ein schwedischer Musiker hat mich zum Beispiel im Netz gefunden und wollte zwei Bilder für sein neues Plattencover, da habe ich dann Geld für die Nutzung bekommen. Die von wetransfer.com haben mich mal auf ihre Startseite gesetzt, da hat mich eine Bildagentur gesehen und unter Vertrag genommen. Allerdings haben sich meine Arbeiten auch ungemein im Netz verbreitet – durch Pinterest, Facebook, Tumblr, vk.com und diverse merkwürdige Kunstblogs – und man kann inzwischen sogar für kleines Geld handgemalte Kopien von meinen Bildern in China bestellen (*lacht*) ... Ab und zu bekomme ich auch E-Mails von Mietgalerien in aller Welt, da können sich Künstler Ausstellungen kaufen, meistens eine Beteiligung an einer Gruppenausstellung für

ein paar hundert oder eine Einzelausstellung für ein paar tausend Euro, Dollar oder Pfund. Das ist reine Abzocke, nix für mich. Also auch im Internet musst du dir Strategien überlegen, um gefunden zu werden.

Bei der WOGA machst du auch immer mit, bringst dir das etwas?

Ja, weil es ganz nett ist. Ich hab auch schon mal ein paar kleine Sachen verkauft. Man lernt neue Leute kennen und nette Bekannte oder die lieben Kollegen kommen mal vorbei und lassen ein lobendes oder kritisches Wort da.

Was sind die Themen deiner Arbeiten? Ich habe viele Arbeiten mit Autos gesehen, interessiert dich das noch sehr?

Ich hatte mal eine große Autophase. Im Moment bin ich eher auf dem Menschentrip und male auch gerne mal Nackedeis, im Kunstsprech „Akte“. Es macht eigentlich kaum einen Unterschied, ob ich Autos oder Leute male, es sieht ja nur so aus als ob ... Insofern ist Thema vielleicht der falsche Begriff, es geht immer um Malerei, egal, was da gerade zu sehen ist.

Wie entsteht der „kreidige“ Effekt in deiner Malweise?

Es ist ganz einfach: Ich nehme Ölfarbe und trage sie so auf, wie sie aus der Tube kommt, so trocken wie möglich, ohne Malmittel. Viele nehmen gern Balsam-Terpentinöl, um die Farbe geschmeidiger zu bekommen. Da kann

„Syrts Major Lounge“, Öl auf Leinwand





„Mit Sehgewohnheiten spielt man nicht“

der Pinsel dann leicht über die Leinwand gleiten, wie bei *Holiday on Ice*, aber die Farbe verliert damit an Substanz und Leuchtkraft, was durch Glanz wieder wettgemacht wird. Das ist überhaupt nicht meine Art. Ich bin in dieser Beziehung Purist, wenn ich schon mit diesem Material arbeite, nehme ich die Farbe so, wie sie ist. Ich denke, eine gute Farbe kannst du nur toppen, wenn du die Pigmente selbst anrührst, mit so wenig Malmittel wie irgend möglich. Aber das wäre mir dann doch zu aufwendig.

Wie lange brauchst du für ein Bild und arbeitest du auch in Serien?

Serie würde ich nicht sagen. Wenn ich zum Beispiel Personen in gleichem Format male, dann hat das im Nachhinein vielleicht einen seriellen Charakter, aber unter einer Serie verstehe ich was anderes, die ist schon von vornherein als solche angelegt. Sowas halte ich nicht lange über mehrere Bilder durch, außer bei meinen kleinen Bildern auf Pappe, die sind nicht so aufwendig. Jedes Bild kann für sich stehen und muss ohne die anderen funktionieren. Ein Bild braucht solange, wie es dauert. Es gibt das Drei-Tage-Bild und es gibt das Drei-Jahre-Bild. Ich male immer an mehreren Bildern gleichzeitig, die Malerei ist wichtiger als das einzelne Bild. Was mich gerade beschäftigt, passiert auf mehreren Bildern, auch wenn sie verschieden aussehen und am Ende

für sich stehen. Hier hängt auch ein Bild, das habe ich 1997 angefangen und bin da immer noch dran ...

Ist das eine Wuppertal-Ansicht?

Es gibt eine Vorlage dazu, die habe ich schamlos aus einem Fotobildband abgeguckt und ein bisschen anders arrangiert. Es ist wirklich egal, wo das ist, es geht nur um das Räumliche, um das Licht, um die Situation. Hier geht es zum Beispiel um das Wasser in der Gosse, wie das Licht darin reflektiert. An diesem Bild bin ich jetzt seit fast 20 Jahren zugange.

Aber jetzt ist es fertig?

Nein! Es ist nicht fertig.

Da kann man also noch etwas verbessern?

Ja, sicher.

Kann man so ein Bild nicht auch ruinieren?

Oh ja, das kann auch in die Hose gehen ... *(lacht)* Aber warum sollte ich das machen? Es gibt noch 20 weitere Bilder, die schreien: „Mal mich, mal mich!“ Da muss eins, das sich nicht entscheiden kann, eben warten, bis es soweit ist.

Und Auftragsarbeiten?

Als ich angefangen hatte, Menschen zu malen, kam irgendwann die naheliegende Idee: Mach doch mal Porträts! Die Leute sollen unbedingt sehen, wie es aussieht, wenn der Wiese sie malt ... Hier habe ich zum Beispiel ein Familienporträt.



„Schnuckelchen“

„Safran“, Öl auf Leinwand



(Er zeigt auf ein Bild.) Aber das sind Bekannte von mir. Unter Künstlern gilt sowas nicht als richtiger Auftrag. Und das hier ist hingegen ein richtiger Auftrag (kein Porträt). Der Kunde wollte eigentlich ein anderes Bild haben, das ihm zu teuer war. Ich habe ihn gefragt, was er ausgeben will und was Adäquates gemalt. Das mache ich bei Auftragsarbeiten so, denn das Handeln beim Verkaufen macht keinen Spaß. Das gehört auch zu diesen Ernüchterungen ... Also habe ich mir gedacht, dass der Kunde sich überlegen muss, was ihm mein Können und Einsatz wert sind und ich kann mich dementsprechend ins Zeug legen. Auf diese Weise sind schon einige Auftraggeber zu glücklichen Besitzern eines Wiese-Bilds geworden und ich bin auch zufrieden.

Es ist sicher frustrierend, wie wenig die Leute manchmal für Kunst ausgeben wollen.

Tatsächlich? (lacht).

Schon allein die Materialkosten ...

Die Zeit, die Atelierrmiete ... ja, man hat Kosten.

Das ist in allen freien Berufen ähnlich.

Ja, da gibt es ein paar Stars, die verdienen sehr viel, ein überschaubares Mittelfeld und der große Rest verdient wenig, zu wenig, um davon zu leben. So ist der Markt, das ist der Preis der Freiheit.

Geht es dabei nicht auch um Imagebildung?

Image ... Ich arbeite doch nicht an meinem Image! Aber das sollte ich zur Selbstvermarktung vielleicht tun.

Wenn man Geld verdienen möchte, dann vielleicht ...

Wenn es nur ums Geldverdienen ginge, müsste ich eigentlich was anderes tun, das wäre die Quintessenz. Da sind wir wieder bei Produktion und Marketing: Mache ich etwas und will es verkaufen, oder mache ich etwas, um es zu verkaufen. Kunst ist definitiv ersteres.

Hast du noch Ziele, die du dir gesteckt hast?

Ich möchte das möglichst lange machen und ich möchte noch das ultimative Bild malen. Es gibt haufenweise Ideen für Bilder, aber ob sie was taugen, weiß ich erst, wenn ich sie gemalt habe. Das ist die Crux mit den Ideen ... Ich würde auch gern ganz davon leben können, trotz der beschränkten Möglichkeiten der Selbstvermarktung. Ich habe inzwischen das Gefühl, dass es meist auch besser ist, gar nicht so viel zu sagen und die Bilder sprechen zu lassen, die sind eigentlich meine beste Werbung. Oft will man eigentlich auch gar nicht so genau wissen, was der Künstler wirklich will und denkt.

Was will denn der Künstler wirklich?

Das interessiert ja keinen ...

Uns schon!

Ja, aber ihr seid auch keine Käufer oder Kuratoren, oder?

Leider nein ...



„Devon Ladies“

Der sogenannte Kunstbetrieb zeichnet sich durch ein gewisses Desinteresse am unbekanntem Künstler aus. Erst wenn du bekannt bist, interessiert man sich für dich, ist ja auch logisch. Damit komme ich zu einem meiner Lieblingsbegriffe: „Projektion“. Warum interessiert sich jemand für ein Kunstwerk, möchte es ausstellen oder kaufen? Weil es ihm gefällt. Weil er irgendetwas darin sieht, was ihn persönlich anspricht, weil er etwas hineinprojiziert, das nicht das sein muss, worum es dem Künstler ging.

Die Galeristen und Kunsthistoriker, die im Kunstbetrieb arbeiten, können sich aus einem Meer von Kunst etwas aussuchen, was sie anspricht. Ein Künstler kann sich dann freuen, weil er eine Ausstellung bekommt, sieht sich dabei aber auch den Projektionen seiner Förderer ausgesetzt. Wenn ich ausgestellt werde, muss ich mich meist auch damit arrangieren, ich sage dann nicht mehr viel dazu.

Ein Kollege, der sich gerade mit einer Galerie rumärgerte, meinte neulich, manchmal hätte er das Gefühl, dass andere sich nur mit einem schmücken wollen. Die selbige Kollegin Ulle Hees (*Wuppertaler Bildhauerin* *1941/† 2012) formulierte es so: „Wir sind die Harlekine ...“

Ich kann also nur immer weitermalen und versuchen, mich irgendwo sinnvoll zu platzieren. Es gibt zum Beispiel den Holger Wennrich, der macht die KUBOSHOW-Kunstmesse

in Herne. Der findet meine Sachen toll und schickt mir jedes Jahr eine Extrapost. Da kann ich einmal im Jahr meine Arbeiten mit hundert anderen Künstlern anbieten und da geht meistens was. Da hat mich übrigens auch mal eine begeisterte Dame von einem Kunstverein entdeckt und hat mir eine Einzelausstellung fest zugesagt. Dann ging es irgendwann nur noch um die Beteiligung an einer Gruppenausstellung. Ich wollte mich nicht verladen lassen und habe abgesagt. Es gibt häufig eine solche Unverbindlichkeit in diesem Bereich.

Also was soll man als Künstler schon wirklich wollen? Man will das zeigen können, was man macht, so wie man es selbst für richtig hält. Und man möchte ernst genommen werden. So einfach ist das.

Gibt es denn irgendwas Positives am Künstlerleben? Wenn man das alles so hört?

Das hier. Das ist es! (*Er zeigt um sich.*) Ich mache das jetzt schon über zwanzig Jahre, das ist ein Künstlerleben und das ist positiv. Ich habe es bis hierher geschafft und ich werde weitermachen. Ich will nur immer noch ein Bild machen und noch ein Bild. Egal, ob es die Welt interessiert oder nicht ... Immerhin sind schon an die 300 Werke von mir da draußen in der Welt, in Wohnzimmern, Büros, was weiß ich wo ... und werden täglich von vielen Menschen gesehen.

Im Frühjahr hatte ich diese Ausstellung in der Kunststation (im Bahnhof Wuppertal-Vohwinkel), das war für mich emotional ungemein wichtig, da konnte ich mich mal austoben. Das ist halt ein sogenannter Off-Raum, der von einem Künstlerpaar betrieben wird, die wissen, wie das ist. **Wie arbeitest du? Regelmäßig von acht bis sechs oder ganz flexibel?**

Meine Kernzeit im Atelier ist von 15-20 Uhr. Das liegt auch daran, dass ich nicht alleine lebe. Früher, als ich alleinstehend war, habe ich oft bis tief in die Nacht gemalt. Ich bin ein Nachtmensch und komme morgens nicht in die Pötte. So fange ich dann im Atelier zwischen 14 und 15 Uhr an und arbeite bis etwa 20 Uhr oder manchmal auch länger. Vorher erledige ich sowas wie Bilder vorbereiten, Schreibkram, Internet. Oder Staubsaugen, Wäsche waschen, Einkaufen ..., muss ja auch irgendwann gemacht werden, woll.

Jetzt mal was andres: Wie findet ihr denn das, was ich mache?

Toll, sonst wären wir nicht hier. Man muss immer zweimal hinschauen, dann sieht man, dass auf deinen Bildern unheimlich viel passiert. Du hast eine eigene

Handschrift. Von der Machart her, sieht man sofort, dass es ein „Wiese“ ist. Hast du Vorbilder?

Ein richtiges Vorbild habe ich nicht. Es gibt einzelne Dinge bei verschiedenen Malern, die mich beeindrucken oder berühren, zum Beispiel bei Hopper, Vermeer, Balthus, Manet, Caillebotte ... oder abstrakte Malerei zum Beispiel von Bernard Schultze. Irgendwann werde ich ein abstraktes Bild malen, ich mache dann das selbe wie jetzt und muss nur das Gegenständliche weglassen. Der Unterschied zwischen gegenständlicher und abstrakter Malerei wird sowieso viel zu überbewertet.

Hast du ein Lieblingsbild? Etwas Unverkäufliches, das du nicht hergeben willst?

Ja, da gibt es einige.

Welches ist dein aktuellstes Bild, woran arbeitest du gerade?

Das sind die Bilder, die gerade hier im Atelier hängen.

Also warten die hier alle noch auf ihre Fertigstellung?

Die zwei Bilder da oben, die schaue ich mir seit Monaten an und frage mich, ob die fertig sind. (Er zeigt auf zwei Porträts.) Meistens sind sie dann fertig, wenn sie gerahmt sind. Aber auch schon gerahmte Bilder sind vor Überarbeitung nicht



Zur Person

Andreas M. Wiese - Jahrgang 1966 - Studium an der Kunstakademie Düsseldorf - Meisterschüler bei Prof. Klapheck - Freier Maler - lebt und arbeitet in Wuppertal

www.amwiese.de

sicher. Mit dem Fertigstellen ist das so eine Sache, es ist meist ein völlig unspektakulärer Augenblick, wenn ein Bild fertig ist, die wirklich interessanten Sachen passieren zwischendurch. Es gibt auch nichts langweiligeres als Fertigmalen, wenn nichts Unvorhergesehenes mehr passiert. Deswegen überlege ich manchmal lange, ob was fertig ist, oder ob noch was passieren kann, was das Bild besser macht. Da gibt es auch so ein Zitat: „Das Gute ist der Feind des Besseren.“

Viele deiner Bilder wirken wie Ausschnitte aus Filmszenen. Malst du sie nur aus dem Kopf oder hast du Vorlagen?

Da gibt es oft Teilvorlagen, die ich kombiniert habe. Ich verwende alles. Sei es selbst gesehen oder geklaut, Sachen, die ich fotografiert, mir ausgedacht oder irgendwo ausgeschnitten habe. Ich bin ein Bilderjunkie und sauge viel

aus dem Netz, was ich vielleicht mal verwenden könnte. Manchmal gibt es dann so ein Match und es passt auf einmal was zusammen und wird ein Bild. Es gibt natürlich auch originäre Ideen und wirkliche Personen, die mir hier im Atelier für Fotos Model gestanden oder gegessen haben. Meine Früchte-Bilder sind sogar nach der Natur gemalt.

Die Bilder bieten viel Raum zur eigenen Interpretation. Hast du für dich jeweils deine eigene Deutung?

Nein, habe ich eigentlich nicht. Manchmal drängt sich sowas zwar auf, aber deswegen male ich ein Bild nicht. Nein, ich male es, um es zu malen, weil mich Malerei interessiert. Es kann sich jeder etwas dabei denken, wobei wir wieder beim Wort „Projektion“ sind.

Machst du dir vorher ein Konzept?

Es gibt eine Vorlage, die ich skizziere oder collagiere. Dann fange ich das Bild grob an und schaue, ob alles richtig sitzt, oder ob ich noch was ändern muss. Und dann gehe ich vom Großen ins Kleine. Ich habe häufig das Gefühl, je konkreter die Vorlage, desto unwahrscheinlicher ist die Ähnlichkeit mit dem Endergebnis. Das macht die Malerei ja auch eigentlich spannend, dass ich vorher nicht weiß, wie das Bild aussehen wird, was von der ursprünglichen Idee übrigbleibt, wie sie Form annimmt.

Fällt es dir schwer, Titel für deine Bilder zu finden?

Ganz, ganz selten. Wenn mir aber partout nichts einfällt, dann steht schon mal „O. T.“ dran. Titel können ganz banal sein: „Das rote Auto“, „Das blaue Haus“ ... oder auch ungemein bedeutungsschwanger: „Wenn Du jetzt gehst, komm nicht wieder“. Wie hat sich der Künstler da wohl gefühlt ...? Vor allem sind Titel praktisch, um die Bilder zu unterscheiden.

Kommst du schon mal in einen „Malwahn“, so dass du nicht mehr aufhören kannst?

Früher habe ich das oft gemacht, malen bis zum Umfallen. Das muss jetzt nicht mehr sein.

Du kannst dich also rausreißen, auch wenn du gerade im „Flow“ bist?

Sagen wir mal, ich kann den Flow besser einschätzen, ich weiß, länger als fünf Stunden kann man eigentlich nicht sinnvoll den Pinsel schwingen ... Je älter ich werde, desto undramatischer wird's, desto ruhiger wird man auch. Ich hatte früher auch gerne mal Wutanfälle und habe Bilder aus dem Rahmen geschnitten oder in die Ecke geschmissen. Heute bin ich entspannter, da stelle ich die Bilder dann weg und weiß, das wird heute nix mehr, vielleicht ein anderes Mal ... #

Andreas M. Wiese
im Gespräch



„Farbe heilt die Welt.“

Christian von Grumbkow zeigt, was Farbe alles bewirken kann.

Der Maler Christian von Grumbkow lebt für und mit Farben. Sein lichtdurchflutetes Atelier in Elberfeld zeugt davon. An allen Wänden hängen leuchtende Gemälde über- und nebeneinander und verbreiten ihre farbenfrohe Energie. Ein leuchtendes Rot sticht dabei besonders hervor, die Lieblingsfarbe des Künstlers. Von Grumbkow malt stets nur in Serien. Er beginnt mit einem Farbchaos, in das er langsam Ordnung bringt. Er lässt die Farbe laufen, gibt ihr Raum, ohne sie ganz zu kontrollieren. Der Zufall dabei ist kalkuliert. Jedes Ergebnis wird so zu etwas ganz Einzigartigem, voll Energie. Das ist ihm wichtig. Mit seinen Gemälden möchte er die Menschen berühren und seine eigene Lebensfreude vermitteln.

Am liebsten malt der naturverbundene Künstler in seinem Garten und lässt sich auf Reisen inspirieren. Nach langen Phasen, in denen er schwarz-weiß malte, sind seine Farbbilder nun so angelegt, dass sie beim Betrachter etwas abrufen, das mit dem eigenen Bildvorrat zu tun hat. Von Grumbkows Bilder haben etwas Meditatives. Beim Betrachten kommt man sich selbst näher, da Farbe unmittelbar das Gefühl anspricht. Es gibt keine versteckte Botschaft, die Botschaft ist die Farbe selbst.



Der Künstler Christian von Grumbkow im Gespräch



Herr von Grumbkow, wir haben uns Gedanken gemacht zum Thema Erfolg. Warum sind Sie als Künstler erfolgreich? Wie lautet Ihr Rezept?

Christian von Grumbkow: Mein Markenzeichen sind Horizonte. Bereits in meinen Aquarellen aus der Studienzeit ist im Grunde schon die Reduktion auf den Horizont zu sehen. Sie sehen immer diese Senkrechte oder eben Horizonte ... das wird später so ein Wiedererkennungswert und der wird letztlich zum Markenzeichen. Die Leute erkennen darin allerdings auch immer wieder Landschaften ... sollen sie ruhig (*lacht*). Ich sage immer: „Ich male Farbe und sonst nichts Wiedererkennbares.“

Aber ich komme natürlich aus dem Bereich Landschaft. Wir haben im Studium fünf Jahre lang jeweils vier Wochen nur Landschaften gemalt. In Südfrankreich gibt es da einerseits die Senkrechten der alten, schmalen Häuser und andererseits diesen Horizont ... und das ist bis heute mein Thema.

Die Thematik bei Rudolf Schoofs (*Maler und Grafiker, *1932/†2009*), bei dem ich studierte, war immer der Versuch, das Wesen der Landschaft zu ergünden. Das Einatmen von Schönheit und Natur. Das war im

Grunde sein Lehrinhalt, den er uns als Ansatz angeboten hat und dazu kam die Wahrnehmungsschulung. Wenn man morgens ganz früh aufsteht und sieht Schwerlilien gerade aufblühen und aufgrund der Hitze schon am selben Tag fast wieder verblühen, dann wird dieses Werden und Vergehen der Natur im Prozess deutlich und auch zum künstlerischen Thema. Im ersten Semester ließ uns Rudolf Schoofs zum Beispiel wochenlang mal einen vertrockneten Kaktus zeichnen. Da haben wir uns die Natur zuerst wirklich sehr genau anschauen müssen, um endlich freigelassen zu werden.

Ist das nicht auch eine Form der Persönlichkeitsschulung?

Ja, klar! Vor allem, wenn man 18 ist und mit seinem Elternhaus nicht so glücklich ist ... Mein Vater wollte ja, dass ich Offizier werde. Grumbkows sind ein preußisches Soldatengeschlecht. Da können Sie in den Geschichtsbüchern nachschauen. Und alle, selbst mein Sohn, wurden Offiziere. Ich bin der einzige „nachweisliche Nichtsoldat“ in dieser Familie, die es seit dem 12. Jahrhundert gibt.

Aber Ihr Großvater war doch Dichter?

Ja, mein Großvater war Dichter (*Waldemar von Grumbkow, *1888/†1959*), aber eben auch Offizier. Im Ersten



Einblicke in den Arbeitsplatz des Künstlers

Weltkrieg. Mein Onkel und mein Vater waren Zwillinge und auch Offiziere. Und mein Vater hatte nichts anderes im Sinn, als dass seine vier Söhne auch Offiziere werden.

Inwieweit haben Sie denn die Geschichten Ihres Großvaters geprägt? Die waren ja sehr lyrisch.

Das ist ja alles für mich geschrieben worden. Damals in Ermangelung von Kinderbüchern zunächst für mich, als Erstgeborener und dann auch für meine Brüder. Ich bin 1946 geboren und die Geschichten wurden 1947 veröffentlicht. Es war schon erst Mal einfach schön, so etwas zu hören und später zu lesen. Das sind sehr anrührende, sehr tief sinnige, philosophisch bestimmt auch sehr anspruchsvolle Geschichten. Er hat ja auch noch Jura studiert und ich weiß nicht was noch alles ... und er hatte eben, was ich auch sehr spannend finde, eine Art Salon in seinem Haus. Dort verkehrten Dichter, Denker und Künstler aller Art. Musiker auch. Dort gab es oft Hauskonzerte.

Und das war eigentlich das, was mich ein bisschen verwirrt hat. Denn mein Vater hatte sozusagen immer eine doppelte Botschaft. Er hat uns immer gesagt: „Kultur ist ganz wichtig, ihr müsst viel reisen und solltet Musikinstrumente lernen.“ Er ist mit uns in Ausstellungen und in die tollen klassischen Konzerte in der Wuppertaler Stadthalle gegangen, und wir hatten alle ein Abo für das Theater. Wir konnten ein freies Kulturangebot wahrnehmen. Aber als ich dann sagte: Das finde ich super, ich möchte allerdings lieber Rockmusik machen und Kunst studieren, da war das gar nicht gut! Und so gab es dann Stress zu Hause. Das war sicherlich die erste fürchterliche seelische Situation, in die ich unfreiwillig geraten bin. Ich wollte ja einfach authentisch das machen,

was mir richtig erschien. Aber der Anspruch der ganzen Familie war auf einmal ein ganz anderer. Dann wurden alle möglichen Leute hinzugezogen, Geschäftsleute, Onkel, Freunde, nur um mich zu überzeugen, doch die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Oder wenn nicht das, dann wenigstens Jura zu studieren. Aber Kunst ... sowas. Wer sind wir denn? Wir sind ein preußisches Offiziersgeschlecht. Das hat mich unglaublich irritiert, aber auch stark gemacht.

Die Notwendigkeit zu rebellieren hat Sie vermutlich in Ihrem Wunsch noch mehr bestärkt.

Es hat einen Augenblick gedauert, bis ich mich soweit emanzipiert hatte, kundzutun, dass ich wirklich Kunst studieren wollte. Und diese „Traditions-Verweigerung“ meinerseits war schon schwierig. Ebenso wie die Kriegsdienstverweigerung, die damals noch nicht so einfach war. Da saß man vor neun Leuten, die prüfen sollten, ob ich eine wirkliche Gewissensentscheidung getroffen habe oder ob ich nur der Mode entsprechend keine Lust hatte. Mein Vater hat es immerhin geschafft, diesem Gremium seine Zeugenaussage zu schicken, dass meine Gewissenskonflikte echt wären. Er wäre der lebende Beweis dafür, man könne sich davon auch jeden Sonntag am Frühstückstisch überzeugen ... (lacht)

In Ihrer Familie gab es auch eine berühmte Abenteurerin, Ina von Grumbkow?

Ich habe vor einiger Zeit von einem Museum einen Anruf bekommen, bei dem man mich fragte, ob ich noch Materialien und Zeichnungen von Ina von Grumbkow hätte. Ich kann gar nicht genau sagen, aus welcher Generation sie war oder in welchem Verwandtschaftsverhältnis ich



mit ihr stehe. Ich weiß nur, dass sie damals nach Island aufgebrochen ist und dort diese wunderbaren Zeichnungen gemacht hat, die jetzt auch sehr gefragt sind. Und als ich vor ein paar Monaten selbst in Island war, wurde mir schnell klar, dass mich dieses Thema nicht so schnell loslässt. Ich muss nochmal nachforschen, wie das alles genau war. Es gibt auch ein Buch dazu, aber danach muss man eher antiquarisch schauen. Ich bin kein Familienforscher.

Ihre latente Frage war aber, was diese Märchen mit dem Namen von Grumbkow und mit meiner Malerei zu tun haben. Meine PR-Frau, Camilla Spoerndle von KAMILLESK, Düsseldorf, hat da auch Parallelen gesehen und ich fand die Idee gut, das miteinander zu kombinieren. Und dann haben wir kürzlich diese Lesung in meiner Düsseldorfer Galerie gemacht („Regenbogenwanderer, Duftlandfahrer, Klangbergpilger und der Weg ins Licht“). Das war wunderbar. Meine Bilder, die ich von Island inspiriert erlebe, plus diese Geschichten meines Großvaters: Das ist ein synergetischer Effekt, der überzeugte.

Die Familiengeschichte war also prägend für Sie?

Mein Großvater hat mich sehr gefördert und mit seiner Sensibilität und seiner Zuneigung gepöppelt. Auch wenn ich nur 13 oder 14 Jahre davon erlebt habe, bis er gewaltsam zu Tode kam, war da eine große Nähe. Zwischen uns herrschte eine kuschelige, schöne Stimmung und mit seiner Bildung, seiner Wärme und seinen vielen wunderbaren Geschichten hat er da natürlich etwas bei mir angelegt, das ist mir heute ganz klar.

Ich war auch ein sehr fantasiebegabtes Kind, ich hab auch immer Elfen und Zwerge gesehen. Immerhin gibt es in Island

ja auch einen Minister für die Trolle (*lacht*). Wenn Sie mit Esoterik jetzt gar nichts zu tun haben ... spätestens in Island kommen Sie da ins Zweifeln. Das ist wirklich verrückt (*lacht*)! Und einen Minister für Trolle gibt es ja nicht umsonst ...

Sie haben auch in einer Band gespielt. Wie kamen Sie zur Musik?

Das war genau wie mit der Malerei, eigentlich auch so eine Art Flucht. Man muss sich nochmal die Beat-Musik vor Augen halten. Das war ja damals etwas sehr Revolutionäres. Als die Beatles losgelegt haben, war das eine unheimliche Power. Ich war damals 15 und zum ersten Mal allein in England. Mein Vater hatte ja stets gesagt: „Ihr müsst in die Welt hinaus, ich bezahle das. Fahr dahin und lerne Englisch“. Mit einer viermotorigen Maschine von Düsseldorf nach London und dann mit dem Zug allein die Südküste lang, das war sehr aufregend. Und dann bei einer Familie zu landen, die kein Deutsch konnte und ich so eben lernen musste, Englisch zu sprechen ... Abends bin ich dort mit anderen jungen Leuten ausgegangen und dort herrschte diese Beatles-Mania! Das war reine Energie. Unglaublich. Das brachte ich mit nach Deutschland.

Ich habe daraufhin mit einem meiner Brüder und anderen zusammen eine Gruppe gegründet, die hieß „The Beatkids“ Und weil es das in Wuppertal so nicht gab, hatten wir dann auch direkt schon einen ersten großen Auftritt in der Stadthalle für ein Modehaus. Die machten da so eine Jugendmodenschau. Und 1700 Leute, von heute auf morgen, mit so ein paar Beatles-Liedern ... Das war natürlich genial für einen 16-jährigen Jungen wie mich damals und da hab ich dann Lunte gerochen.



„Fluid 4“, 2006,
Öl/Leinwand
195 x 286 x 6 cm

Das war schon irgendwie spannend! Außerdem brachte es Geld und Bekanntheit und so ging das halt weiter. Ich habe eine Band nach der anderen mitbegründet.

In der Band waren Sie der Gitarrist?

Unter anderem. Ich habe auch ganz klassisch Cello und Trompete gelernt. Vor allem Trompete, auch im Orchester. Gitarre habe ich mir selber beigebracht. Die anderen Musiker waren auch gut ausgebildet. So wussten wir 1970 mit „Hölderlin“ (*Deutsche Rock-Band, 1970-1981*) schon ziemlich genau, was wir machten. Dann kam auch sofort ein Plattenvertrag, Tourneen, Senderreisen und Fernsehen. Das ging da ziemlich gut los. War ja auch irgendwie erfolgreich, die Band gab es ja immerhin zehn Jahre. Ich bin schließlich nach sieben Jahren ausgestiegen, weil ich einen Lehrauftrag an der Essener Folkwanghochschule hatte und mich auch um meine Familie kümmern musste.

Gab es je die Überlegung, lieber Musik als Kunst zu machen?

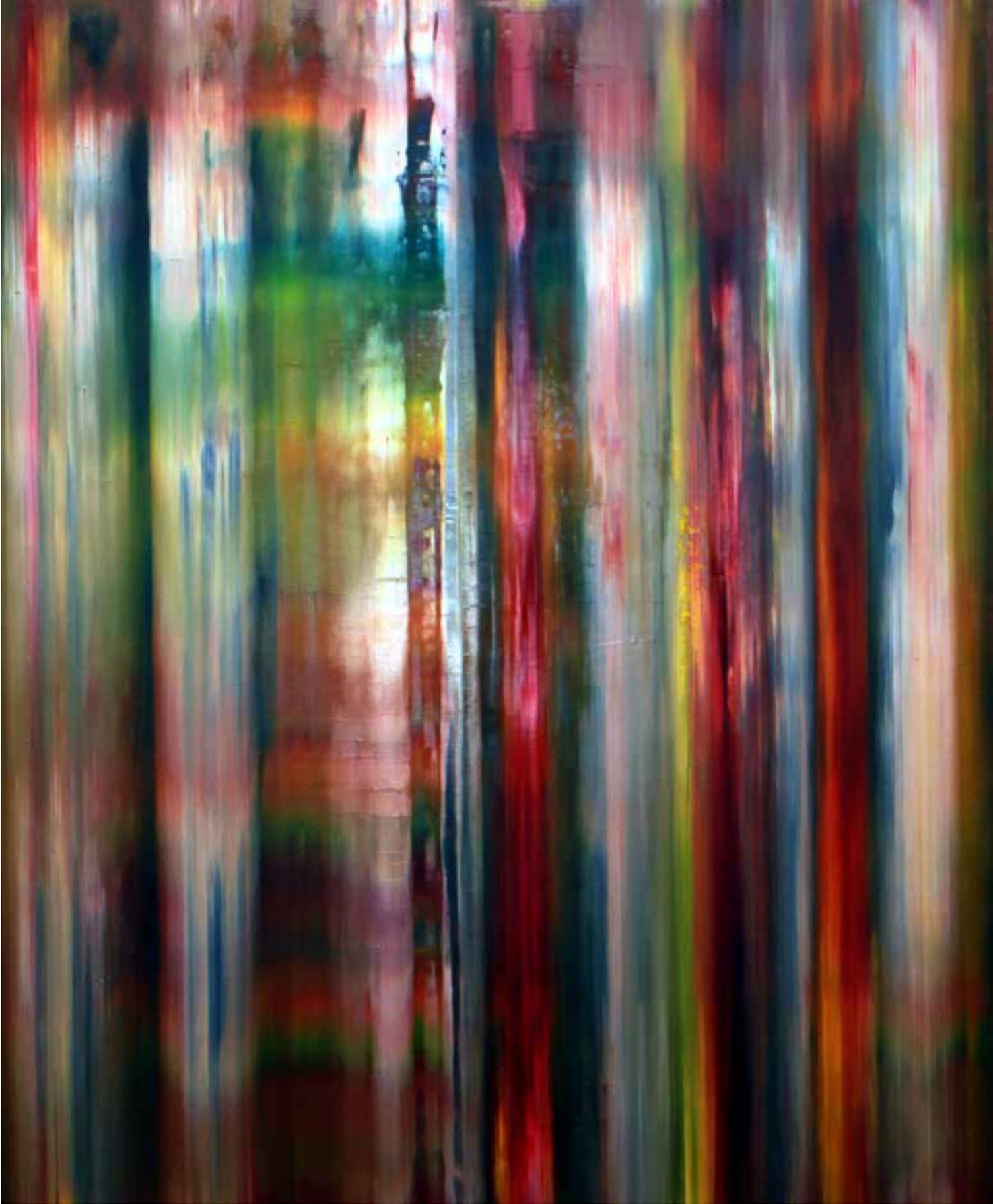
Erstmal kam die Musik. Aber ich habe ja während meiner Musikerzeit auch Kunst studiert und immer schon die Cover gemalt. Wir haben zum Beispiel im Opernhaus unsere Live-Doppel-LP gemacht und da sind damals schon Bilder von mir projiziert worden. Und jetzt rundet sich da was mit der aktuellen Bühnenshow und dem Seniorentanztheater von Claudio liMura (*Gazhebo - Tanztheater Claudio liMura/ Bühnenbild nach Christian v. Grumbkow*). Damals lebte Pina Bausch aber noch, sie lief damals da rum und ich glaube, sie fand nicht so gut, was wir da gemacht haben (*lacht*). Aber die Projektion meiner eigenen Bilder, das war toll. Ich hatte mir auch noch Dinge überlegt, was wir mit Licht und Nebel und Projektion machen könnten, um

auch die kreative Seite reinzunehmen. Irgendwann war mir aber klar, du bist kein Musiker, du wirst irgendwann wieder Malerei machen.

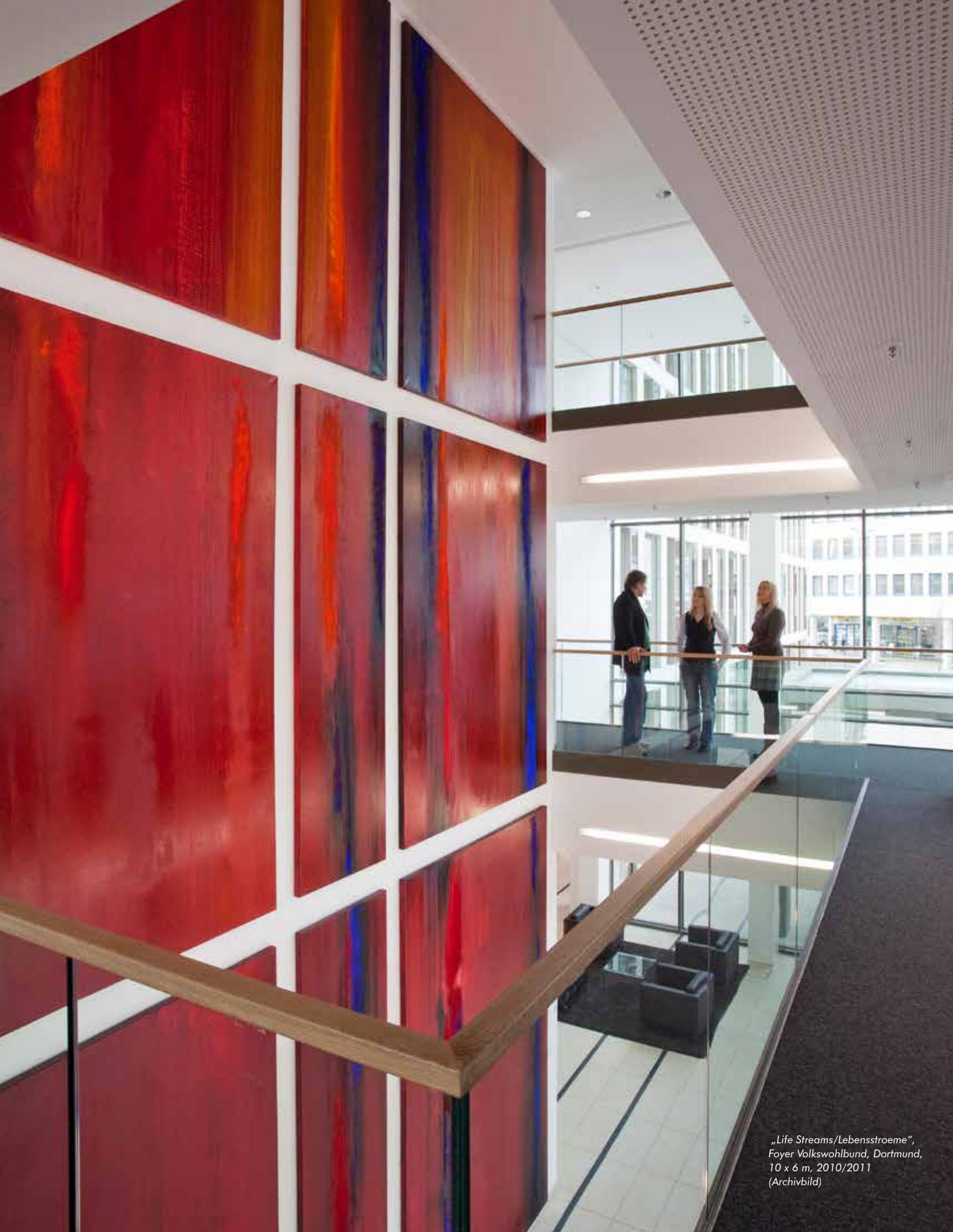
Das kam überdeutlich 1977, da bin ich sehr krank geworden von dem unsäglichen Stress. Wir hatten gerade mehrere Konzerte und Liveaufnahmen für den schwedischen Rundfunk nach einer 100-Tage-Tournee mit Ach und Krach überstanden. Die dauernde Trennung von meiner Familie wurde für mich übrigens auch immer stärker zu einem Problem ... Und da war für mich klar: Die Malerei geht wieder los. Zwischendurch hatte ich allerdings immer wieder auch mal Ausstellungen, das war schon wichtig für mich. Ich spielte eben so ein wenig den Rockmusiker, war aber im Herzen immer eher der Maler.

Allerdings war es in der Musik auch möglich, andere Dinge auszuprobieren, die mir richtig gut getan haben. Zum Beispiel die Interviews. Auch unter sehr schweren Bedingungen. Spät am Abend in so einem Nischenprogramm im Bayrischen Rundfunk, wo ich den Dialekt kaum verstand, da musst ich halt reden und konnte die Fragen nicht beantworten, oder in Talkshows zu sitzen und keine Angst zu haben, vor 10.000 Leuten zu sprechen. Das habe ich da gelernt. Das ist mir zu Gute gekommen für mein Selbstbewusstsein.

Ich bin dann auch eine Weile in die USA und nach Kanada gegangen und habe dort unterrichtet, auf Englisch. Ich habe Lehrer ausgebildet und meine Ideen vermittelt. Ich habe den Kunstlehrer gegeben oder eben den lehrenden Maler. Es gab immer wieder Situationen, in die ich ohne Intention reingerutscht bin, weil irgendjemand meinte, dass ich da etwas Inhaltliches erklären könnte, auch in verschiedenen Sprachen. Es gaben sich in meinem



„Smoky“, 2016, Öl/Holz, 143 x 112 x 6 cm



„Life Streams/Lebensstroeme“,
Foyer Volkswahlbund, Dortmund,
10 x 6 m, 2010/2011
(Archivbild)

Leben glücklicherweise immer wieder Möglichkeiten, die ich nutzen konnte. Ich habe selten Quatsch gemacht. Es passte meistens ganz gut!

Haben Sie Ihre Karriere im Vorfeld geplant?

Das einzige, was geplant war, ist, dass ich die Schule abbrach und kein Abitur machte, weil ich Kunst bei Prof. Schoofs an der Werkkunstschule/GHS Wuppertal studieren wollte. Begabt war ich, das hatte man mir oft genug gesagt. Mein Kunstlehrer meinte damals schon „Du studierst doch sowieso Kunst“. Das machte mich stark, dass ich so früh wusste, wo es hin geht. Ich hab zu Hause auch auf den Tisch gehauen und gesagt: „Jetzt gibt’s keinen Weg zurück mehr.“ (lacht) Vielleicht ist mir auch die Waldorfschule zu Hilfe gekommen. Da geht es ja auch nicht um Anpassung und um EG-Normen, wie das in vielen anderen Schulen der Fall ist, sondern um die „Erziehung zur Freiheit“, um die Individualität. Darum, dass es möglich ist, dass der junge Mensch seinen Weg findet, sich selber findet, seine Persönlichkeit findet. Die Mittelmäßigkeit wurde dort nicht propagiert.

Sie haben das Glück, auch nach außen gut auftreten zu können, das können nicht viele Künstler.

Ja, man sagt ja immer: „Künstler halt die Klappe, male!“ Über meine eigene Malerei kann ich allerdings auch nicht gut sprechen, ich kann besser drumherum erzählen.

Über meine Malerei kann ein Kunsthistoriker natürlich wesentlich besser sprechen, als ich. Das haben u.a. H.G. Golinski, Museum Bochum, Dr. Antje Birthälmer, Von der Heydt Museum Wuppertal, Susanne Buckesfeld, Museum Ahlen, Erik Schönenberg, Neuer Kunstverein, Wuppertal, in meinen Katalogen oder bei Vernissagen sehr spannend betrieben. In jüngster Zeit hat der Düsseldorfer Kunsthistoriker Dr. Thomas Hirsch in mehreren Veröffentlichungen zu meiner Arbeit für mich Wesentliches formuliert. (Siehe Katalog „Farbe im Fluss, Janzen Galerie oder den jüngsten Artikel in „KUNST & material“, Ausgabe Mai/Juni 2016). Er trifft da den Nagel schon auf den Kopf.

Überrascht es Sie, was er über Ihre Bilder zu sagen hat?

Sagen wir mal so: Wenn ich male, male ich auch. Ich bin ja kein Konzeptmaler und habe auch vorher keinen Plan X, wie ich etwas machen soll. Schauen Sie sich all die Bilder an ... (Er macht eine ausholende Geste.) Ich habe gerade drei Ausstellungen parallel laufen, das sind etwa 50 Bilder. Wenn ich daran arbeite, wähle ich mit der Galeristin schon die jeweils zwanzig Besten aus.

Thomas Hirsch kann dieses Prozessuale erkennen. Dieses immer nach dem besten Bild zu suchen. Ich habe kein bestes Bild. Es gibt immer noch Luft nach oben. Ich weiß, es geht immer noch intensiver, noch kraftvoller ... Es gibt immer

Möglichkeiten, noch weiter zu gehen. Von daher gibt es auch keinen Abschluss. Ich arbeite immer weiter an meinem Ding und entdecke dann auch immer wieder Neues.

Haben Sie weitere Ziele, die Sie noch erreichen möchten?

Mein Ziel ist es, den „Weg zur Farbe“, den ich bei zirka 300 Ausstellungen und in vielen Katalogen seit 40 Jahren dokumentieren kann, der Welt nahe zu bringen. Nicht nur den Menschen, die jetzt schon Bilder von mir gesammelt oder gekauft haben, sondern auch in Ländern mit einer ganz anders gearteten kulturellen Ausrichtung. Warum muss Kunst hier im Westen so verwissenschaftlicht werden? Warum ist Kunst nicht das, was es immer war: Einfach nur ein Ausdruck von Zeitgeist, von Neuem? Ich glaube, Kunst und Politik passen nicht zusammen. Kunst ist Kunst und Politik ist Politik. Obwohl, unter anderem waren Rembrandt oder auch Goya ihrer Zeit gemäß sicher politisch aktiv. Aufgrund der sozialen Gegebenheiten war zum Beispiel Goya ein starker Kritiker der spanischen Krone. Aber in erster Linie waren sie natürlich tolle Maler. Die politische Dimension haben dann Kunsthistoriker dazu gefunden, bei einem Teil der Werke auch berechtigterweise. Aber das ist nicht die wesentliche Intention des Künstlers. Der Künstler ist eher damit beschäftigt, in einer spirituellen Weise die Wahrheit zu finden. Die Wahrheit kann ja religiös oder politisch sein. Doch er muss Aussagen machen, die mit Wahrhaftigkeit und Wahrheit zu tun haben, das heißt, er muss authentisch sein. Er kann nicht irgendein Modeding machen, weil es gerade schick ist. Die Energie muss pur sein, sie muss fließen, einen Wahrheitsanspruch haben, so dass der Betrachter das auch erlebt. Das hat nichts mit Wissenschaft zu tun! Die Message des Bildes muss einfach echt sein und mit dem Menschen zu tun haben, der sie macht. Da reicht es nicht, einfach eine Marktlücke zu finden, wie einem das leider oft in der Kunstakademie vermittelt wird, sondern jeder muss sich erst selber finden.

Eigentlich wird ein Kunstwerk erst interessant, wenn gelebtes Leben sozusagen performt wird und in ein Bild umgemünzt wird. Dann sind wir ergriffen. Mein Wunsch wäre, dass mehr Menschen das kapieren. Dass sie verstehen, dass es nicht um die Aktie geht, nicht um Mode oder darum, was der Kunstmarkt gerade pusht. Sondern eben um mehr: Wo kriege ich den inneren Kontakt zu einem Kunstwerk? Wo ist es für mich ein Stück Lebensqualität, das ich um mich haben will und das nicht einfach austauschbar ist?

Hat das auch etwas mit sozialem Gewissen zu tun?

Fühlen Sie sich verantwortlich?

Auf jeden Fall. Das war natürlich früher noch nicht so, aber heute ist das eine Selbstverständlichkeit. Da unterstütze ich einige Dinge. Das hat natürlich auch mit meinem



„Apassionata“, BARMENIA Versicherungen, Foyer der Hauptverwaltung, Wuppertal, 2,50 x 12,50 m, 2008/2009

Leben zu tun. Ich habe dieser Stadt viel zu verdanken und ich habe den Menschen, die meine Bilder gekauft haben, viel zu verdanken. Also gebe ich an anderer Stelle etwas zurück, zum Beispiel mit meiner Fähigkeit zu unterrichten. Oder aktuell mit der Förderung von Deutsch-Unterricht für Flüchtlingskinder (*Benefiz-Aktion „Kunst kann helfen“*). Das finde ich aber auch einfach normal. Ich verdiene ja nicht schlecht. Zahle viele Steuern. Ich kann mir dieses teure Atelier leisten, ich kann mir meine Reisen leisten. Das Geld kommt also wieder rein und dann gebe ich auch gern was ab.

Ist Wuppertal Ihre Heimat geworden?

Das Schöne ist ja, dass ich immer sehr viel unterwegs gewesen bin. Ich habe in Amsterdam gelebt und in Österreich und in den USA und Kanada war ich auch viele Monate. Ich habe immer wieder woanders Projekte gemacht und Lehraufträge gehabt und deshalb war Wuppertal eigentlich kein Ort, an dem ich immer war. Wuppertal ist also eher eine Schlafstätte, ein Wohnort für mich, wo ich natürlich auch Freunde habe.

Ich hatte in Wuppertal auch eine Galerie. Peter Nacke, von der Galerie Epikur, war bis vor Kurzem mein Galerist, 29 Jahre lang, dann wurde er leider krank. Jetzt ist Martina Janzen meine Galeristin. Sie hat in Düsseldorf eine kleine Galerie, aber sie macht auch in anderen Städten immer sehr viel. Und sie macht das richtig gut. Sie hat einfach gute und zeitgemäße Ideen, wie man Kunst zeigt, wie zuletzt in Berlin, Bayreuth oder bei der Kunstmesse Karlsruhe. Ich kann ja nicht wissen, zu welchem Sammler meine Kunst passt. Das muss ein Galerist machen. Dann funktioniert das eben auch.

Haben Sie Bilder, die Ihnen besonders am Herzen liegen?

Ja, da gibt es natürlich schon so ein paar Schlüsselbilder, aber jedes Bild hat seine eigene Bedeutung für mich. Es gibt auch ein paar skurrile Geschichten. Für die Sparkasse habe ich mal ein Bild gemacht, das passte nicht durch die Türen. Da musste die Leinwand abgespannt und wieder aufgespannt werden. Das Bild ist 5 m hoch und 2,5 m breit. Das war natürlich wahnsinnig viel Arbeit.

Dann gab es Beschwerden, weil das noch frische Bild nach dem völlig harmlosen Leinöl roch! Es musste dann auf Wunsch des Sparkassen Filialleiters abgenommen, abgespannt und zurück ins Atelier transportiert werden. Zwei Monate später kam eine Kommission zur „Riechprobe“, um es dann wieder zurück transportieren zu lassen, aufzuspannen und mit viel Aufwand wieder aufzuhängen.

In einem anderen Fall hatte ich eine Ausstellung in Santa Fe, New Mexico. Einige Bilder meiner „SOUTH WEST SERIES“ fanden Käufer. Einer davon war aus Wuppertal! Soviel zum Thema: Jedes Bild hat seine Geschichte.

Ein sehr schönes Beispiel für mein Werk ist auch die Auftragsarbeit für die Hauptverwaltung der Barmenia Versicherungen. Das Bild heißt „Apassionata“, ist 2,50 x 12,50 Meter groß und hängt im Foyer. Das zeigt wesentliche Aspekte meiner Farbarbeit in einem großzügig gestalteten Raum. Das zu machen, hat auch nur ein Jahr gedauert ... (*lacht*) Es besteht aus unheimlich vielen Schichten. Und die Leute, die da täglich durchlaufen, möchten das auch nicht missen. Sie sagen mir, das Bild hätte eine unglaubliche Kraft. Das ist toll. Im Anschluss daran ist dann ein ähnlich großes Bild für eine Dortmunder Versicherung entstanden: „Lebensströme“.

Das ist 10 Meter hoch und 6 Meter breit und besteht aus drei Tryptichen. Das Tolle ist, dass diese Tryptichen jeweils für sich alleine wirken, sie aber auch durchgängig sind. Das ganze Werk hat viel mit Energie zu tun. Die Mitarbeiter der Versicherung, die dort täglich vorbeikommen, gehen auf drei Ebenen von einem Gebäudeflügel zum nächsten Flügel und sie haben dann immer diese verschiedenen Aspekte. „Wenn das Bild hier nicht wäre, dann würden wir uns hier zu Tode langweilen“, haben sie mir gesagt.

Haben Sie eigentlich eine Lieblingsfarbe?

Rot und Grün. Aber nicht so ein Knallrot, sondern Türkisch-Rot und so ein Gold-Grün, das sind meine Farbtöne.

Wie sieht Türkisch-Rot aus?

Das ist ein leuchtendes, aber nicht so grelles Rot. Ein bisschen so wie Karminrot. Es besteht zum Teil aus Alizarin. Das ist richtig gut. Es ist ein transparentes Rot und hat eine unheimlich tiefe Wirkung. Es ist nicht dicht, es ist nicht opak und geschlossen. Ähnlich wie Karminrot, aber Alizarinrot ist noch ein bisschen wärmer.

Sie haben früher auch schwarz-weiß gemalt, sind das jetzt keine Farben mehr für Sie?

Wenn ich schwarz-weiß male, dann heißt das, dass ich auch Farbe darunter habe. Ich mische mir meine Schwarztöne nie aus der Tube, sondern ich nehme immer Pigmente,

und mische mir dann immer noch Rot oder andere Farben dazu. Ich habe sehr viel hell-dunkel gearbeitet. Dazu habe ich ganze Serien gemacht. Ich brauche das, um mich zu neutralisieren. Denn Farbe macht ja ganz viel mit uns. Farbe hat eine Wirkung, bis hin zum Appetit. Wenn Sie viel mit Farbe arbeiten, kriegen Sie Hunger ... Und in einem Haus, indem es weiße Wände, Stahl und viel Glas gibt und man mit trockenen Themen arbeitet, wie eben bei einer Versicherung, da ist die Farbe etwas, was unmittelbar die Sinnlichkeit, den Appetit, das Schöne, das Wahre, das Freudige anspricht und positive Energien schafft. Das Rot kommt da auf einen zu! Warum ist Grün in Krankenhäusern zu finden? Grün wirkt beruhigend. Blau ist die Farbe der Ferne, das sagte schon Goethe. Er nennt die Farbe Blau „das niedliche Nichts“, es ist nicht substanzuell. Eine Primärfarbe hat ja auch in ihrer Reinheit und Klarheit immer auch schon eine psychologische Bedeutung.

Wie arbeiten Sie grundsätzlich? Haben Sie einen Arbeitsrhythmus oder malen sie aus dem Bauch heraus?

Sehr unterschiedlich. Ich hab jetzt den ganzen Winter über gemalt, weil ich fünf Ausstellungen hatte. Und die Ausstellungen müssen ja auch alle bestückt werden. Dann habe ich Phasen, in denen ich wirklich jeden Tag über zehn Stunden arbeite. Ich fange dann morgens um 9 Uhr an



„Iceland Echo“, 2016, Öl/Holz, 30 x 50 cm, verkauft



„Iceland Echo Series No 1“, Öl/Leinwand, 90 x 200 cm

und arbeite bis zum Abend, auch am Wochenende. Das mache ich dann durchgehend. Eine Weile geht das, bis ich ausgeleert bin und nicht mehr kann. Dann ist Schluss. Und ich freue mich, dann mal wieder etwas anderes zu machen, so wie Gartenarbeit, oder ich kümmere mich um Flüchtlingskinder ... das passt irgendwie ganz gut. Das alles geht nicht, wenn ich male, denn dann habe ich den Tunnelblick ... Das muss auch so sein, weil ich sonst Mist produziere und nicht zufrieden bin. Hier geht nur was raus, wenn ich auch hundertprozentig dahinterstehe. Ich mache keine Kompromisse. Ich male so pur wie es überhaupt nur geht. Nur dann weiß ich, dass das Bild auch die Energie rüberbringt, die es braucht. Und das ist letztendlich der Schlüssel zum Erfolg, dass diese Authentizität einfach stimmt.

Wie starten sie morgens in den Tag?

Ich bin ayurvedisch orientiert. Ich fange morgens mit heißem Wasser an, dann mache ich ein bisschen Yoga und ein wenig Körperarbeit. Später esse ich Obst oder ein Porridge. Da mache ich richtige Kunst draus. Weil das

Porridge ist ja langweilig, das ist ja nur beige. Da mach ich dann Heidelbeerjoghurt rein, dann kommen Früchte dazu, dann arrangiere ich die und dann mache ich ein Foto davon ... Ich mache immer Kunst (*lacht*).

Welchen Charakterzug muss man als Künstler haben?

Das ist eine schwere Frage ... Ich glaube, man braucht eine gehörige Portion Naivität, Gutgläubigkeit und so was wie Spielfreude. Man muss sich das Kind noch ein Stück weit erhalten haben. Dazu kommt natürlich noch die Lebenserfahrung und der unbedingte Drang, sich mitzuteilen. Ich sage ja immer, dass Künstler alle eine Form von ADHS haben ... (*lacht*)

Selbstdarsteller muss man nicht unbedingt sein, aber man muss was zu sagen haben und überzeugt sein von dem, was man macht. Das sind ja wahrscheinlich die meisten. Aber es muss auch noch Sinn machen und das ist nicht bei allen der Fall. Auch Ehrgeiz, Willenskraft und Selbstvertrauen gehören dazu. Du musst einfach überzeugt sein, dass die Botschaft, die du hast, wie zum Beispiel „Farbe heilt die Welt“ oder „Farbe verändert die Welt“, trägt und man die Fahne aufrecht hält und das einfach auch gegen die ewigen Nörgler macht. Dann merkt man ja auch: Ich verändere die Welt. Zumindest ein Stück weit beeinflusse ich das Leben der Menschen, die dort täglich ein und ausgehen, wo meine Bilder hängen. Nicht, dass ich dauernd denke, ich muss das so machen ... So ist das nicht. Diese Dynamik entsteht, durch das was energetisch passiert, weil ich das mache, was ich mache. Das ist die Quelle. Ich habe das nie wirklich geplant, aber es ergibt sich so.

Und die schönsten Momente sind natürlich, wenn die Vision, an der man trotz Schwierigkeiten festgehalten hat, als Kunstwerk raus in die Welt kommt. Das ist wahrscheinlich wie eine Art Geburt. Als mein erstes großes Bild damals

Zur Person

Christian von Grumbkow - Jahrgang 1946 - geboren in Oberhausen - Studium bei Prof. Rudolf Schoofs, WKS Wuppertal, Meisterschüler - Studium an der Rietveld-Academie, Amsterdam - Lehrauftrag an der Folkwangschule, Essen - Gründer und Gitarrist der Art-Rockgruppe Hoelderlin - Gastdozent an Colleges und Universitäten in Deutschland, A, CH, GB, USA, Canada - Kunstprojekte mit benachteiligten Jugendlichen an der CMS, Wuppertal - lebt und arbeitet in Wuppertal

www.grumbkow-colors.de

offiziell aufgehängt wurde, da hatte ich das Gefühl, ich könnte die ganze Welt umarmen. Ein tolles Gefühl: Das hängt da jetzt und das bleibt da jetzt! Dafür lohnt es sich zu leben. Es ist schon toll, solche Glücksmomente immer mal wieder haben zu dürfen, wo dann alles so stimmig ist ...

Was ist das Grundthema Ihrer Arbeit?

Eins meiner Themen ist zum Beispiel Wasser. Ich male Wasser jetzt nicht im klassischen Sinne wie Turner oder Monet. Im Grunde male ich ja gar nicht (*lacht*). Ich lasse laufen ... und das ist das, was Wasser tut. Die Farbe liegt in ganz dünnen Schichten übereinander. Chemikalien, die unterschiedlich darunter gemischt werden, ergeben dann dieses nuancenreiche Spiel. Das kann ein halbes Jahr dauern, in dem man jeden Tag eine Schicht drüber gibt. Und alles ohne Pinsel. Das Wasser, oder die Farbe, läuft, wie es laufen will. Das hängt immer davon ab, was ich dazu mische. Das ist schon ein klein wenig Alchemie. Und dies ist ein Weg, wie ich mich an die Malerei rangemacht habe. Ich muss nicht alles mit dem Pinsel machen. Manchmal sind das einfach Rinnsale, die sich durch Pigmente ihren eigenen Weg bahnen. Ich arbeite da mit dem Flüssigen und dem Festen gleichermaßen. Mein Thema ist wirklich zu sagen, zu zeigen, was kann Farbe machen und bewirken.

Arbeiten Sie immer in Serien?

Ja, es sind immer Serien. Ausgelöst durch Reisen oder nachhaltige Erlebnisse. Hier oben hängt beispielsweise ein Bild, das habe ich gemalt, als das Flugzeug in Südfrankreich vorsätzlich von dem Suizidpiloten zum Absturz gebracht wurde. Da musste ich einfach meine Wut, meine Verzweiflung über so eine irrsinnige Tat loswerden. Das habe ich mit einem ganz breiten Pinsel gemacht. Und dazu habe ich eine ganze Serie gemacht.

Wie Sie anfangs sagten, meinen die Menschen oft, auch Landschaften in Ihren Bildern zu erkennen. Ist das gewollt?

Ich nutze oft Strukturen, die an eine Landschaft erinnern, wenn ich zum Beispiel auf Holz male. Aber ich male eben keine Landschaften, es mutet ja nur an ... Im Grunde ruft man durch diese nicht konkretisierte Landschaft eine Stimmung ab. Ich arbeite dann mit Farben, die hat man vielleicht schon irgendwo gesehen und plötzlich meint man, eine Wiese zu sehen. Da arbeite ich so gesehen auf einer psychologischen Ebene. Jeder kann da etwas anderes sehen. Das ist wie ein Spiel.

Und morgen ist nun also die Premiere von Gazhebo, für das Sie das Bühnenbild entwickelt haben?

Genau. Da bin ich auch schon sehr gespannt. Das ist Tanztheater, aber nicht von Pina Bausch, sondern von



Christian v. Grumbkow zeigt ein Bild, das er nach den Ereignissen von 9/11 gemalt hat.

Claudio Li Mura. Ich würde da nicht mitmachen, wenn das nicht eine gewisse Qualität hätte.

Wir wollen uns zudem heute Abend noch wegen eines Flüchtlingsprojektes treffen ...

Dann ist das für Sie heute aber ein langer Tag ...

Ich bin ja sowieso eine Nachteule. Und wenn man das macht, was man liebt, gibt einem das ja auch eine Menge Energie zurück.

Ganz lieben Dank für diese spannenden Einsichten.

War es das schon? Ich dachte, wir fangen gerade an ... #



„Abend“

„Bei mir geht es oft um das Zufällige, das sich ergibt.“

Brigitte Schöpf geht mit dem Pinsel auf Reisen

Die Innenarchitektin Brigitte Schöpf hat ihr Skizzenbuch in ständiger Bereitschaft. Die meisten ihrer Bilder und Zeichnungen entstehen unterwegs auf ihren Reisen, vor allem in Asien und Italien. Sie liebt es, draußen zu zeichnen, schnell und pointiert. So entstehen ihre Aquarelle und Skizzen, wunderbare Momentaufnahmen. In ihrem Atelier in den Königsberger Höfen entstehen weitere Werke, eher abstrakt und großformatig.

Wie bist du zur Kunst gekommen?

Brigitte Schöpf: Ich wollte eigentlich Kunst studieren. Das habe ich aber damals bei meinen Eltern nicht durchgebracht und so bin ich Innenarchitektin geworden. Während des Studiums habe ich aber natürlich viel gezeichnet und habe dort das Handwerk mit Perspektive und Bleistift gelernt. Davon war ich vom ersten Semester an ziemlich angefixt. Ich bin dann immer rumgezogen in Gräfrath und Beyenburg und hab ganz viel gezeichnet. Ich habe dabei für mich entdeckt, dass ich beim Zeichnen genau das rausarbeiten kann, was für mich wichtig ist. Beim Foto ist alles drauf und beim Zeichnen kann ich das, was mir wichtig ist, ein Detail, ein Fenster, einen Hauseingang oder Menschen, betonen. Dann habe ich angefangen, auf Reisen immer ein Skizzenbuch mitzunehmen. Zuerst habe ich mehr über die Linie gemacht, also gezeichnet, dann die Zeichnungen coloriert und später erst zaghaf, dann mehr und mehr die Aquarellmalerei mit dazugenommen.

Ich bin allerdings beruflich immer sehr eingespannt. Ich habe ein eigenes Architekturbüro und war eigentlich seit Ende meines Studiums immer sehr busy. Das mit der Kunst hat sich erst in den letzten Jahren immer weiter und weiter entwickelt. Meistens male ich jetzt auf Reisen. Immer

mehr. Ich mache richtige Malreisen und aquarelliere. Also alles, was ich an Aquarellen habe, ist immer unterwegs entstanden.

Was heißt Malreise? Fährst du dann alleine oder in der Gruppe?

Das ist unterschiedlich. In Venedig habe ich zum Beispiel eine feste Gruppe, da treffen wir uns einmal im Jahr in Venedig und malen dann die ganze Woche vor Ort. Wir setzen uns dann dahin, Aquarellkasten und alles mit dabei, und dann malen wir Straßenszenen, Gondeln, Palazzi, alles was wir sehen.

Ein Aquarell muss schnell entstehen, das entspricht sehr meinem Naturell. Ein Aquarellbild kann man nicht fälschen. Im Atelier entstehen keine Aquarelle, die mache ich immer vor Ort.

Und wenn ich alleine unterwegs bin, wie letztes Jahr in Kuba, dann habe ich Skizzenbücher, die eine Art gezeichnetes Reisetagebuch ergeben. Ich fange dann Straßenszenen ein. Die Frauen auf Kuba sind tolle Modelle, ein Traum. Oder die Männer mit ihren Zigarren im Mund. Manchmal frage ich jemanden, ob er kurz für mich stehen oder sitzen bleiben kann. Auf Kuba gibt es viele Musiker, an jeder Ecke, das war schon ziemlich toll ... ich habe so einen

kleinen Aquarellkasten, Wasser, Pinsel, alles griffbereit und dann halte ich kurz an und zeichne. Oder abends beim Tanzen, da hab ich dann nicht getanzt, sondern skizziert. Solche Sachen entstehen dann unterwegs. (Sie zeigt uns ein Skizzenbuch.)

Das Reisetagebuch ist aber nur privat für dich oder kann man das auch öffentlich sehen?

Ich habe schon mal überlegt, ob ich meine Skizzenbücher verlegen lasse. Aus zeitlichen Gründen habe ich das bis jetzt aber noch nicht geschafft.

Neuerdings bin ich Mitglied bei den „Urban Sketchers“, eine bundesweite Gruppe von Zeichnern, die spontan draußen malt. Das „Draußen-Malen“ ist ja im Moment wieder sehr beliebt, genau wie alles von Hand zu machen ja wieder sehr gefragt ist. Wir treffen uns oder stellen online gegenseitig unsere Bilder ein. Das finde ich sehr anregend. Hier sind beispielsweise Zeichnungen aus Indien. (Sie blättert in ihrem Skizzenbuch.) Wenn ich die Zeichnungen im Nachhinein ansehe, weiß ich genau, wie die Stimmung war, wie es dort gerochen hat ... (lacht) Wenn ich sehr wenig Zeit habe, habe ich nur schwarz-weiß gezeichnet, mit Bleistift und Tusche. Und wenn ich etwas mehr Zeit habe, dann hole ich den Aquarellkasten raus. Ich zeichne auch sehr gerne Menschen, immer nach Modell, nie nach Fotos. Wenn ich nicht auf Reisen bin, male ich keine Aquarelle,

sondern großformatige abstrakte Bilder. Seit vielen Jahren fahre ich nach Düsseldorf zur freien Akademie für Malerei. In letzter Zeit habe ich neue Techniken probiert, Drucke, Monotypien. Oder eben Workshops mit Figur.

Aber ich glaube, ähnlich ist in allen meinen Arbeiten, dass sie ein bisschen aquarellig sind, dass die immer dieses Leichte und Schnelle haben und häufig die Linie dabei ist. Bei meinen großformatigen Arbeiten, die im Atelier oder der Akademie entstehen, geht es nicht um ein Motiv. Das ist anders als beim Aquarell. Da ist die Vorgehensweise, Fläche, Farbe und Linie zu komponieren und dann über die Komposition immer wieder die Flächen mit der Linie zu fangen.

Mit welchen Farben arbeitest du dann?

Das hier ist zum Beispiel Gouache. Gouache ist wasserlöslich, im Gegensatz zu Acryl. Aber schneller als Acryl. Mir persönlich ist Acryl ein bisschen zu zäh und mir entspricht Gouache mehr, weil es eine Wasserfarbe ist. Häufig lasse ich das Weiß des Papiers stehen. Genau wie beim Aquarell.

Hast Du aktuell eine Ausstellung in Planung?

Ja, sie heißt „Die Neuen“. Ich bin jetzt Mitglied im BBK und es gibt unter dem Titel „Die Neuen“ eine Gruppenausstellung in der Schwarzbach-Galerie hier in Wuppertal. Ich habe dort einen ganzen Raum zur Verfügung.

Du sagst, dass du jetzt mehr malst als früher. Heißt das, dass du beruflich als Innenarchitektin kürzer trittst?

Nicht wirklich, ich habe nach wie vor einen Vollzeitjob als Innenarchitektin, aber in meiner Freizeit male ich ausschließlich. Aber ich hätte schon gern mehr Zeit zum Malen. Ich arbeite daran.

Und ganz den Beruf aufzugeben ist keine Option für dich?

Nein, dafür liebe ich meinen Beruf auch zu sehr. Aber in meiner Entwurfsarbeit im Büro zeichne ich sehr viel. Die Vorentwürfe mache ich mit Filzstift, Buntstiften, dann verarbeiten wir die Skizzen weiter in CAD.

Ich war Ende Mai in Venedig auf der Architekturbiennale und da ist mir aufgefallen, dass das Skizzieren wieder sehr gefragt ist. Es lässt noch viel Raum für Fantasie, ist nicht so „fertig“ wie eine Computer-Visualisierung. Auch Materialcollagen, also etwas zum Anfassen, gibt es wieder, Architekturmodelle werden wieder gebaut.

Ich stelle es mir sehr anstrengend vor, nur am Wochenende Zeit zum Malen zu haben.

Natürlich wäre es ein Traum für mich, wenn ich mal ein Jahr lang nur reisen und malen könnte. Aber Malen empfinde ich nicht als anstrengend, im Gegenteil, es ist für mich sehr anregend.





rechts und links:
Brigitte Schöpf im Gespräch

unten:
Das Atelier in den
Königsberger Höfen



Zur Person

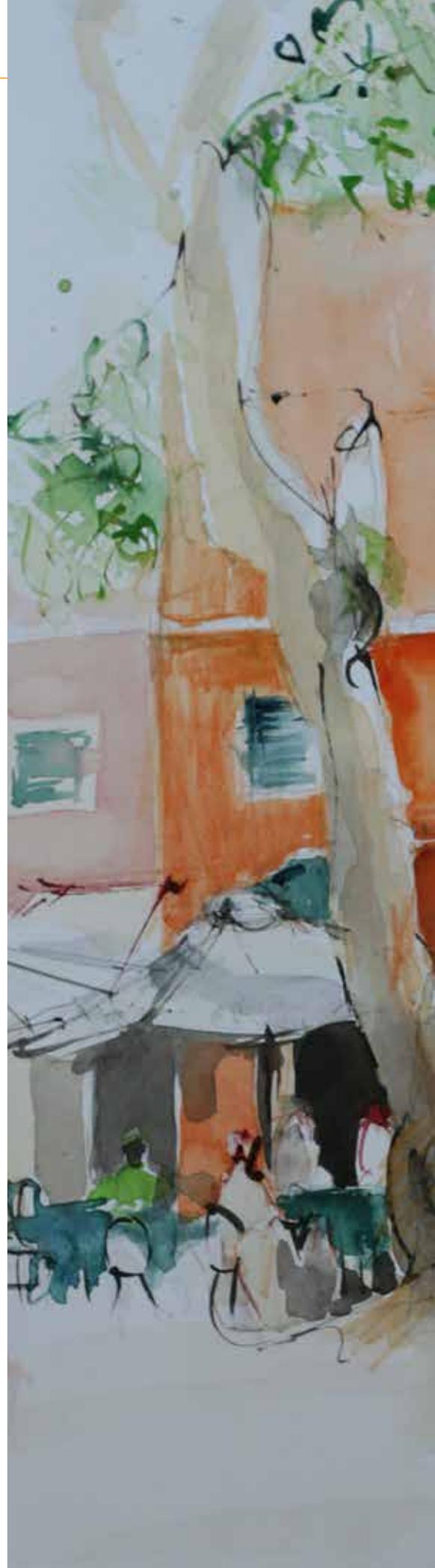
Brigitte Schöpf - Jahrgang 1958 - geb. in Grabsberg -
Studium der Innenarchitektur, GHS Wuppertal - Innenarchitektin und
Straßenmalerin - Mitglied im BBK - lebt und arbeitet in Wuppertal

www.brigitteschoepf.de



links:
„Zypressen Toskana“

rechts:
„Lucca Piazza Napoleone“





Also hast du es nicht bereut, dass deine Eltern dich damals zur Architektur gebracht haben?

Nein, ich glaube nicht. Hätte ich Kunst studiert, dann hätten sich manche Sachen anders entwickelt. Vielleicht hätte ich mir dauerhaft etwas „Handfesteres“ gewünscht. Das kann ich nicht sagen.

Hast du ein paar Lieblingsbilder?

Schwierig, sie sind so unterschiedlich. Wenn ich mich jetzt aus den hier ausgestellten Bildern für eins entscheiden müsste, dann würde ich eines von den Aquarellen aussuchen. Das sind meine Augenblick-Geschichten.

Arbeitest du viel im Atelier oder eher zu Hause?

Nein, ich arbeite sogar eher wenig im Atelier. Eher in der Akademie in Düsseldorf. Und auf Reisen eben.

Du nimmst auch bei der WOGA teil?

Ja, an der WOGA nehme ich immer teil.

Ist Wuppertal als Standort für dich okay?

Ja, ich wohne hier in Wuppertal. Und hier im Atelierhaus gefällt es mir sehr. Hier sind noch weitere Künstler, da kann man sich dann ab und an mal austauschen.

Bist du beim nächsten Mal auch wieder bei der WOGA dabei?

Ja, auf jeden Fall.

Aber man verkauft dort wohl eher weniger oder?

Es kommen natürlich viele Leute vorbei, die einfach nur schauen wollen. Unser Künstlerhaus ist bei der WOGA immer sehr gut besucht, weil so viele unterschiedliche Künstler unter einem Dach sind.

Wie lange hast du dein Atelier hier in den Königsberger Höfen jetzt schon?

Dieses Atelier hier im dritten Geschoss habe ich seit einem Jahr. Davor war ich aber schon drei Jahre in diesem Haus und habe mir ein Atelier geteilt. Ich freue mich, dass ich jetzt Mitglied im BBK bin und wir gemeinsame Ausstellungen planen.

Wie lange brauchst du für ein großes Bild?

Einen Abend und am nächsten Tag noch ein bisschen.

Verarbeitest du deine Skizzen später nochmal als Idee oder als Motiv an anderer Stelle wieder?

Nein, eigentlich nicht. Die Skizze bleibt die Skizze. Und das macht es ja auch wieder interessant. Ich habe meistens wasservermalbare Stifte, flüssiges Aquarell und mehrere Kreidestifte in der Hand.

Ich kombiniere auch gerne Kreide mit Gouache. Ich mag es, wenn sich die Kreide nochmal anlöst, dann ergeben sich schöne Farbtöne. Bei mir geht es oft um das Zufällige, das sich ergibt. Das ist für mich einfach lebendig.



„Markt Mysore“

Es sind also reine Momentaufnahmen, ähnlich einer Tagebucheintragung.

Ja, das stimmt.

Und wie verkaufst du? Hast du eine Galerie?

Nein, ich habe keine Galerie. Ich verkaufe bei den Ausstellungen oder bei der WOGA. Oder bei Freunden und Bekannten ... Als ich anfang zu malen, da hat mich mal jemand gefragt, ob er das kaufen kann und da habe ich gesagt: „Nee, das ist meins!“ (lacht). Und dann habe ich gedacht, gut, an Freunde und nette Leute kann ich ja auch mal was verkaufen. Wenn ich dann weiß, wo das hängen wird und sehe, dass es dort auch gut aufgehoben ist.

Hast du dir noch etwas für die Zukunft vorgenommen?

In Venedig auszustellen. Und ich könnte mir auch vorstellen, längere Zeit am Stück auf Malreise zu gehen. Mich faszinieren ja auch außereuropäische Länder. Kuba oder Asien. Alles, was so ein bisschen fremd ist. Mein nächstes Reiseziel ist außerdem Japan. Oder auch Peru. Da kann ich mir auch vorstellen, dass da viele schöne Farben sind.

Hast du eine Lieblingsfarbe?

Nein, das kann ich nicht sagen.

Du benutzt wenig Grün, wenn ich mich hier so umschaue ...

Grün ist auch eine schwierige Farbe, finde ich. Wenn schon Grün, dann muss viel Schwarz mit dabei sein, sonst kann man das Grün alleine nicht aushalten.

Hast du dir das Aquarellieren eigentlich selbst beigebracht?

Anfangs ja, ich habe mir gleich zu Beginn des Studiums einen Aquarellkasten gekauft. Aber dann war mir das zu wenig und ich habe viele unterschiedliche Kurse besucht. Als ich einmal auf einer Reise auf Mykonos war, habe ich Galerien mit Aquarellen von Gassen und Straßenszenen in wunderschönen Farben gesehen, ganz locker gemalt. Das fand ich so toll und habe gesagt: „Das will ich auch!“ Und seitdem arbeite ich daran.

Auf Leinwand malst du also gar nicht?

Schon allein aus Platzgründen eher selten. Aber ich probiere vieles aus, verwende verschiedene Materialien, mache Collagen. Da ich ja recht schnell arbeite, probiere ich die unterschiedlichsten Techniken aus und kombiniere oft. Ich mag es auch sehr, mit der weißen Fläche zu spielen und mit Linien dann verschiedene Räume einzufangen. Das ist schon alles sehr, sehr vielfältig ... Schon allein deshalb wünsche ich mir dafür mehr Zeit ... #



unten:
Reiseskizzenbuch der Künstlerin



„Kunst ist für mich ein Lebensmotor.“

Doris Oberschachtsiek thematisiert Körperformen

Die Malerin Doris Oberschachtsiek abstrahiert anatomische Formen auf einfachste Grundformen. Sie zeigt den Menschen als Teil der Natur. So wird aus einem menschlichen Körper auch mal eine Landschaft. Die Malweise der Wahlwuppertalerin ist dabei schnell und pastos. Die haptisch wirkenden Bilder weisen auf ein weiteres wichtiges Thema ihrer Arbeit hin, den Kontrast von Licht und Schatten. Ihr Atelier hat die Künstlerin in den Königsberger Höfen in Wuppertal. Dort hat sie 2006 die Druckwerkstatt mitgegründet und war jahrelang im Vorstand der BBK (Berufsverband Bildender Künstlerinnen und Künstler) engagiert.

Doris Oberschachtsiek
in ihrem Atelier in den
Königsberger Höfen





Bist du hier in Wuppertal geboren?

Doris Oberschachtsiek: Nein, ich bin in Herford geboren, Herford bei Bielefeld.

Aber du lebst und arbeitest schon eine ganze Weile in Wuppertal?

Ja, genauer gesagt seit 1985. Ich bin also schon super lange in Wuppertal. Über die Hälfte meines Lebens.

Und hier gefällt es dir auch?

Ja. Zwischendurch wollte ich zwar mal weg, das war so 1999, da habe ich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um weg zu kommen. Da kam mir die Stadt so eng vor. Aber dann bin ich wieder zurückgekommen. Ich hatte in Bonn schon eine Wohnung angemietet, aber bin gar nicht dort eingezogen (*lacht*). Denn das soziale Netz hier ist einfach gut. Ich habe hier eben mehr Freunde. Mittlerweile

empfinde ich das hier auch als meine Heimatstadt. Und Wuppertal ist auch nicht so glatt und protzig. Es ist klein und schnuckelig und auch ein bisschen schräg. Pro Schlot ein Kirchturm. Die ganzen Fabrikgebäude, dazu das viele Grün, die Hügel ... Das ist schon meine Wahlstadt, das muss ich wirklich sagen.

Wie bist du zur Kunst gekommen?

Ich habe schon als Kind gemalt. Also eigentlich immer schon. Das war immer mein Ausdruck. Ich wollte natürlich freischaffende Künstlerin werden. Aber von zu Hause habe ich nicht viel Unterstützung bekommen. Meine Eltern hielten das halt für „brotlose Kunst“.

Mit Anfang Dreißig habe ich mich dann nochmal auf eigene Faust an zwei Akademien beworben, in Düsseldorf und Münster. Ich bin aber nicht genommen worden.



Der damalige Dozent in Münster, der meine Arbeiten durchschaute, das war Timm Ulrichs, sagte gleich: „Ja, dann sind sie ja schon fast so alt wie manche Dozenten hier ...“ Mit Dreißig wird die Mappe eben ganz gesondert durchgeschaut. Jedenfalls ist es dann nichts geworden. Aber ich habe mir gesagt, wenn ich an den Akademien nicht genommen werde, dann gehe ich halt meinen eigenen Weg.

Bevor ich mich dort beworben habe, war ich auch eine kurze Weile in Bochum, da gibt es ein privates Institut für bildende Kunst und Kunsttherapie, IBKK. Und da habe ich mich eingeschrieben und auch angefangen. Aber das war viel zu verschult und zu eng. Das war nichts für mich. Ich wusste gleich, dass ich dort nicht richtig bin. Und so habe ich das dann abgebrochen. Danach habe ich bei verschiedenen Künstlern wie Ulle Hees und Luoke Chen

im Atelier Kunstkurse belegt. Ja, wie gesagt, es brannte immer in mir. Da brauche ich auch von Außen keinen Input. Und es war natürlich anfänglich mein Wunsch, mit Kunst meinen Lebensunterhalt zu verdienen oder doch zumindest nebenberuflich davon leben zu können. Seit 1999 bin ich auch im BKK, dem Berufsverband Bildender Künstler. Und seit 2007 war ich dort auch im Vorstand, bin aber letztes Jahr wieder zurückgetreten, weil mir das zu zeitintensiv wurde, neben der Arbeit. Und ich habe mich jetzt auch klar entschieden, Geld verdienen und Kunst zu schaffen voneinander zu trennen. Zuvor gab ich auch viele Malkurse und habe an dem Projekt „Kunst und Schule“ teilgenommen. In dieser Zeit habe ich eine ganze Weile hier im Gebäude in der BBK-Druckwerkstatt gearbeitet. Die haben wir 2006 gegründet. Dort habe ich mit Lithografie experimentiert und später mit Schablonendruck. 2010 habe ich einen Schnitt in



Die Künstlerin spielt mit Körperformen - hier eine Landschaft geformt aus den Umrissen eines menschlichen Körpers

der Malerei gemacht und Objekte gefertigt. Ich habe aber letztendlich gemerkt: Die Malerei ist es! Das ist das, was mich interessiert.

Hier hängen einige Bilder, die erinnern an Fleisch, an Körperteile ... Ist das eines deiner Themen?

Ja. Wenn man es umdreht ist es eine Lunge mit einem Stück Magen. Ich habe es gedreht, weil es mir so von der Form her besser gefiel. Körperformen und Körperfragmente sind meine Themen. Manchmal fast ins Landschaftliche übergehend und immer mehr abstrahierend. In dem Stil habe ich mal eine großformatige Serie mit Fußformen gemalt. Das ist aber auch schon länger her, 2001 oder 2002. Ich habe auch viel Aktzeichnen gemacht. Organformen finde ich auch interessant. Hier unten (Sie zeigt auf einige Bilder.) habe ich zum Beispiel mit Herzformen experimentiert.

Hast du eine Lieblingsfarbe?

Ich dachte mal, es wäre Rot. Rot finde ich schon sehr speziell. Aber eigentlich mag ich so ziemlich alle Farben. Natürlich habe ich meine Palette, aber die wechselt auch mal. Am Anfang war meine Palette mal in Gelb-Schwarz. Ich mag die Kombination der Farbtöne in allen Mischungen und Helligkeiten. Licht und Schatten ist mir wichtig. Aber diese Fleischfarben schleichen sich auch immer wieder ein. Blau habe ich jedoch eher selten in meinen Arbeiten.

Wie viel Zeit verbringst du mit deiner Arbeit als Sozialpädagogin?

Ja, ich habe Sozialpädagogik studiert und arbeite derzeit 30 Stunden die Woche. Bewusst nicht in Vollzeit, wegen der Kunst. Zur Zeit bin ich allerdings künstlerisch gar nicht auf Außendarstellung eingestellt. Ich habe das letzte Jahr wenig gemalt, höchstens auf Reisen gezeichnet und aquarelliert. Aber seit Anfang des Jahres habe ich wieder angefangen zu malen.

Ich bin in einer Umbruchsituation. Ich weiß nicht, ob ich das Atelier auf Dauer halten kann. Zwar würde ich gerne regelmäßiger hier sein, aber bei der Arbeit in der Sozialpädagogik brauche ich mindestens einen Tag in der Woche um mich zu regenerieren.

Die Trennung zwischen Kunst und „Geldverdienst“ wird bei mir immer stärker. Ich habe noch nicht einmal mehr Lust, Kunstkurse zu geben. Das hat wahrscheinlich auch mit dem Hauptjob zu tun. Das liegt an der kräftezehrenden, auf Kommunikation ausgerichteten Arbeit.

Aber ist die Arbeit mit der Farbe nicht an sich schon ein guter Ausgleich und lässt einen zur Ruhe kommen?

Wäre jetzt auch so mein Wunsch ... Aber ich habe es anders erlebt, weil ich einen anderen Anspruch an die Malerei habe. Das hat für mich nichts Meditatives, sondern die Malerei ist eher spannend für mich. Wenn klar ist, was zu tun ist, dann ist das ein bisschen entspannter, aber oft ist es halt unklar und in der konzeptionellen Phase dann eher nicht so beruhigend.

Wie arbeitest du? Kommst du regelmäßig ins Atelier? Und wie entwickelst du neue Ideen?

Ideen habe ich genügend, die stapeln sich schon hier in meinen Skizzenbüchern. Ich habe meist eine Ausgangsidee, lasse aber auch offen, wie sich das Bild dann entwickelt. Was mich immer wieder fasziniert ist „Licht und Schatten“. Ich teile das Bild zuerst in Flächen auf. So fange ich manchmal an, indem ich das Bild zuerst in Licht- und Schattenflächen aufbaue. Und dann kommt die eigentliche Arbeit. Ich möchte mich vom Prozess des Bildes immer wieder überraschen lassen. Ich habe Ideen und auch Skizzenbücher, in denen ich Farbpaletten sammle, mich allein von Farben

inspirieren lasse. Ich sehe dann nur Farben ... Ich weiß meist noch nicht, was ich dann damit mache. Das wächst so. Ich habe auch eine Sammlung an Körperformen, die ich skizziere und sammle. Zum Beispiel einen Baumstamm, der an Körperformen erinnert. Er sieht wie ein Torso aus. Ich habe viele Fotos und Zeichnungen davon gemacht. Das sind auch so organische Formen. Eben Körperfragmente. So was kann ein Auslöser sein. Darauf greife ich dann auch immer wieder zurück. Also, Ideen und Anregungen habe ich eigentlich viel zu viel. Nur die Zeit, das Ganze umzusetzen, die fehlt mir dann.

Wenn ich nicht arbeiten müsste, wäre ich viel öfter hier. Letztendlich müsste man sich viel mehr Zeit nehmen, sich ein Zeitfenster dafür freischaufeln, aber dazu kann ich mich im Moment nicht zwingen. Ich habe mich früher oftmals unter Druck gesetzt für Ausstellungen und ähnliches, aber das mache ich nicht mehr. Nein.

Gibt es Ausstellungen, die dich inspiriert haben?

Ja. Zum Beispiel in Königswinter im Foyer der damaligen Holding AG. Da habe ich zusammen mit zwei anderen Künstlerinnen ausgestellt, einer Malerin und einer Bildhauerin. Dort wurden drei Arbeiten von mir verkauft. Oder hier in der Kunsthalle in Barmen. Auch in der

Schwarzbach-Galerie. Und ganz besonders im Bürger-Bahnhof in Vohwinkel, einer sehr schönen Location.

Von der Druckwerkstatt aus haben wir 2015 und 2016 je einen Kalender gemacht, da wurden dann die Originalen zu den Monatsseiten ausgestellt. Das waren atmosphärisch sehr schöne Ausstellungen. Da habe ich mich total wohl gefühlt.

Bei der WOGA hast du auch teilgenommen?

Ich war früher immer dabei. Zuletzt 2014. Davor hatte ich ein, zwei Jahre lang ausgesetzt. Aber das ist mir momentan nicht so wichtig, so wie meine Außendarstellung.

Ist es dir wichtig, Geld mit deiner Kunst zu verdienen?

Früher wollte ich davon leben, den Anspruch habe ich aber mittlerweile nicht mehr. Später hatte ich den Wunsch, Kunst und Geldverdienen miteinander zu verbinden. Zum Beispiel durch Kunst-Kurse und -Projekte. Habe aber gemerkt, dass meine eigene künstlerische Arbeit dabei auf der Strecke bleibt. Dann habe ich entschieden, beides klar voneinander zu trennen. Mittlerweile muss ich mit der Kunst kein Geld mehr verdienen. Auch von dem Druck, eine große Öffentlichkeit mit meiner Kunst zu erreichen, habe ich mich verabschiedet.





Ich habe heute morgen etwas Schönes gelesen: „Es kommt im Leben nicht darauf an, etwas Großes zu leisten, sondern das, was man tut, mit Liebe zu machen.“

Hast du ein neues Thema, was du gerne künstlerisch noch angehen möchtest?

Wie gesagt, ich schaue, was die Entwicklung so bringt. Das Thema „Hell und Dunkel“ oder „Licht und Schatten“ interessiert mich in den letzten Jahren sehr und besonders die Malerei mit Öl hat mich gepackt. Da hab ich mich vorher nie so dran getraut. Früher habe ich mehr mit Acryl gemalt. Danach habe ich Ei-Tempera selbst hergestellt. Aber Ölfarbe ist auch wirklich die Königin unter den Farben. Es trocknet langsamer und das Haptische, das Pastose, das ist toll. Bei Ölfarbe sieht man je nach Arbeitsweise immer noch den Duktus des Pinsels. Mit Ölfarbe ist es natürlich auch schwieriger spontan zu malen, weil es so langsam trocknet. Ich habe früher recht schnell gearbeitet, nicht unbedingt Actionpainting, aber ich habe die Farbschichten schon recht schnell aufgetragen, und mit Öl geht das halt nicht so gut.

Wie gehst du morgens in den Tag hinein?

Ich versuche es langsam ..., aber mein Wecker geht ja manchmal schon um 5:30.

Das Atelier mit einer Serie von Körperperformen-Gemälde



Hast du noch Tage, wo es dich einfach packt? Wo du sagst, heute male ich nur?

Früher habe ich versucht, jede freie Minute im Atelier zu verbringen. Aber wenn man regelmäßig arbeiten muss, holt einen die Realität irgendwann ein.

Denkst du manchmal, wenn du an einem bestimmten Punkt im Leben anders abgebogen wärst, hätte es mit der Künstlerkarriere besser geklappt?

Das ist eine schwierige Frage. Vielleicht wenn ich doch nochmal Gas gegeben hätte, um zu studieren ... Letztendlich versuche ich mich, mit dem anzufreunden, was ist. Auf jeden Fall ist ein ganzes Stück Druck verschwunden, als ich mich entschieden habe, mit meiner Kunst kein Geld mehr verdienen zu müssen. Früher hätte ich völlig anders gedacht. Das ist eine ganz, ganz langsame Entwicklung gewesen. Der Druck liegt jetzt mehr im Geld-Verdienen.

Und wie sieht es mit der Zeit für Präsentationen und Ausstellungen aus?

Ich gebe mir, wenn etwas wirklich gut geworden ist, auch die Zeit, das entsprechend zu präsentieren. Ich möchte nichts „Halbgares“ ausstellen. Ich habe früher mehr an Ausstellungen und entsprechenden Konstrukten und Konzepten festgehalten. Aber das Leben spielt manchmal anders und ich möchte im Hier und Jetzt auf das Leben reagieren, so wie ich bin.

Hast du Vorbilder in der Malerei?

Ich stehe absolut auf Per Kirkeby, einen dänischen Maler (*1938). Tony Cragg mit seinen Skulpturen finde ich auch sehr gut. Emil Schumacher (*Deutscher Maler, *1912/†1999*) war mal eine Zeit lang mein Lieblingskünstler. Und Maria Lassnig (*Österreichische Medienkünstlerin, *1919/†2014*) fand ich auch ziemlich gut.

Hast du für die Zukunft noch eine Idee oder einen Wunsch? Zum Beispiel eine bestimmte Ausstellung?

Ich sag es mal so: Wenn jetzt eine Galerie käme, die mich ausstellen wollte, würde ich, wenn es passt, sicherlich nicht nein sagen. Aber ich habe auch im Rahmen der Druckwerkstatt mit dem BBK im letzten Jahr an drei Ausstellungen teilgenommen, die gut waren. In diesem Jahr stellen wir zum Ende des Jahres 2016 in der „galerie#23“ in Velbert-Langenberg Druckgrafiken aus.

Erstellst du dafür neue Druckgrafiken?

Nein, aktuell mache ich keine Druckgrafiken.

Hier hängt ein Bild von einer Landschaft. Ist das ein Berg?

Das ist es irgendwie auch, ja, aber das ist letztendlich von einer Körperskizze inspiriert. Wenn man das so herum dreht, kann man das immer noch so ein bisschen sehen.

Schultern, Rücken, Po ... Das habe ich ganz bewusst genommen, aber auch ganz bewusst gedreht.

Von wann ist das Bild?

Von 2008. Das ist jetzt auch ein bisschen älter.

Schließt man je mit seinen Werken ganz ab und sucht sich stets neue Themen?

Ja und Nein. Wirklich gute Arbeiten sind dauerhaft gut. Wenn man das Gefühl hat, da ist irgendwas passiert oder gelungen. Das Bild hier ist zwar von 2008. Ich habe dazu jetzt sicher eine gewisse Distanz und würde es heute wieder anders malen. Aber dennoch kann ich mich heute noch damit identifizieren. Und das finde ich schön. Doch es wäre schon gut, jemanden zu haben, der mit meinen Arbeiten, den alten und neuen, Ausstellungen macht. Wenn man einen Galeristen hätte, der einem etwas Arbeit abnimmt ... Denn sowohl das Marketing, als auch Ausstellungen durchführen und zu organisieren und natürlich die Malerei, das sind schon wieder drei Berufe, drei Fulltime-Jobs.

Aber mit dem BBK ist man doch auch schon gut aufgestellt.

Man könnte sich schon noch besser aufstellen. Aber es hat sich jetzt so entwickelt. Ich nehme da im Moment nur an Gruppenausstellungen teil. Um eigene Einzelausstellungen muss man sich eben auch richtig kümmern. Aber dazu fehlt neben der Arbeit die Zeit.



Der Pinselstrich ist bevorzugt schnell und pastos



Doris Oberschachtsiek vor einem ihrer Ölgemälde

Ist Wuppertal ein guter Standort für Künstler?

Wuppertal ist eben eine gute „Produktionsstätte“. Hier gibt es die günstigen Ateliers. Die ganzen vielen alten Fabrikgebäude. Aber für den Verkauf sind sicherlich andere Städte wie zum Beispiel Düsseldorf oder Köln besser geeignet.

Es ist erschreckend, wie viele Künstler zwar ihre Werke gut verkaufen, aber dennoch nicht davon leben können.

Ich habe früher auch in meiner Naivität mit Anfang Zwanzig gedacht, dass alle Künstler, die in Galerien hängen, von ihrer Kunst leben können. Aber das ist natürlich nicht so. Man sagt, das zwei bis fünf Prozent

der Künstler gut von ihrer Kunst leben können. Gerhard Richter, Neo Rauch und so weiter ... Im BBK kann beispielsweise der Manfred Feddersen von seiner Kunst leben. Das ist der einzige, den ich da kenne, der das kann.

Macht man Kunst, um Geld zu verdienen?

Man macht es, weil es der Lebensmotor ist ...

Kunst ist also doch kein „normaler Job“ oder?

Nein, das funktioniert schon anders. Ich habe das eine Zeit lang auch anders praktiziert. Ich habe nicht auf die große Eingebung gewartet oder so. Ich habe oft mehrere Sachen parallel gehabt, an denen ich gearbeitet habe. Und ich habe immer geschaut, wo sich was entwickelt, wo etwas weiter geht. Aber bis man in den Flow kommt, das dauert und das ist oft auch erst Mal mit kleinen Widerständen verbunden. Du kommst ins Atelier, bist von dem, was du siehst, ernüchert, und dann fängst du an und irgendwann kommt etwas dabei raus ... oder auch nicht. Du hast was Bestimmtes vor und willst etwas machen und dann denkst du: Schauen wir mal, welchen Werdegang das nimmt.

Das Schöne ist, es ist immer lebendig, es ist immer Ausdruck. Es ist wie eine Rücksprache, wie eine Beziehung. Es verändert sich ständig ... und genau diese Entwicklung finde ich einfach spannend. #

Zur Person

Doris Oberschachtsiek - Jahrgang 1961 - geb. in Herford
- Mitglied im BBK - Studium freie Malerei an der Kunstakademie Trier - Diplom-Sozialpädagogin, Schwerpunkt Medienpädagogik - lebt und arbeitet seit 1985 in Wuppertal

www.bbk-bergischland.de/obersch/start.htm

10 Fragen & Antworten

Auch wenn Wuppertal über eine breite Kunst- und Kulturszene verfügt, der Kunstmarkt steckt noch in den Kinderschuhen. Es gibt nur knapp ein Dutzend Galerien und die wenigsten arbeiten profitorientiert. Drei davon haben sich die Zeit genommen, uns ein paar Fragen zu beantworten.

Galerie Hengesbach

Galerie Hengesbach

Inh. Rolf Hengesbach
Vogelsangstr. 20
42109 Wuppertal
hengsbach-gallery.com

Frage 1: Herr Hengesbach, wo suchen und finden Sie Ihre Künstler?

Wenn es um junge Künstler geht, dann werden wir bei Rundgängen an deutschen Kunstakademien auf sie aufmerksam, bei den älteren Künstlern auf internationalen Kunstmessen oder auf Ausstellungen in Museen, Kunsthallen oder Kunstvereinen.

Frage 2: Nach welchen Kriterien wählen Sie „Ihre Künstler“ aus?

Wenn wir das Gefühl haben, dass ein Künstler aus einer interessanten und komplexen Motivation heraus in seinem Medium zu besonders kreativen Resultaten kommt.

Frage 3: Wie viele Künstler betreuen Sie regelmäßig oder gleichzeitig?

Als Stammkünstler der Galerie ungefähr 15 Künstler.

Frage 4: Wie viele Ausstellungen veranstalten Sie pro Jahr?

In der Regel fünf bis sechs Ausstellungen.

Frage 5: Sind Sie auf Kunstmessen vertreten?

Nach Messebeteiligungen auf der Art Cologne, Art Basel, Arco Madrid haben wir während der Berliner Zeit der Galerie nur an Spezialmessen wie Move, New York, oder Loop Barcelona teilgenommen.

Frage 6: Was macht den Standort Wuppertal für Sie als Galerie interessant?

Ich habe hier meine Galerie Anfang der Neunziger eröffnet und, selbst als die Galerie in Köln und in Berlin war, auch weiter Ausstellungen gezeigt.

Frage 7: Welche Art von Kunst bieten Sie Ihren Sammlern an?

Wir bieten Kunst in allen Medien der zeitgenössischen bildenden Kunst an bis hin zu Video-Arbeiten.

Frage 8: Betreiben Sie Ihre Galerie haupt- oder nebenberuflich?

Wir betreiben die Galerie hauptberuflich.

Frage 9: Mittels welcher Formel gestalten Sie Ihre Preise?

Die Preise werden von den Künstlern vorgegeben.

Frage 10: Was macht einen guten Galeristen aus?

Eine Kennerschaft in dem breiten Feld der Kunst, die in die Vergangenheit zurückreicht und eine Aufgeschlossenheit für das Zukünftige.



Ausstellungsräume der Galerie Hengesbach







DruckStock - Ort für freie Grafik

DruckStock - Ort für freie Grafik

Inh. Ulrike Hagemeyer
Friedrich-Engels-Allee 173
42285 Wuppertal
www.druckstock-hagemeyer.de

Frage 1: Frau Hagemeyer, wo suchen und finden Sie Ihre Künstler?

Da ich selber im Bereich freie Druckgrafik arbeite, kenne ich viele Kollegen persönlich, bin gut vernetzt. Auch halte ich auf Reisen die Augen auf, ob ich etwas Spannendes entdecke. Allerdings stehe ich ganz am Anfang. Die Eröffnung von DruckStock mit den Radierungen und Lithografien von Peter Paulus hat im Juni 2016 stattgefunden.

Frage 2: Nach welchen Kriterien wählen Sie „Ihre Künstler“ aus?

Zeitgenössische grafische Druckkunst ist sehr vielseitig. Grundsätzlich müssen mir die Arbeiten gefallen. Das ist sehr subjektiv. Ich habe keine festgelegten Vorstellungen, Lieblingstechniken oder -themen.

Frage 3: Wie viele Künstler betreuen Sie regelmäßig oder gleichzeitig?

Ich arbeite nicht im Sinne einer klassischen Galerie, die Förderung und Aufbau junger Künstler/innen betreibt.

Frage 4: Wie viele Ausstellungen veranstalten Sie pro Jahr?

Ich habe mir vorgenommen drei oder vier Ausstellungen im Jahr durchzuführen. Am 18. September wird die Ausstellung „Stadtansichten“ mit Radierungen und Lithografien von Wolfgang Schmitz eröffnet. In der dritten und letzten Ausstellung in diesem Jahr werden zehn Künstlerkollegen Arbeiten in kleinem Format zeigen: „max.20mal20“.

Frage 5: Sind Sie auf Kunstmessen vertreten?

Nein und das ist auch nicht geplant.

Frage 6: Was macht den Standort Wuppertal für Sie als Galerie interessant?

Ich lebe in Wuppertal und fühle mich der Stadt verbunden. Darüber hinaus bewegen sich die Mieten in einem humanen Rahmen. Ich bin zuversichtlich, wenn dauerhaft interessante und qualitativ hochwertige Kunst ausgestellt wird, sich auch in Wuppertal und Umgebung ein interessiertes Publikum finden wird.

Frage 7: Welche Art von Kunst bieten Sie Ihren Sammlern an?

Die ganze Palette der druckgrafische Kunst, wie Holzschnitt, Radierung, Lithografie oder diverse Mischtechniken.

Frage 8: Betreiben Sie Ihre Galerie haupt- oder nebenberuflich?

Ich arbeite selber im Bereich Radierung und war auf der Suche nach eigenen Werkstatträumen. Das nun auch eine Galerie daraus geworden ist, hat sich zufällig durch die gute Lage an der Friedrich-Engels-Allee in Unterbarmen und ein kleines, der Werkstatt vorgelagertes Ladenlokal ergeben.

Frage 9: Mittels welcher Formel gestalten Sie Ihre Preise?

In erster Linie gestalten Künstler ihre Preise selber. Da fließen viele Faktoren ein, u.a. Ausbildung, welche Ausstellungen gab es bisher, die Höhe der gedruckten Auflage, Anzahl der Druckplatten pro Bild und nicht zuletzt die Formatgröße.

Frage 10: Was macht einen guten Galeristen aus?

Die Liebe zur Kunst und bei mir im Besonderen das Interesse an den klassischen Drucktechniken bilden meine Basis.

Die Mehrzahl der Techniken kenne ich aus meiner eigenen künstlerischen Arbeit. Ich setze mich im Vorfeld einer Ausstellung mit den gezeigten Arbeiten und den Intentionen des Künstlers auseinander.

Professionalität in unterschiedlichen Bereichen ist gefragt. Texte müssen verfasst, Arbeiten für die Ausstellung ausgesucht, gerahmt und gut präsentiert werden. Die galeristische Tätigkeit fordert auch einen kontaktfreudigen Menschen.

Backstubengalerie

Backstubengalerie

Inh. Sabine Kremer / Karin Schwertner
Schreinerstr. 7
42105 Wuppertal
www.Backstubengalerie.de

Frage 1: Frau Kremer, wo suchen und finden Sie Ihre Künstler?

Ich bin selbst bildende Künstlerin und seit 1986 im Bundesverband Bildender Künstlerinnen Künstler (BBK). Daher kenne ich viele Kollegen und Kolleginnen persönlich und weiß, wie sie arbeiten. Ich sage dann zu Frau Schwertner: „Den müssen wir unbedingt zeigen.“ Nachschubprobleme haben wir da nicht.

Frage 2: Nach welchen Kriterien wählen Sie „Ihre Künstler“ aus?

Die Qualität ist ausschlaggebend. Ich denke, dass ich genug Erfahrung habe, das beurteilen zu können. Professionalität ist auch wichtig. Die Künstler müssen regelmäßig arbeiten und ausstellen.

Und vor allem sind wir auf regionale Künstler fokussiert.

Frage 3: Wie viele Künstler betreuen Sie regelmäßig oder gleichzeitig?

Neben den Ausstellungen haben wir natürlich auch ein paar „Künstler der Galerie“ in unseren Ausstellungsräumen hängen. So ist es immer interessant, uns in der Galerie zu besuchen.

Frage 4: Wie viele Ausstellungen veranstalten Sie pro Jahr?

Wir haben etwa drei bis vier Einzelausstellungen im Jahr. Dieses Jahr haben wir auch eine Gruppenausstellung, zum Thema „Wuppertaler Schwebbahn“. Und bei der nächsten WOGA sind wir auch dabei und präsentieren ein paar Künstler.

Frage 5: Sind Sie auf Kunstmessen vertreten?

Nein, davon sind wir noch weit entfernt. Wir haben die Galerie ja auch erst seit einem halben Jahr von Frau Christine Ostermann übernommen und bauen sie gerade neu auf.

Frage 6: Was macht den Standort Wuppertal für Sie als Galerie interessant?

Ich bin Wuppertalerin und finde es hier einfach schön, das ist ein Aspekt. Und dann hat sich hier in den letzten zehn Jahren auch einiges in der kreativen Szene getan. Es gibt viele alternative Entwicklungen hier, zum Beispiel die Utopia-Stadt. Und unser Standort auf dem Ölberg ist auch sehr interessant. Das wird hier ja der Montmartre von



Wuppertal genannt. Das passt ganz gut. Die Wuppertaler mögen ihre Stadt sehr, zum Beispiele die Schwebebahn. Und wir verkaufen ja regionale Kunst. Hier gibt es normale Kunst für normale Leute.

Frage 7: Welche Art von Kunst bieten Sie Ihren Sammlern an?

Vor allem Bilder, die an die Wand kommen. Wir haben in unseren drei Räumen viel Platz an den Wänden. Und kleine Skulpturen haben wir auch. Unser Angebot ist breit gefächert. Es gibt auch einen Galerieshop, wo man Kleinigkeiten und Geschenke kaufen kann. Und es gibt die „Art-Wundertüte“. Darin enthalten sind kleine Originale in der Größe 5 x 5 cm und eine Vita des Künstlers. Die gibt es für zehn Euro. Die werden gerne als kleines Mitbringsel gekauft. Da machen sieben bis acht Künstler mit, die ganz unterschiedlich sind.

Frage 8: Betreiben Sie Ihre Galerie haupt- oder nebenberuflich?

Ziel ist es, die Galerie hauptberuflich zu betreiben. Wir sind ja noch im Aufbau. Ich selbst arbeite ja auch noch als

Bildende Künstlerin. Ansonsten haben wir auch noch ein Schmuck-Projekt laufen. Wir gehen in REHA-Kliniken und machen dort Schmuckgestaltung mit Perlen. Das würden wir auch gerne in der Galerie anbieten.

Frage 9: Mittels welcher Formel gestalten Sie Ihre Preise?

Den Preis nennt jeden Künstler selbst. Sie kennen ja ihren eigenen Marktwert am besten und es ist nur fair, wenn sie ein angemessenes Schmerzensgeld für ihre Trennung vom Werk erhalten. Wenn mir der Preis jedoch nicht angemessen erscheint, dann sage ich schon was dazu.

Frage 10: Was macht einen guten Galeristen aus?

In erster Linie muss er fleißig sein. Ein guter Kontakt zu den Künstlern und den Kunden ist sehr wichtig. Und er muss aktiv sein, vor allem im Bereich der PR und Öffentlichkeitsarbeit. Empathie für Menschen ist auch eine gute Voraussetzung. Ein guter Galerist muss mögliche Hemmschwellen abbauen können, in seine Galerie kommen. Man muss mit den Kunden ins Gespräch kommen und der Kunde soll sich wohlfühlen.

Neuer Kunstverein Wuppertal

Neuer Kunstverein Wuppertal

Hofaue 51 (Kolkmannhaus)
42103 Wuppertal

www.neuer-kunstverein-wuppertal.de

Herr Schönenberg, wo suchen und finden Sie Ihre Künstler?
Dies ist sehr unterschiedlich, in der Regel durch (persönliche) Kontakte und vielzellige Informationswege, wie Ausstellungen, Messen, andere Künstler/-innen und durch die gemeinsame Planung und den Austausch mit den Mitgliedern des Vereins.

Nach welchen Kriterien wählen Sie „Ihre Künstler“ aus?

1. Interessiert uns die Arbeit, wie schätzen wir die Arbeit ein? 2. Ist sie für Wuppertal interessant und neu? 3. Passt sie in das Ausstellungsprogramm des Neuen Kunstverein Wuppertal? (Wir arbeiten mit unterschiedlichen Themen!), 4. Teilen die Mitglieder die Ansicht? 5. Möchte der/die Künstler/-in bei uns ausstellen? 6. Ist die Ausstellung finanzierbar?

Wie viele Ausstellungen veranstalten Sie pro Jahr?

Wir organisieren zwischen 5-7 Ausstellungen, zusätzlich 2-3 Projekte und ca. zehn Veranstaltungen pro Jahr.

Sind Sie auf Kunstmessen vertreten?

Nein. (Nur indirekt durch den ADKV).

Was macht den Standort Wuppertal für Sie als Galerie interessant?

Wir leben und arbeiten hier, wir lieben die Stadt, wir sind interessiert daran, die Stadt interessanter und aufregender zu machen und wir wollen einen weiteren (kulturellen) Dialog in dieser Stadt.

Betreiben Sie den Kunstverein haupt- oder nebenberuflich?

Weder noch: ehrenamtlich.

Was macht einen guten Kunstverein aus?

Großes Engagement und Herzblut, Offenheit für Neues, Kompetenz und Dienstleistung, Dialoge führen, fehlender Egoismus. Unser Ziel ist nicht das Verkaufen von Kunst. Für uns steht im Vordergrund, zeitgenössische Kunst zu vermitteln und erlebbar zu machen, interessante Positionen zu finden und diese mit Ideen und der Stadt/dem Ort an dem wir aktiv sind, zu verknüpfen. Wir initiieren damit einen Dialog zwischen Kunst/Kultur und interessierten Bürger(n)/-innen.





Vorschau Heft#2 2017

GALERIEGESPRÄCHE in Düsseldorf

*erscheint voraussichtlich
im Oktober 2017*

Impressum

Herausgeberinnen:

Susann Pfeiffer
D-42277 Wuppertal
susann.pfeiffer@gug-mag.de

Elvira H. M. Wrosch
D-40210 Düsseldorf
elvira.wrosch@gug-mag.de

Lektorat:
Sandra Hoffmann
sahotext.de

www.gug-mag.de

gug#mag

www.gug-mag.de